



# Ränder der Moderne

Neue Perspektiven  
auf die Europäische Geschichte  
(1800–1930)

Herausgegeben von  
Christof Dejung und  
Martin Lengwiler

**böhlau**

# PERIPHERIEN

Neue Beiträge zur Europäischen Geschichte

Herausgegeben von  
Christof Dejung, Johannes Feichtinger,  
Martin Lengwiler, Ulrike Lindner, Bernhard Struck  
und Jakob Vogel

**Band 1**

Christof Dejung · Martin Lengwiler (Hg.)

# RÄNDER DER MODERNE

Neue Perspektiven auf die  
Europäische Geschichte (1800–1930)



2016

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Das E-Book wurde publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

*Christof Dejung* ist PD für Neuere und Neuste Geschichte an der Universität Konstanz.  
*Martin Lengwiler* ist Ordinarius für Neuere Allgemeine Geschichte an der Universität Basel.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung:  
Barcelona, Handelshafen /Foto John © akg-images/Paul W. John.

© 2016 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln Weimar Wien  
Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, [www.boehlau-verlag.com](http://www.boehlau-verlag.com)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Korrektur: Meinrad Böhl, Leipzig  
Gesamtherstellung: WBD Wissenschaftlicher Bücherdienst, Köln  
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier  
Printed in the EU

ISBN 978-3-412-22535-3

# Inhalt

<u>Christof Dejung · Martin Lengwiler</u> <b>Einleitung: Ränder der Moderne.</b> <b>Neue Perspektiven auf die Europäische Geschichte</b> .....	7
<u>Martin Schaller · Bernhard Struck</u> <b>Bayerische Hottentotten, schottische Barbaren und Homer</b> <b>auf Tahiti. Bereister Raum, beschriebene Zeiten und die</b> <b>Verortung des Eigenen und Fremden im späten 18. Jahrhundert</b> .....	37
<u>Angelika Epple</u> <b>Globale Machtverhältnisse, lokale Verflechtungen.</b> <b>Die Berliner Kongokonferenz, Solingen und das Hinterland</b> <b>des kolonialen Waffenhandels</b> .....	65
<u>Patrick Kupper · Bernhard C. Schär</u> <b>Moderne Gegenwelten. Ein mikrohistorischer Beitrag</b> <b>zur europäischen Globalgeschichte</b> .....	93
<u>Siegfried Weichlein</u> <b>Zählen und Ordnen. Der Blick der Statistik auf die Ränder</b> <b>der Nationen im späten 19. Jahrhundert</b> .....	115
<u>Johannes Feichtinger</u> <b>Modernisierung, Zivilisierung, Kolonisierung als Argument.</b> <b>Konkurrierende Selbstermächtigungsdiskurse in der späten</b> <b>Habsburgermonarchie</b> .....	147
<u>Frithjof Benjamin Schenk</u> <b>Russlands Aufbruch in die Moderne?</b> <b>Konzeptionelle Überlegungen zur Beschreibung historischen</b> <b>Wandels im Zarenreich im 19. Jahrhundert</b> .....	183

Susan Rößner

**Im Osten nichts Neues. Deutsche Historiker und ihr Russlandbild in den 1920er-Jahren ..... 205**

Ludger Mees

**Rückständiges Zentrum, moderne Peripherie. Probleme des spanischen Nation Building im 19. und 20. Jahrhundert ..... 221**

**Verzeichnis der Autorinnen und Autoren ..... 246**

Christof Dejung · Martin Lengwiler<sup>1</sup>

## Einleitung: Ränder der Moderne

Neue Perspektiven auf die Europäische Geschichte

Die Europäische Geschichte ist historiografischer Gegenstand und Disziplin zugleich. Zum geschichtswissenschaftlichen Gegenstand wurde Europa seit der Aufklärung im ausgehenden 18. Jahrhundert. Als eigenständige Teildisziplin – mit thematisch ausgerichteten Fachzeitschriften, Lehrstühlen und Forschungsdebatten – ist die Europäische Geschichte jüngerer Datums. Sie formierte sich in verschiedenen westeuropäischen Staaten in den 1970er-Jahren und wurde nach dem Ende des Kalten Krieges zu einem festen Bestandteil des akademischen Betriebs.

Kurz darauf geriet die Europäische Geschichte jedoch in eine schwere Krise. Die globalhistorische Wende, die ebenfalls in den 1990er-Jahren einsetzte, stellte einige der Grundannahmen der Europäischen Geschichte infrage. Deren Fortschritts- und Modernisierungsparadigmen gerieten in die Kritik, ebenso die in diesem Feld verbreiteten Integrations- und Europäisierungsnarrative. Sogar die Einheit der Teildisziplin steht heute auf dem Prüfstand. Folgt man den globalhistorischen Postulaten und fügt Europa mit einem kritisch-provinzialisierenden Blick in ein polyzentrisches Weltbild ein, dann stellen sich grundsätzliche Fragen nach der Existenzberechtigung der Europäischen Geschichte. Inwieweit kann Europa überhaupt noch als eigenständig bestimmbare Geschichtsregion gelten? Mutiert der Alte Kontinent im globalen Kontext gar zu einem konturlosen Territorium, zu einer nur noch diffus bestimmbaren Weltregion?

Klar ist, dass die Europäische Geschichte aufgefordert ist, ihre bisherigen Narrative zu überprüfen und gegebenenfalls zu revidieren. Diesem Anliegen ist der vorliegende Sammelband gewidmet. Wir werden versuchen, globalhistorische Ansätze auf die Europäische Geschichte zu beziehen, um neue Inspirationen für dieses Forschungsfeld zu gewinnen. Wir sind überzeugt, dass dies ein

---

1 Unser Dank geht an Patricia Hertel und Anika Valerius für Recherchearbeiten zum Forschungsstand sowie an Louanne Burkhardt und Martina Roder für Mithilfe bei redaktionellen Arbeiten.

vielversprechender Weg zu einem innovativen Verständnis der Europäischen Geschichte und der Moderne ist. Der Begriff „Globalgeschichte“ steht stellvertretend für eine breite Palette ähnlicher Zugänge, die in den Geschichtswissenschaften seit den 1990er-Jahren intensiv diskutiert wurden. Dazu gehören neben der Globalgeschichte auch postkolonialen Theorien sowie die Bereiche der transnationalen oder transkulturellen Geschichte.<sup>2</sup> Diesen Zugängen gemein ist das Anliegen, nationalstaatliche Analyserahmen zu überwinden und grenzüberschreitende oder globale Verflechtungen, Interdependenzen und Herrschaftsbeziehungen stärker in den Blick zu nehmen. Auf Europa bezogen vermitteln diese Ansätze eine global eingebettete Außensicht auf den Alten Kontinent beziehungsweise die europäische Moderne. In diesem Sinne versteht sich auch der Titel des Bandes. Wie im Folgenden gezeigt werden soll, halten wir die *Ränder der Moderne* sowohl für einen vielversprechenden Untersuchungsgegenstand als auch für ein nützliches Analysekonzept, das es erlaubt, neue Fragen an die Europäische Geschichte zu formulieren. Wir verstehen die globalhistorische Herausforderung somit nicht als Anfang vom Ende der Europäischen Geschichte, sondern als Einladung zur kreativen Erneuerung der Disziplin.

Diese Einleitung stellt unser programmatisches Anliegen in vier Schritten genauer vor. Sie wirft erstens einen Blick zurück und verfolgt, wie sich die Europäische Geschichte – insbesondere im deutschsprachigen Raum – als historiografische Teildisziplin formiert und institutionalisiert hat. Die anschließenden Abschnitte setzen sich kritisch mit zentralen Axiomen der klassischen Europäischen Geschichte auseinander: Der zweite Teil analysiert die impliziten räumlichen Prämissen der Europäischen Geschichte, die den westeuropäischen Raum als Untersuchungsgegenstand gegenüber anderen Regionen Europas klar privilegierte. Dieser geografische Fokus korrespondiert mit einer Konzentration auf jene Räume, in denen seit der Aufklärung die sich herausbildende moderne Gesellschaft situiert wurde; meist waren es die Metropolen der großen Nationen Westeuropas, die als Hort von Fortschritt und Modernität galten. Anschließend

2 Sebastian Conrad, *Globalgeschichte. Eine Einführung*, München 2013; Madeleine Herren/Martin Rüsch/Christiane Sibille, *Transcultural History. Theories, Methods, Sources*, Heidelberg 2012; Patricia Clavin, *Time, Manner, Place: Writing Modern European History in Global, Transnational and International Contexts*, in: *European History Quarterly* 40 (2010), S. 624–640; Gunilla Budde/Sebastian Conrad/Oliver Janz (Hg.), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen 2006.

führt der dritte Teil aus, dass diese Konzipierung auch einen schichtenspezifischen Aspekt aufweist. Die traditionellen räumlichen Grundannahmen der Europäischen Geschichte gehen auf Deutungsmuster zurück, mit denen Angehörige der sozialen Eliten seit dem späten 18. Jahrhundert die Welt in fortschrittliche und rückständige Gebiete unterteilten. Ausgehend von diesen kritischen Überlegungen formuliert die Einleitung im abschließenden vierten Teil einige zentrale Anliegen einer neuen, global perspektivierten Europäischen Geschichte und stellt dabei auch die Beiträge zu diesem Sammelband vor. Zur Darstellung kommt das Anliegen, die traditionellen europahistorischen Narrative einer relativistischen Kritik zu unterziehen. Zudem werden drei Themenfelder einer erneuerten Europäischen Geschichte vorgestellt, die sich in der aktuellen Forschung abzeichnen: erstens die Definition einer nicht-teleologischen Zeitlogik der Europäischen Geschichte, zweitens der konsequente Einbezug der Außenbeziehungen Europas in den Deutungen der Europäischen Geschichte, drittens die Anwendung postkolonialer Ansätze auf innereuropäische Beziehungen, um eine neue Sicht auf die europäischen Binnenperipherien zu gewinnen.

#### Zwischen Reichs- und Integrationsgeschichte: Entwicklung der Europäischen Geschichte als Disziplin

Das aktuelle Profil der Europäischen Geschichte hat sich über verschiedene Stufen entwickelt und lässt sich nur vor dem Hintergrund ihrer eigenen Fachgeschichte verstehen. Die Vorgeschichte der Teildisziplin setzt bereits im frühen 19. Jahrhundert ein, als die Geschichte Europas als Forschungsgegenstand eine zentrale Rolle im Fachdiskurs der noch jungen Geschichtswissenschaft spielte. Im deutschsprachigen Raum beschäftigten sich zahlreiche Historiker aus unterschiedlichen Gründen mit Themen und Räumen der Europäischen Geschichte, von Leopold von Ranke über die universalhistorisch orientierten Jacob Burckhardt und Karl Lamprecht bis zu Figuren im Umfeld der borussischen Schule wie Hermann Oncken. Die Geschichte Europas wurde oft als Nachgeschichte der klassischen Antike im Kontext der mittelalterlichen und neuzeitlichen Reichs- und Kirchengeschichte dargestellt. Sie mündete letztlich in die Historiografie der modernen, säkularen Nationalstaaten Europas oder bildete einen Baustein zu einer Kultur- und Zivilisationsgeschichte der modernen Welt.

Das Interesse an einer europäisch orientierten Historiografie blieb auch nach dem Aufstieg der Nationalstaatsgeschichte seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert

virulent. In Frankreich oder Großbritannien manifestierte sich das Interesse an der Geschichte Europas als Antwort auf die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Krisen der europäischen Nationalstaaten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Beispielhaft dafür stehen etwa Henri Pirennes *Histoire de l'Europa* (1936 erschienen, geschrieben 1917/18) oder Arnold Toynbees *A Study of History* (1934–1939).<sup>3</sup> In der Zwischenkriegszeit entstanden auch die ersten englischsprachigen Foren für die Europäische Geschichte, insbesondere das 1927 begründete *Journal of Modern History*, das sich als Publikationsorgan einer europäischen Geistes- und Politik- und Kulturgeschichte verstand.

Eine erneute Konjunktur erlebte die Europäische Geschichte – diesmal auch als institutionelles Projekt – erst wieder nach dem Zweiten Weltkrieg.<sup>4</sup> In Westeuropa und insbesondere in Westdeutschland war die Geschichtswissenschaft der frühen Nachkriegszeit darauf bedacht, sich von nationalistischen oder völkischen Traditionen abzugrenzen. Die Geschichte Europas bot dafür ein geeignetes Gegenmodell, das an christlich-abendländische und föderalistische Identitätsvorstellungen anschloss. In Westdeutschland spielte die Katholizismusgeschichte als Historiografie einer zentralen nationalstaatsübergreifenden Tradition in diesen Debatten eine prominente Rolle.<sup>5</sup> Beispielhaft für diese Phase

- 
- 3 Stuart Woolf, Europa und seine Historiker, in: *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 14 (2004) 3, S. 50–71, hier S. 53 f. Für den deutschsprachigen Raum sind etwa Werner Kaegi oder – als historisch arbeitender Soziologe – Norbert Elias zu nennen.
  - 4 Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1993, S. 211–222, 266–276; auch: Winfried Schulze/Corine Defrance, *Die Gründung des Instituts für Europäische Geschichte Mainz* (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 36), Mainz 1992, S. 13–22. Vgl. auch: Heinz Duchhardt, Bilanz und Anstoß. Ein Kommentar zum Wiener Europa-Symposium, in: Gerald Stourzh (Hg.), *Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung*, Wien 2002, S. 141–145, hier S. 144. Als Beispiele für die europahistorische Konjunktur: Oskar Halecki, *The limits and divisions of European History*, London 1950; Albert Mirgeler, *Geschichte Europas*, Freiburg 1953; Christopher Dawson, *Understanding Europe*, London 1956; Denis Hay, *Europe. The Emergence of an Idea*, Edinburgh 1957; Carlo Curcio, *Europa: storia di un'idea*, Florenz 1958; Geoffrey Barraclough, *European Unity in Thought and Practice*, Oxford 1963.
  - 5 Vgl. zur historischen Genese der Idee Europas als christlicher Gemeinschaft: Richard J. Evans, *What is European History? Reflections of a Cosmopolitan Leader*, in: *European History Quarterly* 40 (2010), S. 593–605, sowie die Beiträge in *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 14 (2004) 3.

ist die Gründung des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz, das zusammen mit einer Reihe anderer Forschungsinstitute in der frühen Bundesrepublik entstand. Errichtet 1950 auf Betreiben der französischen Militärregierung, verstand es sich als ein Projekt der deutsch-französischen Verständigung. Die Konzipierung und der Aufbau unter dem Gründungsdirektor Fritz Kern standen programmatisch in der Tradition christlich-abendländischer Ansätze, die an die katholisch-süddeutsche, föderalistische und konsequent antiborussische Geschichtsschreibung des Kaiserreichs und der Weimarer Republik anknüpfen. Zweck der Einrichtung war es, die übernationale und überkonfessionelle Zusammenarbeit im Nachkriegseuropa zu fördern.<sup>6</sup>

Eine vergleichbare Renaissance der Europäischen Geschichte lässt sich in der frühen Nachkriegszeit auch in Frankreich – im Kontext der *Annales* – und in Großbritannien beobachten. Die Teildisziplin profitierte dabei von politisch-ideellen Motiven, die eine antinationalistische, liberal-demokratische und oft auch föderalistische Wende im europäischen Rahmen forderten. Diesem Ansatz folgten etwa Lucien Febvre (in seiner 1944 gehaltenen Antrittsvorlesung *L'Europe. Genèse d'une civilisation*) oder John Bowle in *The Unity of European History* (1948).<sup>7</sup> So geht das historiografische Narrativ der europäischen Integration, das die Europäische Geschichte bis in die jüngste Zeit prägte, auf die frühe Nachkriegszeit zurück. Das Fach profitierte auch – vor allem im angelsächsischen Raum – von historisch-philologischen Fachtraditionen. Die Geschichte kontinentaleuropäischer Staaten wurde häufig in Fächern wie den „German Studies“, den „French Studies“ oder den „Russian and Soviet Studies“ betrieben. Diese Fächer erlebten in den 1950er- und 1960er-Jahren einen nachhaltigen Aufschwung, nicht zuletzt aufgrund der politischen Entwicklungen. Der Kalte Krieg verlieh den Osteuropastudien und der Osteuropäischen Geschichte Auftrieb; die europäische Integration beförderte das Interesse an den großen westeuropäischen Nationen; schließlich verlieh die Dekolonisierung der Kolonialgeschichte, insbesondere in Großbritannien, eine zusätzliche Relevanz. Anfang der 1970er-Jahre erhielten die europahistorischen Aktivitäten im englischsprachigen Raum eine weitere nachhaltige Plattform. Die 1971 gegründete Zeitschrift *European Studies Review*, von Beginn an primär

6 Schulze, *Geschichtswissenschaft*, S. 211–222; Schulze/Defrance, *Gründung*, S. 24 f.

7 Woolf, *Europa und seine Historiker*, S. 53–58.

historisch ausgerichtet (und deshalb 1984 umbenannt in *European History Quarterly*), verstand sich als Forum für Beiträge zur europäischen Sozial-, Politik- und Kulturgeschichte seit dem ausgehenden Mittelalter und war das erste europabezogene Journal in Großbritannien. Es sollte der mehrsprachigen Historiografie der Länder Europas ein englischsprachiges Podium bieten – einschlägige nicht-englischsprachige Artikel wurden übersetzt, um sie einem breiteren Fachpublikum zugänglich zu machen.<sup>8</sup>

In den 1960er-Jahren wurde die Europäische Geschichte auch von den zeitgleichen methodisch-theoretischen Neuerungen der Historiografie erfasst. Wichtig waren insbesondere die struktur- und mentalitätshistorischen Ansätze der französischen *Annales* sowie die britische und später auch die deutschsprachige Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Der Erneuerungsschub manifestierte sich beispielsweise in den seit Mitte der 1960er-Jahre erschienenen europabezogenen Bänden der Fischer Weltgeschichte.<sup>9</sup> Mit der Ausbreitung früher komparatistischer Ansätze entstanden in den 1970er- und 1980er-Jahren wichtige Überblickswerke zur europäischen Geschichte, die allerdings zumeist nationalstaatlich-vergleichend angelegt waren. Zu den bedeutendsten darunter gehörte das „Handbuch für europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte“, das von 1980 an in sechs Bänden erschien, oder die dreibändige, von Jürgen Kocka herausgegebene europäisch-vergleichende Bürgertumsgeschichte des 19. Jahrhunderts.<sup>10</sup> Diese Arbeiten folgten implizit oder explizit einem Modernisierungsparadigma, das es erlaubte, aufgrund der verschiedenen Entwicklungsgeschwindigkeiten, Staaten auf der Zeitachse in modernere und rückständigere zu unterteilen. Europa stellte gewissermaßen den welthistorischen Taktgeber der Modernisierung und weiterer damit verbundener Prozesse wie der Industrialisierung und Urbanisierung dar.

Das Ende des Kalten Krieges wirkte sich auf die Europäische Geschichte in zweierlei Hinsicht aus. Erstens verstärkte die integrationspolitische Dynamik der

8 *European Studies Review* 1 (1971); Editorial, in: *European History Quarterly* 14 (1984), S. I.

9 Beispielsweise: Jacques Le Goff, *Das Hochmittelalter*, Frankfurt/M. 1965 (Fischer-Weltgeschichte 11); Franz Georg Maier, *Die Verwandlung der Mittelmeerwelt*, Frankfurt/M. 1968 (Fischer-Weltgeschichte 9).

10 Jürgen Kocka (Hg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert*, 3 Bde., Göttingen 1995; Wolfram Fischer et al. (Hg.), *Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, 6 Bde., Stuttgart 1980–1993.

1990er-Jahre mit der Umsetzung des Maastrichtabkommens sowie den Vorbereitungen zur Osterweiterung und zur Währungsunion das zeitgeschichtliche Interesse an der europäischen Integration und an Europäisierungspänomenen.<sup>11</sup> Dabei fokussierte die Forschung nicht nur auf die politische Geschichte der Europäischen Integration, sondern auch auf längerfristige ökonomische und kulturelle Europäisierungsprozesse, die ins 19. Jahrhundert oder gar in die Vormoderne zurückreichen.<sup>12</sup> Diese Themen erhielten zusätzliches Gewicht einerseits durch die Arbeiten, die aus dem 1976 errichteten Europäischen Hochschulinstitut in Florenz hervorgingen, andererseits durch die Ausbreitung komparatistischer und transferanalytischer Methoden, die sich im deutsch- und französischsprachigen Raum in den 1980er-Jahren etabliert hatten.<sup>13</sup> Die Forschungen zur europäischen Integration zeichneten sich meist durch eine wenig reflektierte Präferenz für die westeuropäischen Staaten aus. Parallel dazu fand zweitens auch die Osteuropäische Geschichte nach 1989 zu einem neuen Selbstverständnis. Die Geschichte Osteuropas wurde nun als Teil einer allgemeinen Europäischen Geschichte

---

11 Vgl. Hannes Siegrist/Rolf Petri, *Geschichten Europas. Kritik, Methoden und Perspektiven*, in: *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 14 (2004) 3, S. 7–14, hier S. 7; Woolf, *Europa*, S. 60–67. Exemplarisch auch: Wilfried Loth, *Der Weg nach Europa: Geschichte der europäischen Integration 1939–1957*, Göttingen 1990. Vgl. auch: Ulrike von Hirschhausen/Kiran Klaus Patel, *Introduction*, in: Martin Conway/Kiran Klaus Patel (Hg.), *Europeanization in the Twentieth Century: Historical Approaches*, New York 2010, S. 1–18; Hartmut Kaelble, *Europäisierung*, in: Matthias Middell (Hg.), *Dimensionen der Kultur- und Gesellschaftsgeschichte*, Leipzig 2007, S. 73–89.

12 Exemplarisch: Asa Briggs/Patricia Clavin, *Modern Europe: 1789–1989*, London 1997; Harold James, *Europe Reborn. A history, 1914–2000*, Harlow 2003; Tony Judt, *Postwar. A history of Europe since 1945*, New York 2005. Mit frühneuzeitlichem Blick: Wolfgang Schmale, *Geschichte Europas*, Wien 2000. Zur europäischen Integration im engeren Sinne: Jürgen Mittag, *Kleine Geschichte der Europäischen Union. Von der Europaidee bis zur Gegenwart*, Münster 2008; Jürgen Elvert, *Die europäische Integration*, Darmstadt 2006. Integrationshistorisch zum 19. Jahrhundert: Guido Thiemeyer, *Internationalismus und Diplomatie: Währungspolitische Kooperation im europäischen Staatensystem 1865–1900*, München 2009.

13 Exemplarisch die Arbeiten von Hartmut Kaelble, vgl. u. a. Rainer Hudemann/Hartmut Kaelble/Klaus Schwabe (Hg.), *Europa im Blick der Historiker*, München 1995 (*Historische Zeitschrift*, Beihefte, Neue Folge 21). Für eine Übersicht: Heinz-Gerhard Haupt, *Die Geschichte Europas als vergleichende Geschichtsschreibung*, in: *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 14 (2004) 3, S. 83–97.

verstanden, wobei die Konstruktions- und Interpretationsprozesse der europäischen Ost-West-Semantik stärker in den Blick gerieten.<sup>14</sup>

Das verstärkte Interesse an der Geschichte Europas spiegelt sich auch in einer fortschreitenden Institutionalisierung des Fachs wider. Davon zeugt etwa die Gründungswelle europahistorischer Zeitschriften und Reihen seit 1990. Daraus gingen die *Contemporary European History* (1990), die *European Review of History* (1994), das *Jahrbuch für Europäische Geschichte* (2000), das *Handbuch der Geschichte Europas* (2002–2012) oder das *Journal of Modern European History* (2003) hervor. Auch die 1991 begründete Zeitschrift *Comparativ* (zunächst mit dem Untertitel *Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung*) widmete sich anfangs mehrheitlich europäischen Themen. Daneben entstanden zahlreiche Online-Foren mit europahistorischem Fokus, so etwa das vom Mainzer Institut herausgegebene *Forum Europäische Geschichte Online* ([www.ieg-ego.eu](http://www.ieg-ego.eu)) oder das Themenportal *Europäische Geschichte von Clio-online* ([www.europa.clio-online.de](http://www.europa.clio-online.de)), um nur die wichtigsten deutschsprachigen Plattformen zu nennen.

Trotz dieser inhaltlichen und institutionellen Ausdifferenzierung blieb der geografische Fokus der Europäischen Geschichte erstaunlich konstant. Seit den 1980er-Jahren standen die großen westeuropäischen Staaten – Deutschland, Frankreich, Großbritannien, teilweise auch Spanien und Italien – im Mittelpunkt der Forschung. Diese Schlagseite setzt sich bis in die heutigen Online-Foren zur Europäischen Geschichte fort. So werden im Mainzer Internetforum zur Europäischen Geschichte west- und mitteleuropäische Gebiete mehr als doppelt so häufig behandelt wie ost-, nord- und südeuropäische Regionen, wobei der Trend der letzten drei Jahre eher in Richtung West- und Mitteleuropa als hin zu den Rändern oder außereuropäischen Themen geht (vgl. Tabelle 1). Noch deutlicher fallen die Unterschiede beim Themenportal Europäische Geschichte von Clio-online aus. Über die Hälfte aller Beiträge behandeln westeuropäische

14 Einschlägig: Larry Wolff, *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford 1994. Zur Debatte im deutschsprachigen Raum vgl. etwa: Manfred Hildermeier et al. (Hg.), *Europäische Zivilgesellschaft in Ost und West: Begriff, Geschichte, Chancen*, Frankfurt 2000. Vgl. auch: Bernhard Struck, *Von Sachsen nach Polen und Frankreich. Die These der „Erfindung Osteuropas“ im Spiegel deutscher Reiseberichte um 1800*, in: *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 14 (2004) 3, S. 125–143.

Themen. Dahinter folgen Artikel zu Osteuropa (rund 15 %) und allgemein zur gesamteuropäischen Geschichte (rund 10 %). Auf Süd- und Südosteuropa fallen je etwa 5 % aller Beiträge. Globalhistorische Beiträge umfassen rund 5 %, während Nordeuropa und außereuropäische Gebiete nur marginal behandelt werden. In den letzten Jahren hat sich die Anzahl europäisch-vergleichender und globalhistorischer Artikel sowie der Beiträge zu Süd- und Osteuropa tendenziell erhöht (vgl. Tabelle 2).

Tabelle 1: Räumlicher Bezug der Beiträge des Portals Europäische Geschichte Online, Institut für Europäische Geschichte, Mainz<sup>15</sup>

Raum	Anzahl Beiträge total (2010–2015; N = 311)	Anzahl Beiträge in den letzten 3 Jahren (10. 4. 2012–9. 3. 2015; N = 97)
Westeuropa	250 (80 %)	81 (84 %)
Mitteleuropa	270 (87 %)	83 (86 %)
Balkan	123 (40 %)	34 (35 %)
Osteuropa	178 (57 %)	52 (54 %)
Nordeuropa	123 (40 %)	34 (35 %)
Südeuropa	180 (58 %)	56 (58 %)
Außereuropäische Welt	118 (38 %)	35 (36 %)

Quelle: [www.ieg-ego.eu](http://www.ieg-ego.eu) (Stand 9. 3. 2015; Mehrfachnennungen möglich)

15 Die Statistik gibt die Zuordnungen des Portals Europäische Geschichte Online wieder. Als Mitteleuropa gelten die deutschsprachigen Staaten, Polen und die Nachfolgestaaten des Habsburgerreichs.

Tabelle 2: Räumlicher Bezug der Beiträge des Online-Themenportals Europäische Geschichte (Kategorie „Gesellschaft, Kultur, Religion“)<sup>16</sup>

Raum	Anzahl Beiträge total (2006-2015; N = 250)	Anzahl Beiträge in den letzten 4 Jahren (21. 2. 2011–9. 3. 2015; N = 60)
Westeuropa	141 (56 %)	33 (55 %)
Osteuropa	43 (17 %)	15 (25 %)
Europa allg. (u. a. Ost-West- Beziehungen)	28 (11 %)	10 (17 %)
Südosteuropa (einschl. Türkei, Osmanisches Reich)	11 (4 %)	3 (5 %)
Südeuropa (Spanien, Italien, Portugal, Griechenland)	15 (6 %)	8 (13 %)
Nordeuropa	1 (0 %)	1 (2 %)
USA/Transatlantischer Raum	21 (8 %)	4 (7 %)
Asien	3 (1 %)	0 (0 %)
Afrika	4 (2 %)	0 (0 %)
Süd- und Mittelamerika	2 (1 %)	1 (2 %)
Globalgeschichte, Kolonialgeschichte	14 (6 %)	9 (15 %)

Quelle: [www.europa.clio-online.de](http://www.europa.clio-online.de) (Stand 9. 3. 2015)

### Narrative der Europäischen Geschichte und das Problem des Raumes

Wie wäre eine Europäische Geschichte zu konzipieren, die nicht durch implizite Modernisierungsnarrative und eine kaum reflektierte Präferenz auf Westeuropa gekennzeichnet ist? Diese Frage ist allein schon deswegen schwierig zu beantworten, weil die räumliche Dimension Europas nicht eindeutig bestimmbar ist. Topografisch ist Europa kein klar abgegrenzter Kontinent, sondern eher der westliche Ausläufer Eurasiens. Dennoch – oder gerade deshalb – haben es sich Geografen seit der Antike zur Aufgabe gemacht, die Grenzen Europas

16 Ausgewertet wurden die Essays zur mit Abstand umfangreichsten und inhaltlich breitesten Kategorie „Gesellschaft, Kultur, Religion“, die exemplarisch für das gesamte Portal steht: [www.europa.clio-online.de](http://www.europa.clio-online.de) (Stand 21. 2. 2011). Doppelnennungen wurden nach Möglichkeit vermieden.

festzusetzen. Dies führte zu höchst unterschiedlichen Resultaten. Da Europa im Osten keine klare natürliche Grenze besitzt, war die Grenzziehung zu Asien und Afrika wesentlich durch weltanschauliche Kriterien geprägt.<sup>17</sup> Beispielsweise vertraten nach 1917 verschiedene Geografen die Meinung, Russland gehöre nicht zu Europa. Der eintönige Raum lasse die russische Bevölkerung apathisch werden; diese unterscheide sich dadurch klar von den Europäern. Andere Geografen dagegen vertraten die Ansicht, dass ganz Osteuropa – bis und mit Sibirien – zu Europa gehöre, da es durch Angehörige der weißen Rasse bewohnt sei und sich kulturell von Asien unterscheide. Die heute gängige Meinung, dass der Ural die Grenze zwischen Asien und Europa bildet, geht auf den schwedischen Kartografen Philip Johan von Strahlenberg zurück. Seine Definition aus dem frühen 18. Jahrhundert spaltet das russische Territorium in einen europäischen und einen asiatischen Teil. Auch die Süd- und Westgrenze des Kontinents wurde je nach Kriterium unterschiedlich gezogen. Der deutsche Historiker Karl Krüger vertrat in den 1950er-Jahren die Ansicht, dass sowohl der Nahe Osten wie auch Nordafrika zu Europa zu zählen seien, da diese Gebiete durch die hellenistische Denkweise und den Kulturraum des Mittelmeeres mit Europa verbunden seien.<sup>18</sup> Der Wirtschaftsgeograf Theodor Krüger schlug in den 1960er-Jahren gar vor, den gesamten nordatlantischen Raum zwischen Europa und Nordamerika als eigenständigen Kultur- und Wirtschaftsraum zu behandeln.<sup>19</sup>

Auch die Geschichtswissenschaften taten sich schwer, Europa präzise zu lokalisieren. Dies, obwohl – oder gerade weil – sich die geschichtswissenschaftliche Forschung unter dem Einfluss des Historismus von der Dimension des Räumlichen verabschiedete und sich in erster Linie für die Analyse temporaler Prozesse zuständig hielt.<sup>20</sup> Lange Zeit fehlte deshalb die Sensibilität für die räumliche Dimension von Geschichte. Dies führte dazu, dass die Vorstellungen von

17 Hans-Dietrich Schultz, Europa: (k)ein Kontinent? Das Europa deutscher Geographen, in: Iris Schröder/Sabine Höhler (Hg.), *Geschichte, Geographie und Globalisierung seit 1900*, Frankfurt/M. 2005, S. 204–231.

18 Karl Krüger, *Weltpolitische Länderkunde*, Berlin 1953, S. 119 ff.

19 Theodor Kraus, Über das traditionelle Wesen der fünf traditionellen Kontinente, in: Josef Meixner/Gerhard Kegel (Hg.), *Festschrift für Leo Brandt*, Köln/Opladen 1968, S. 693–717.

20 Jürgen Osterhammel, Die Wiederkehr des Raumes: Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie, in: *Neue Politische Literatur* 43 (1998), S. 374–397; Reinhart Koselleck, *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt/M. 2000, S. 81; Karl Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit: Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003, S. 38.

der Geschichte des Alten Kontinents oft durch räumliche Vorannahmen geprägt wurden, die vielen Historikerinnen und Historikern kaum bewusst, dadurch jedoch umso wirkungsmächtiger waren.<sup>21</sup> Ein Blick in die Historiografie zeigt, dass sich die Europäische Geschichte in erster Linie für Westeuropa interessierte, Osteuropa dagegen häufig übersah.<sup>22</sup> Von Leopold von Ranke stammt die Bemerkung, dass New York und Lima für die europäische Geschichte wichtiger seien als Kiew oder Smolensk.<sup>23</sup> Gegen eine solche Ansicht wandte sich der britische Historiker Oskar Halecki, der in seinem 1950 erschienenen Buch *Limits and Division of European History* festhielt, dass Ost- und Westeuropa aufgrund ihrer christlichen Prägung grundsätzlich zusammengehörten, während das Osmanische Reich als islamisches Gebiet nicht Teil Europas sei. Interessant ist, dass für Halecki die Grenzen Europas nicht fest, sondern durchaus veränderlich waren. Russland verließ seiner Ansicht nach mit der Oktoberrevolution 1917 den Rahmen der Europäischen Geschichte.<sup>24</sup> Die Vorstellung, dass Europas Grenzen durch historische Gezeiten verschoben werden können, wurde auch von dem Geografen W. H. Parker und seinem Konzept eines *tidal Europe* vertreten, gemäß dem die Ostgrenze des Kontinentes je nach angewandter Kategorie und dem Gang der Ereignisgeschichte fluktuierte.<sup>25</sup>

Wie eingangs erwähnt, korrespondiert die Fokussierung der Europäischen Geschichte auf West- und Nordwesteuropa mit einer Konzentration auf diejenigen Gebiete in denen traditionellerweise die Herausbildung der modernen Gesellschaft verortet wird. Wie verschiedene neuere Studien gezeigt haben, ist das europäische Selbstverständnis in der Neuzeit ganz wesentlich durch eine Dichotomie von modernen Zentren und rückständigen Peripherien geprägt. Larry Wolff etwa stellte die These auf, die Vorstellung von „Osteuropa“ als einheitlichem

21 Gerald Stourzh, Statt eines Vorworts: Europa, aber wo liegt es?, in: Gerald Stourzh (Hg.), *Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung*, Wien 2002, S. IX–XX; Stuart Woolf, *Europa und seine Historiker*, in: *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 14 (2004) 3, S. 50–71, hier S. 68.

22 Hans Lemberg, Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jh. Vom „Norden“ zum „Osten“ Europas, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 33 (1985), S. 48–91.

23 Ernst Schulin, *Die weltgeschichtliche Erfassung des Orients bei Hegel und Ranke*, Göttingen 1958, S. 160.

24 Halecki, *The Limits and Divisions*, S. 11, 74–93, 123–141.

25 W. H. Parker, *A Historical Geography of Russia*, London 1968. Vgl. hierzu auch Norman Davies, *Europe: A History*, Oxford 1996, S. 9.

Raum sei eine Erfindung der westeuropäischen Aufklärung gewesen, die ihre eigene Fortschrittlichkeit dadurch zu unterstreichen suchte, dass sie den östlichen Teil des Kontinents als rückständiges Schattenreich zeichnete.<sup>26</sup> Derartige Gegensatzpaare prägten nicht bloß die binneneuropäischen *mental maps*, sie wurden im 19. Jahrhundert auch zur Leitlinie der europäischen Selbstverortung innerhalb der Welt. Im Zuge von Industrialisierung und kolonialer Expansion sah sich Europa immer stärker als Lokomotive des globalen Fortschritts, während andere Erdteile – in erster Linie Afrika und große Teile Asiens – als stagnierend oder rückständig wahrgenommen wurden (zur Konstitution dieses zeitlichen Narrativs vgl. auch den Beitrag von Martin Schaller und Bernhard Struck in diesem Band).<sup>27</sup>

Diese Vorstellungen hatten grundlegende Auswirkungen auf die sich herausbildende Disziplin der Geschichtswissenschaft. Während Geschichtsschreiber der Aufklärung wie Hegel, Montesquieu, de Marsy oder Voltaire<sup>28</sup> noch ganz selbstverständlich auch außereuropäische Zivilisationen in ihre Überlegungen integriert hatten, erfolgte im 19. Jahrhundert eine zunehmende Verengung auf Europa.<sup>29</sup> Führende Historiker des 19. Jahrhunderts wie Leopold von Ranke, Johann Gustav Droysen, James Mill oder Thomas Babington Macaulay vertraten die dezidierte Ansicht, dass außereuropäische Völker über keine nennenswerte historische Vergangenheit verfügen. Das Konzept der „Geschichte“ sollte deshalb allein dazu dienen, die Vergangenheit der westlichen „Kulturvölker“ zu studieren. Die Untersuchung außereuropäischer Völker wurde dagegen an die Ethnologie delegiert.<sup>30</sup>

26 Larry Wolff, *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford (CA) 1994.

27 Jürgen Osterhammel, *Die Entzauberung Asiens: Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*, München 1998.

28 François-Marie de Marsy, *Histoire moderne des Chinois, des Japonais, des Indiens, des Persans, des Turcs, des Russiens etc.*, Paris 1754–1778; Voltaire, *Essai sur l'histoire générale et sur les mœurs et l'esprit des nations*, Genf 1756.

29 Andreas Heuer, *Die Geburt des modernen Geschichtsdenkens in Europa*, Berlin 2012.

30 Andrew Zimmerman, *Geschichtslose und schriftlose Völker in Spreeathen. Anthropologie als Kritik der Geschichtswissenschaft im Kaiserreich*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 47 (1999), S. 197–210; Jürgen Osterhammel, *„Peoples without History“ in British and German Historical Thought*, in: Benedikt Stuchtey/Peter Wende (Hg.), *British and*

Obwohl diese geografische Selbstmarginalisierung der historischen Zunft mit ihrer Fokussierung auf Westeuropa und die nochmalige Verengung auf die Nationalgeschichte im Zeitalter des Historismus wichtige historische Prozesse (etwa das „plötzliche“ Auftauchen von Mongolen, Muselmanen auf der Bühne der Weltgeschichte, aber auch die jahrhundertealten Handelsbeziehungen zwischen Asien und Europa) nicht in den Blick nehmen konnten, wurde der universelle Anspruch dieser Art von Geschichtsschreibung lange Zeit kaum hinterfragt. Doch als sich nach dem Ende des Kalten Krieges ehemalige koloniale oder semikoloniale Länder wie China oder Indien als (wirtschafts-)politische Großmächte zu etablieren begannen, als der islamistische Fundamentalismus sich als Antithese zu westlichen Zivilisationsvorstellungen positionierte und die westlichen Gesellschaften sich unvermutet in einer sich globalisierenden Welt wiederfanden, wurden immer häufiger Stimmen laut, die vorbrachten, dass eine rein auf die westliche Welt fokussierte Geschichtsschreibung ihre eindeutigen Schwächen habe. Wie Vertreter der postkolonialen Theorie sowie der Globalgeschichte anführten, gilt dies nicht bloß in thematischer, sondern auch in analytischer Hinsicht.<sup>31</sup> Dipesh Chakrabarty etwa äußerte in seinem viel zitierten Aufsatz *Provincializing Europe* die Ansicht, dass sich analytische Kategorien der europäischen Geschichte nicht unhinterfragt über den Rand des europäischen Kontinents hinaus verallgemeinern ließen. Lange Zeit blieb es unbestritten, wenn europäische Historiker und Historikerinnen ihre Forschungen zur europäischen Vergangenheit als *allgemeine* Geschichte bezeichneten. „Im akademischen Diskurs über Geschichte“, so Chakrabarty, „ist ‚Europa‘ immer noch das souveräne, theoretische Subjekt aller Geschichten einschließlich derjenigen, die wir als ‚indisch‘, ‚chinesisch‘ oder ‚kenianisch‘ bezeichnen.“ Gegenüber der auf dem europäischen Überlegenheitsanspruch basierenden europäischen Geschichtsschreibung – mit ihrer Präferenz für erkenntnisleitende Konzepte wie Aufklärung, Nationalstaat, Öffentlichkeit, Demokratisierung oder für auf westliche Gesellschaften zugeschnittene Periodisierungen – musste die Geschichte Außereuropas stets defizitär sein und gleichsam im „Wartesaal der Geschichte“ verbleiben.<sup>32</sup>

---

German Historiography 1750–1950. Traditions, Perceptions, and Transfers, Oxford 2000, S. 265–287.

31 Daniel Woolf, *A Global History of History*, Cambridge 2011, S. 9.

32 Dipesh Chakrabarty, *Europa provinzialisieren? Postkolonialität und die Kritik der Geschichte*, in: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus*.

### Jenseits des Raums: Sozialhistorische Perspektivierung des europäischen Modernitätsdiskurses

In den letzten Jahren sind zahlreiche Studien erschienen, die sich unter unterschiedlichen Schlagworten – *spatial turn*, transnationale Geschichte, Globalgeschichte – mit den Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Teilen der Welt beziehungsweise der mentalen Aufladung bestimmter geografischer Räume beschäftigen. Als Folge davon werden in vielen dieser Studien räumliche Entitäten nicht nur als Untersuchungsgegenstand behandelt, sie verwandeln sich oft unter der Hand zu Akteuren *sui generis*. Dies gilt insbesondere für die zahlreichen Studien, die sich in der Nachfolge von Edward Said mit der Konstruktion eines rückständigen orientalistischen Anderen durch „den Westen“ beschäftigen, ebenso wie für jene Untersuchungen, die die Wechselwirkungen zwischen einzelnen europäischen Nationen und der kolonialen Welt in den Blick nehmen.<sup>33</sup> Ein Problem eines derartigen raumhistorischen Zugangs besteht darin, dass er die Frage nach den jeweiligen sozialen Akteuren gar nicht oder wenn, dann nur sehr unspezifisch beantwortet.

Die Frage, inwiefern die Verräumlichung von Modernitäts- und Fortschrittsdiskursen mit der Formierung bestimmter sozialer Beziehungen und Herrschaftsverhältnisse verbunden war, ist in theoretischer Hinsicht anschlussfähig an das Anliegen, Zeit und Raum als relationale Kategorien zu verstehen, wie dies etwa von Johannes Fabian und Karl Schlögel vorgeschlagen wurde.<sup>34</sup> Eine explizit sozialhistorische Analyse von spezifischen Raumvorstellungen vermag zu zeigen, dass bei der Konnotation bestimmter geografischer Regionen auch schichtspezifische Abgrenzungsprozesse am Werk waren. Bernhard Struck etwa hat festgestellt, dass deutsche Reisende um 1800 die agrarischen Peripherien Frankreichs und Deutschlands mit denselben Attributen beschrieben, mit denen die von Wolff untersuchten Autoren Osteuropa charakterisierten. Für die Reisenden, die aus dem gebildeten Mittelstand kamen, war alles jenseits der großen Zentren Paris, London, Rom oder Petersburg ein Zwischenraum, Teil

---

Postkoloniale Perspektiven in den Geschichtswissenschaften, Frankfurt/M. 2002, S. 283–312.

33 Edward W. Said, *Orientalism*, London 1978; Sebastian Conrad/Jürgen Osterhammel (Hg.), *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt, 1871–1914*, Göttingen 2006.

34 Johannes Fabian, *Time and the Other: How Anthropology makes its Object*, New York 1983; Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit*.

eines agrarisch geprägten und damit unzivilisierten Europas (vgl. dazu auch den Beitrag von Bernhard Struck und Martin Schaller in diesem Band).<sup>35</sup> Dies zeigt, dass das Europakonzept der postkolonialen Theorie, wie es unter anderem von Said verwendet wurde, in vielem zu kurz greift. Europa wird in den mit dieser Theorie verbundenen Ansätzen tendenziell mit den westeuropäischen Metropolen gleichgesetzt. Wenn man hingegen europäische Peripherien wie Andalusien, Bulgarien oder Island in den Blick nimmt, sind die Differenzen zur kolonialen Welt wesentlich geringer. Man kann diesen Befund zum einen so deuten, dass wir es bis weit ins 19. Jahrhundert hinein weniger mit *Rändern* als vielmehr mit *Inseln* der Moderne zu tun haben. Diese bildeten sich in den technisch entwickelten urbanen Zentren vor allem Westeuropas heraus. Zum anderen legt es diese Beobachtung nahe, nicht einfach bei geografischen Kategorien stehen zu bleiben, wenn Gegensätze wie Zentrum – Peripherie, Zivilisation – Barbarei oder Moderne – Rückständigkeit in den Blick genommen werden sollen. Es gilt auch, der Frage nachzugehen, welche sozialen Gruppen diese Dichotomien aufstellten und die eigene „Modernität“ zur Leitlinie erhoben, an der der Rest des Kontinents – und darüber hinaus auch der Welt – gemessen wurde.

Eine solche Formation war sicher das Bürgertum, das sich bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts in Europa zur maßgeblichen sozialen Schicht entwickelte. Das Bürgertum grenzte sich nicht nur gegenüber dem Adel und den ländlichen und städtischen Unterschichten Europas ab, sondern auch gegenüber den Bewohnerinnen und Bewohnern Außereuropas. Dabei kam es bei der Darstellung von inner- und außereuropäischen „Anderen“ immer wieder zu Übertragungsprozessen und überraschenden Vergleichen. So wurden im Kulturkampf die europäischen Katholiken immer wieder als unaufgeklärte Orientalen bezeichnet.<sup>36</sup> Ebenfalls mit orientalistischen Attributen versehen westliche Intellektuelle die Bewohner Osteuropas. Und die Slumbewohner der europäischen Metropolen

35 Struck, Von Sachsen nach Polen und Frankreich. Auch Braudel hält fest, dass selbst innerhalb von Ländern wie Frankreich oder England, die in seiner Theorie Zentren der globalen Wirtschaft darstellen, rückständige Enklaven existierten, in denen das Leben in altgewohnten Bahnen verlief: Fernand Braudel, Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts 3: Aufbruch zur Weltwirtschaft, Stuttgart 1986, S. 41.

36 Manuel Borutta, Der innere Orient. Antikatholizismus als Orientalismus in Deutschland, 1781–1924, in: Monica Juneja/Margrit Pernau (Hg.), Religion und Grenzen in Indien und Deutschland, Göttingen 2008, S. 245–267.

wurden häufig mit den barbarischen „Wilden“ Afrikas gleichgesetzt, wobei der europäische „Großstadtdschungel“ mit dem Dschungel des dunklen Kontinents gleichgesetzt wurde.<sup>37</sup>

Eine derartige Darstellung von als primitiv betrachteten Gruppen war jedoch nicht zwingend mit einer Abwertung verbunden. Seit der Aufklärung kam es auch immer wieder zur Idealisierung von traditionellen Gemeinschaften, seien diese nun in Europa oder außerhalb Europas gelegen. Zu denken ist hier etwa an die Figur des „edlen Wilden“, an die Verklärung des Landlebens und die vor allem im 19. Jahrhundert aufkommende Vorstellung, der Bauernstand stelle die ideelle Grundlage von modernen Nationen wie Deutschland, Frankreich oder der Schweiz dar. Diese Romantisierungen geschahen jedoch vorzugsweise in den bildungsbürgerlichen Salons westeuropäischer Metropolen und hätten bei Angehörigen der entsprechenden Gemeinschaften – seien es Bergbauern in den europäischen Alpen oder Fischer in der Südsee – im besten Fall für Irritationen gesorgt. Es verstand sich von selbst, dass die Verklärung archaischer Gemeinschaften in einer Welt verortet war, deren kulturelle Leitlinien durch die urbanen Eliten Westeuropas definiert wurden. Die große Bedeutung, die primitive und rückständige Gemeinschaften im Denken westeuropäischer Eliten hatten, ist zumindest teilweise als Verarbeitung der rasanten kulturellen und technologischen Modernisierung zu verstehen, die Europa ab Mitte des 19. Jahrhunderts erfasste. Dabei überlagerten sich soziale und räumliche Hierarchisierungen in vielfältiger Weise. Dies schuf nicht zuletzt für soziale Eliten aus peripheren Regionen einen Druck, die eigene Gesellschaft zu modernisieren, damit sie im Vergleich mit den westeuropäischen Metropolen bestehen konnte.

---

37 Susan Thorne, „The Conversion of Englishmen and the Conversion of the World Inseparable“. *Missionary Imperialism and the Language of Class in Early Industrial Britain*, in: Frederick Cooper/Ann Laura Stoler (Hg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley 1997, S. 238–262; John L. Comaroff/Jean Comaroff, *Hausgemachte Hegemonie*, in: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M. 2002, S. 247–282; Patrick Harries, *From the Alps to Africa. Swiss missionaries and anthropology*, in: Helen Tilley/Robert J. Gordon (Hg.), *Ordering Africa. Anthropology, European Imperialism, and the politics of knowledge*, Manchester/New York 2007, S. 201–224; Alexandra Przyrembel, *Verbote und Geheimnisse. Das Tabu und die Genese der europäischen Moderne*, Frankfurt/M. 2011.

### Aufgaben und Perspektiven einer neuen Europäischen Geschichte

Wie soll die Europäische Geschichte diesen globalhistorischen beziehungsweise postkolonialen Herausforderungen begegnen? Unbestritten ist, dass einige der Grundannahmen der Europäischen Geschichte zu überdenken und zu revidieren sind. Die neuzeitlichen Zivilisations- und Modernisierungsparadigmen, einschließlich der europahistorisch geprägten Konzepte der Industrialisierung, Urbanisierung oder Demokratisierung, sind im globalen Kontext problematisch geworden. Dies gilt auch für die oft teleologischen Integrations- und Europäisierungsnarrative der neueren und neusten Geschichte Europas. Die Europäische Geschichte würde dabei polyzentrischer oder hybrider werden und Europa im globalen Vergleich nicht vorschnell normativ aufladen, sondern auch das Provinzielle und Unmoderne an der Entwicklung des Alten Kontinents aufzeigen. Zudem müssten die Binnen- und Außenverflechtungen Europas für die Analyse der europäischen Geschichte stärker gewichtet werden. Europa würde vielschichtiger und vielgestaltiger und stärker mit der Entwicklung anderer Weltregionen vernetzt werden. Es geht nicht mehr an, die Geschichte Europas einfach als Summe der Nationalgeschichten der europäischen Großmächte zu schreiben – zumindest in diesem Punkt ist sich die Forschung heute einig.<sup>38</sup>

Die Kritik an den Narrativen der Europäischen Geschichte ist nicht neu, wurde aber früher vor allem aus binneneuropäischer Perspektive formuliert. Schon in den 1990er-Jahren formulierte die Mikrogeschichte (zumindest in ihrer deutsch- und französischsprachigen Variante) vergleichbare Vorbehalte gegenüber europahistorischen Meistererzählungen. Mikrokontextuelle Zugänge dienten dazu, die Aussagen einer „makrohistorischen Synthesegeschichte“ zu hinterfragen und auf die Multiperspektivität der Vergangenheit sowie auf lokal oder regional abweichende, „außergewöhnliche Normalitäten“ hinzuweisen.<sup>39</sup>

38 Sebastian Conrad/Shalini Randeria, Einleitung: Geteilte Geschichten. Europa in einer postkolonialen Welt, in: Sebastian Conrad/Shalini Randeria/Regina Römhild (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus: Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, 2. erw. Aufl., Frankfurt/M. 2013, S. 32–70; vgl. auch die Beiträge zur Sondernummer „Writing European History Today“ in: *European History Quarterly* 40 (2010) 4; Woolf, *Europa*, S. 67–71; vgl. analog: Lutz Raphael, *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*, München 2003, S. 34.

39 Hans Medick, *Mikro-Historie*, in: Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*, Göttingen 1994, S. 40–53, hier S. 43 f.; für

In ähnlicher Weise richtete sich auch die Vergleichs- und Transfergeschichte gegen vorschnelle Vereinfachungen und reduktionistische Narrative des typisch „Europäischen“. Komparatistische Studien standen vielmehr für die Pluralität europäischer Entwicklungspfade und eine selbstreflexive Europahistoriografie, die sich der innereuropäischen Differenzen, aber auch der zwischenstaatlichen Transfers und Verflechtungen bewusst ist.<sup>40</sup>

Diese kritischen Perspektiven wurden von verschiedenen Autorinnen und Autoren in den letzten Jahren zu einem konstruktivistischen Verständnis Europas generalisiert. Ausgehend von der These, dass traditionelle Vorstellungen von der räumlichen Dimension Europas immer mit – expliziten oder impliziten – Konzeptionen von Fortschrittlichkeit oder Modernität gekoppelt waren, schlugen etwa Bo Stråth oder Rolf Petri vor, Europa als „imagined community“ im Sinne von Benedict Anderson und als variables System von Zitaten und Querverweisen zu verstehen.<sup>41</sup> Achim Landwehr hat aus diskursanalytischer Perspektive dafür plädiert, sich bei der Beschäftigung mit der Geschichte Europas darauf zu konzentrieren, „die unterschiedlichen Fragen nachzuzeichnen, die an und über diesen Kontinent gestellt wurden“; Europa wäre somit in erster Linie ein „niemals endende[r] Prozess der Diskursivierung“.<sup>42</sup> Gemäß einem solchen Zugang wären es gerade die Schwierigkeiten, sowohl den Gegenstand Europa genau zu definieren als auch die Aushandlungsprozesse darüber, wer oder was zur europäischen Gesellschaft zugerechnet werden soll, die zur kulturellen Wirkungsmacht dieses Konzepts beitragen.

---

die französische Diskussion vgl. Jacques Revel (Hg.), *Jeux d'échelles, la micro-analyse à l'expérience*, Paris 1996; Jean-Claude Passeron/Jacques Revel (Hg.), *Penser par cas*, Paris 2005.

- 40 Vgl. insbesondere: Agnes Arndt/Joachim C. Häberlen/Christiane Reinecke (Hg.), *Vergleichen, Verflechten, Verwirren? Europäische Geschichtsschreibung zwischen Theorie und Praxis*, Göttingen 2011; Siegrist/Petri, *Geschichten Europas*, S. 8 f.; Haupt, *Geschichte Europas*.
- 41 Bo Stråth, *Introduction: Europe as a Discourse*, in: ders. (Hg.), *Europe and the Other and Europe as the Other*, Brüssel 2000, S. 13–44, hier S. 14; Rolf Petri, *Europa? Ein Zitatensystem*, in: *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 14 (2004) 3, S. 15–49, Zitat S. 48.
- 42 Achim Landwehr, *Die unmögliche Definition Europas. Zu einem Artikel in Zedlers „Universal-Lexicon“ (1734)*, in: *Themenportal Europäische Geschichte* (2007), URL: [www.europa.clio-online.de/2007/Article=250](http://www.europa.clio-online.de/2007/Article=250) (letzter Zugriff: 26. 5. 2015).

Diesen Zugängen ist einerseits gemein, dass auch sie primär aus dem europäischen Binnenraum heraus zu einem neuen Verständnis der europäischen Begriffe gelangen. Andererseits bewegen sie sich alle im Feld der Diskursgeschichte. Nun hat die Forschung in den letzten Jahren betont, dass eine adäquate Vorstellung der Geschichte Europas nur durch die Einbettung Europas in den globalhistorischen Kontext zu erlangen ist. Schließlich verfolgte Europa spätestens seit dem 16. Jahrhundert weitreichende globale Ambitionen – und wurde seinerseits durch Prozesse des materiellen und ideellen Austauschs mit der außereuropäischen Welt geprägt. Demgegenüber laufen diskurshistorische Zugänge Gefahr, den Untersuchungsgegenstand durch den Fokus auf explizite Nennungen Europas und manifeste Europakonzepte allzu stark einzuschränken. Vorstellungen Europas wurden jedoch auch an weniger prominenten Orten geprägt, etwa dort, wo Grenzziehungen verhandelt wurden zwischen modernen Zentren – was je nach Kontext gleichbedeutend mit westlich, europäisch oder bürgerlich sein konnte – und als rückständig oder unzivilisiert codierten Peripherien. Die Frage wäre also weniger, was Europa genau war, sondern vielmehr, inwiefern Europa in gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen und der Verarbeitung von Modernisierungsprozessen als Argument zur Gewinnung der Deutungshoheit benutzt wurde. Mit anderen Worten: Man kann Europa mit Gewinn auch von seinen Rändern her erfassen.

Die Globalgeschichte bietet für ein solches Verständnis der Europäischen Geschichte zahlreiche Anknüpfungspunkte. Die globalhistorische Neuperspektivierung Europas lässt sich insbesondere auf drei Feldern umsetzen: durch die Formulierung einer nicht-teleologischen Vorstellung historischer Prozesse und Entwicklungen, durch die Analyse der Außenbeziehungen Europas sowie durch den verstärkten Einbezug der europäischen Binnenperipherien in die Europäische Geschichte. Alle drei Zugänge sind für die Beiträge zu diesem Sammelband prägend und werden im Folgenden genauer vorgestellt.

*Erstens* können mit einem solchen Zugang alternative, nicht-teleologische Konzepte für die zeitliche Logik der europäischen Geschichte erprobt werden.<sup>43</sup> Diese Debatte knüpft einerseits an Auseinandersetzungen um globalhistorische Periodisierungen, andererseits an kritische Arbeiten innerhalb der

---

43 Vgl. Lynn Hunt, *Globalisation and Time*, in: Chris Lorenz/Berber Bevernage (Hg.), *Breaking up Time. Negotiating the Borders between Present, Past and Future*, Göttingen 2013, S. 199–215.

Historiografie zur europäischen Integration im 20. Jahrhundert an.<sup>44</sup> In globalhistorischer Perspektive steht die Kritik an Begrifflichkeiten der Moderne beziehungsweise der Modernisierung im Vordergrund. Mit der Konnotation des Begriffs der Moderne mit den Attributen „fortschrittlich“ oder „zivilisiert“ werden bestimmte soziale Entwicklungen – die Herausbildung einer industriellen Produktionsweise, eine demokratische Ordnung, eine Säkularisierung und Rationalisierung der Gesellschaft – zum historischen Normalfall erklärt, an dem sich die Gesellschaften aller übrigen Regionen zu orientieren haben. In kritischer Erweiterung dieser eurozentrischen Vorstellungen von Moderne hat Shmuel Eisenstadt den breit rezipierten Begriff der „multiplen Modernen“ formuliert. Die Grundthese dieser Vervielfältigung der Moderne besteht darin, dass lokale oder regionale Entwicklungsmuster als eigenständige Ausprägungen alternativer Modernen verstanden werden und nicht als Abweichung von der westlichen Norm.<sup>45</sup> Eisenstadts Modell blieb nicht unwidersprochen. So hat James Ferguson eingewendet, dass die Moderne ihre Kraft als analytische Kategorie nur dann behalte, wenn der Begriff im Singular benutzt werde.<sup>46</sup> In diesem Verständnis bezeichnet „Moderne“ in erster Linie ein ideelles Programm mit hegemonialem Anspruch. Für Prozesse der sozioökonomischen oder infrastrukturellen „Modernisierung“ könnten dagegen schwächere, semantisch nicht überhöhte Begriffe wie „sozialer Wandel“, „technische Innovation“ oder „Ausbau von Infrastruktur“ verwendet werden.<sup>47</sup> In ähnlicher Weise kritisieren auch die Beiträge von Frithjof Benjamin Schenk sowie von Patrick Kupper und Bernhard C. Schär in diesem Band den Begriff der multiplen Modernen und sprechen sich für einen Modernebegriff im Singular aus, der kritisch reflektiert und global kontextualisiert ist.

44 Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009, S. 84–128; Arjun Appadurai, *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis 1996, S. 1–4, 66–86.

45 Shmuel Noah Eisenstadt, *Die Vielfalt der Moderne*, Weilerswist 2011.

46 James Ferguson, *Decomposing Modernity: History and Hierarchy after Development*, in: Ania Loomba/Suvir Kaul/Antoinette M. Burton (Hg.), *Postcolonial Studies and Beyond*, Durham 2005, S. 166–181.

47 Auf den Umstand, dass zwischen der Repräsentation von Moderne und der tatsächlichen Modernisierung bestimmter Teile der Gesellschaft häufig keine klare Trennung vollzogen wird, hat u. a. Frederick Cooper hingewiesen: Frederick Cooper, *Colonialism in Question. Theory, Knowledge, History*, Berkeley 2005, S. 113–149.

Auch die Forschung zur europäischen Integration hat sich in den letzten Jahren zunehmend von teleologischen Modellen abgegrenzt. Nicht zuletzt mit dem Ende des Kalten Krieges änderten sich die räumlichen und politischen Anordnungen Europas in einer Weise, dass viele tradierte Vorstellungen der Binnenstruktur und Entwicklungslogik Europas zur Disposition standen.<sup>48</sup> Vor diesem Hintergrund haben Bo Stråth und Peter Wagner vor einigen Jahren ein theoretisch ambitioniertes, nicht-teleologisches Modell der Europäisierung und der europäischen Moderne vorgeschlagen.<sup>49</sup> In Anlehnung an Koselleck verstehen Wagner und Stråth die Europäisierung und die europäische Moderne als ein Wechselspiel zwischen Erfahrung und Interpretation, wobei sie binneneuropäischen Differenzen und Konflikten um regulative Ideen ein großes Gewicht beimessen. Europäisierung und die Entwicklung der Moderne werden als Kommunikationsprozess aufgefasst, der in einem politisch und kulturell hoch differenten Raum in spezifischen historischen Problemlagen neue Deutungsangebote schuf. Europa steht dabei nicht für einen normativ aufgeladenen Wertekanon, sondern für einen Raum der konflikthaften Verständigung. Eine solche Perspektive grenzt sich doppelt von bisherigen Europavorstellungen ab. Einerseits wird Europa stärker als heterogener und binnendifferenzierter Raum konzipiert. Die Ränder Europas – im nördlichen, südlichen oder östlichen Europa – erhalten damit für das Verständnis der Europäischen Geschichte ein stärkeres Gewicht. Damit verbunden ist andererseits die Einsicht, dass auch die Zeitlogik der Europäischen Geschichte fragmentierter und richtungsoffener ist als bisher unterstellt.<sup>50</sup>

48 Vgl. Laurence Cole/Philipp Ther, Current challenges of writing European history, in: *European History Quarterly* 40 (2010), S. 581–592.

49 Peter Wagner, Reflections on the Changing Forms of European Political Modernity, in: Hans-Åke Persson/Bo Stråth (Hg.), *Reflections on Europe: defining a political order in time and space*, Brüssel 2007 (*Multiple Europes* 37), S. 73–94, hier S. 92 f.; vgl. auch Hans-Åke Persson/Bo Stråth, *Time and Space. Introduction to Reflections on Europe as a Political Order*, in: ebd., S. 11–35; Peter Wagner, *Moderne als Erfahrung und Interpretation: Eine neue Soziologie zur Moderne*, Konstanz 2009, S. 15 f., 265–276.

50 Vgl. zum Problem einer einheitlichen europäischen Periodisierung auch die Kritik von: Patricia Clavin, *Time, Manner, Place: Writing Modern European History in Global, Transnational and International Contexts*, in: *European History Quarterly* 40 (2010), S. 624–640, hier S. 627–629. Aus zeithistorischer Perspektive ähnlich argumentierend: Konrad H. Jarausch, *Zeitgeschichte zwischen Nation und Europa. Eine transnationale Herausforderung*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 39/2004, S. 3–10.

Die Kritik an europahistorischen Periodisierungsschemata ist nicht nur zeithistorisch relevant, sondern lässt sich auch aufs 19. und frühe 20. Jahrhundert übertragen. Insbesondere die Integration der west- und osteuropäischen Geschichte wirft analoge Periodisierungsprobleme auf. Darauf verweist Frithjof Benjamin Schenk in seinem bereits erwähnten Beitrag zu diesem Sammelband. Am Beispiel der Eisenbahn- und Modernisierungspolitik des russischen Zarenreichs verfolgt Schenk Russlands „Aufbruch in die Moderne“. Er plädiert dabei für ein flexibles, ambivalentes, jedoch nicht beliebiges Konzept der Moderne, das den westeuropäischen Weg nicht als Norm postuliert, sondern anerkennt, dass sich Modernisierung zwar an einem gemeinsamen Ideal orientierte, doch je nach Raum und Kontext unterschiedlich ausfallen konnte.

*Zweitens* können mit einer erneuerten Europäischen Geschichte die Beziehungen Europas zu anderen Teilen der Welt analytisch fruchtbar gemacht werden. Auf theoretischer Ebene bedeutet dies, dass die Ansätze der transkulturellen, transnationalen, postkolonialen und der Globalgeschichte gezielt auf die Geschichte des Alten Kontinents bezogen werden. Die „Geburt der modernen Welt“ würde dann nicht mehr als Prozess der Verwestlichung der Welt interpretiert, wie etwa in modernisierungstheoretischer Tradition, sondern erschiene als Resultat von Verflechtungen, an denen europäische Metropolen und koloniale Peripherien gleichermaßen beteiligt waren.<sup>51</sup> Die Kolonien wären also weniger als Ränder der Moderne, sondern vielmehr als aktive Mitgestalter der modernen Welt zu verstehen. Diese Programmatik ist, wie Andreas Eckert unlängst kritisch anmerkte, „immer wieder zustimmend zitiert, bisher jedoch nur recht selten empirisch eingelöst worden“.<sup>52</sup> Die Europäische Geschichte würde damit ein Stück weit ihren Status als eigenständige Disziplin verlieren und zu einer *area study*, vergleichbar der afrikanischen, asiatischen oder nord- beziehungsweise

51 Shalini Randeria/Regina Röhnhild, Das postkolonial Europa: Verflochtene Genealogien der Gegenwart – Einleitung zur erweiterten Neuauflage (2013), in: Conrad/Randeria/Röhnhild, Jenseits des Eurozentrismus, 2. Aufl. 2013, S. 9–31, hier S. 9–12; Christopher A. Bayly, Die Geburt der modernen Welt. Eine Globalgeschichte 1780–1914, Frankfurt/M. 2006; vgl. auch: Dominic Sachsenmaier, Recent Trends in European History: The World beyond Europe and Alternative Historical Spaces, in: Journal of Modern European History 7 (2009) 1, S. 5–25.

52 Andreas Eckert, Vorwort, in: Frederick Cooper, Kolonialismus denken. Konzepte und Theorien in kritischer Perspektive, Frankfurt/M. 2011, S. 7–10, hier S. 7.

lateinamerikanischen Geschichte, mutieren.<sup>53</sup> Im Gegenzug würde sie für diese „Provinzialisierung“ durch neue Anregungen für die Interpretation altbekannter Forschungsthemen wie die Geschichte der Aufklärung, der Industrialisierung, des Bürgertums, des Nationalismus oder der modernen Wissenschaft entschädigt.<sup>54</sup>

Unter dem Begriff der „transkulturellen Geschichte“ haben Madeleine Herren und andere jüngst dieses Anliegen programmatisch weiterentwickelt. Ein transkultureller Ansatz nimmt einen globalen Betrachtungsstandpunkt ein und wendet ihn auf interagierende lokale Interpretationsschemata an, wobei politik-, sozial- und kulturhistorische Ebenen ineinandergreifen. Damit verbindet sich eine primär dekonstruierende Absicht, insbesondere im Kontext der Geschichte Europas. Festgefügte oder gar essenzialistische Identitätsvorstellungen werden ersetzt durch Begrifflichkeiten, die die Verflechtungen, Hybridität, Intersektionalität und Transkulturalität des Europäischen betonen.<sup>55</sup>

Ein globales Verständnis der Europäischen Geschichte eröffnet mehrere gewinnbringende Forschungsperspektiven. Zunächst rückt es zentrale Themen der Politik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Europas in ein neues Licht. Globale Verflechtungen waren sowohl für die europäische Wirtschaftsgeschichte – durch die Verbindungen mit außereuropäischen Rohstofflieferanten und Absatzmärkten – wie auch für die Sozialgeschichte Europas – durch die globalen Migrationsbeziehungen, etwa die Auswanderung europäischer Unterschichten in außereuropäische Siedlernationen – von konstitutiver Bedeutung.<sup>56</sup> Auch die politische Geschichte der europäischen Nationalstaaten ist eng verknüpft mit

53 Vgl. hierzu auch Birgit Schäbler (Hg.), *Area Studies und die Welt. Weltregionen und neue Globalgeschichte*, Wien 2007.

54 Christopher L. Hill, *National history and the world of nations. Capital, state, and the rhetoric of history in Japan, France, and the United States*, Durham (NC) 2008; Sujit Sivasundaram, *Sciences and the Global: On Methods, Questions, and Theory*, in: *Isis* 101 (2010), S. 146–158; Sebastian Conrad, *Enlightenment in Global History. A Historiographical Critique*, in: *American Historical Review* 117 (2012), S. 999–1027; Christof Dejung, *Auf dem Weg zu einer globalen Sozialgeschichte? Neuere Studien zur Globalgeschichte des Bürgertums*, in: *Neue Politische Literatur* 59 (2014), S. 229–253.

55 Madeleine Herren, *Transkulturelle Geschichte. Globale Kultur gegen die Dämonen des Eurozentrismus und des methodischen Nationalismus*, in: *Traverse, Zeitschrift für Geschichte* 2 (2012); Herren/Rüesch/Sibille, *Transcultural History*.

56 Exemplarisch: Sven Beckert, *King Cotton. Eine Geschichte des globalen Kapitalismus*, München 2014.

globalen Entwicklungen, insbesondere im Kontext der Kolonialgeschichte.<sup>57</sup> Diese Verflechtungen zwischen Kolonial- und Nationalstaatsgeschichte sind bislang wenig untersucht und erstrecken sich nicht nur auf die Kolonialmächte, sondern betreffen indirekt auch Staaten wie die Schweiz, die zwar keine Kolonien besaßen, sich aber durch ihre globalen diplomatischen und ökonomischen Beziehungen durchaus mit kolonialen und postkolonialen Herrschaftssystemen arrangierten.<sup>58</sup> Kolonialstaaten wiederum nutzten ihre kolonialen Territorien als „Laboratorien der Moderne“, als Räume, in denen wissenschaftliche oder sozialtechnologische Experimente möglich waren, die in Europa am Widerstand der einheimischen Bevölkerung scheiterten, deren Resultate aber für die sozialpolitische Praxis in den europäischen Metropolen durchaus fruchtbar gemacht wurden.<sup>59</sup> Auch Sonderbereiche der Nationalstaatsgeschichte wie die Regional- oder Lokalgeschichte wurden globalhistorisch neu entdeckt. Städte und Regionen nahmen häufig an translokalen und transregionalen Austauschbeziehungen teil, vermittelt über Verkehrsnetze, Handelsbeziehungen oder politisch-ideelle Transferbeziehungen wie die internationale Munizipalbewegung. Johannes Paulmann spricht mit Blick auf diese translokalen Vernetzungen von „Arenen regionaler Weltbeziehungen“.<sup>60</sup> Ein empirisch anschauliches Beispiel für eine Sicht auf die

57 Vgl. beispielsweise: Dieter Langewiesche, *Das Jahrhundert Europas. Eine Annäherung in globalhistorischer Perspektive*, in: *Historische Zeitschrift* 296 (2013) 1, S. 29–48.

58 Patricia Purtschert/Barbara Lüthi/Francesca Falk (Hg.), *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*, Bielefeld 2012; Christof Dejung, *Jenseits der Exzentrik. Außereuropäische Geschichte in der Schweiz. Einleitung zum Themenschwerpunkt*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 64 (2014), S. 195–209.

59 Dirk van Laak, *Kolonien als „Laboratorien der Moderne“?*, in: Sebastian Conrad/Jürgen Osterhammel (Hg.), *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt, 1871–1914*, Göttingen 2006, S. 257–279; Frederick Cooper/Ann Laura Stoler (Hg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley 1997; Ulrike Lindner, *Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika, 1880–1914*, Frankfurt/M. 2011.

60 Pierre-Yves Saunier/Shane Even (Hg.), *Another global city. Historical explorations into the transnational municipal movement, 1850–2000*, New York 2008; Johannes Paulmann, *Regionen und Welten. Arenen und Akteure regionaler Weltbeziehungen seit dem 19. Jahrhundert*, in: *Historische Zeitschrift* 296 (2013) 3, S. 660–699. Vgl. auch ders., *Globale Vorherrschaft und Fortschrittsglaube. Europa 1850–1914*, München 2015. Zu Regionalisierungsprozessen als Korrelat von Globalisierungstendenzen vgl. Shalini Randeria/Regina Römhild, *Das postkoloniale Europa: Verflochtene Genealogien der Gegenwart – Einleitung*

globalen Vernetzungen Europas bietet der Beitrag von Patrick Kupper und Bernhard C. Schär. Ihre mikrohistorische Fallstudie analysiert die Europavorstellungen zweier Schweizer Forschungsreisender um 1900 und zeigt auf, wie deren Selbstverständnis sich erst in der Auseinandersetzung mit peripheren Räumen und Gesellschaften konstituierte, wobei die Peripherie teilweise außereuropäisch, teilweise binneneuropäisch war. Schließlich bietet eine global kontextualisierte Europäische Geschichte die Gelegenheit, die symbolische Trennung zwischen einem fortschrittlichen Westeuropa und den – je nach semantischer Zuspitzung – rückständigen, unzivilisierten oder gar barbarischen Peripherien im Süden und Osten zu hinterfragen. Mit anderen Worten: Der globale Blick auf Europa relativiert eine mentale Grundausstattung der Europäischen Geschichte, die Polarisierung zwischen Zentrum und Peripherie, die nicht nur das koloniale Zeitalter, sondern die europäische Moderne insgesamt nachhaltig prägte.

*Drittens* können mit einer neuen Europäischen Geschichte postkoloniale und globalhistorische Theorieangebote auf die europäischen Binnenverhältnisse bezogen werden, wodurch sich neue Felder und Themen der Europäischen Geschichte erschließen. Europa definiert sich semantisch ja nicht nur in Abgrenzung von äußeren Akteuren und Regionen, sondern gründet auch auf Sinngebungen und Codierungen der Binnenverhältnisse dieses Kontinents, etwa wenn die Fortschrittlichkeit bestimmter Regionen oder Staaten anderen, als rückständig konnotierten Räumen gegenübergestellt wurde. In diesem Sinne eröffnet die Analyse der Binnenbeziehungen und -interaktionen einen vielversprechenden Weg für ein neues Verständnis der Europäischen Geschichte.<sup>61</sup>

Dabei geht es in erster Linie um das Beziehungsverhältnis zwischen Zentren und Peripherien innerhalb Europas beziehungsweise um die Definition entsprechender Deutungsmuster. Darunter fallen zunächst die Beziehungen zwischen Nord- und Süd- oder zwischen West- und Osteuropa, vermittelt durch wirtschaftliche, soziale oder kulturelle Interaktionen und Transfers, sowie die davon ausgehenden ideellen und materiellen Europäisierungstendenzen. Wie wurden einzelne Regionen als modern, andere als modernisierbar, wieder andere

---

zur erweiterten Neuauflage (2013), in: Conrad/Randeria/Römhild, *Jenseits des Eurozentrismus*, 2. Aufl. 2013, S. 9–31, hier S. 20–22.

61 Exemplarisch: Johannes Feichtinger/Ursula Prutsch/Moritz Csáky (Hg.), *Habsburg postcolonial: Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*, Innsbruck 2003; vgl. auch: Purtschert et al., *Postkoloniale Schweiz*.

als archaisch konnotiert? Auf welche Weise verschieben sich die Semantiken fortschrittlicher und rückständiger Räume – etwa wenn der europäische Süden in der Vormoderne noch als europäisches Zentrum galt, heute jedoch oft als Peripherie wahrgenommen wird?<sup>62</sup> Bernhard Struck und Martin Schaller untersuchen in ihrem Beitrag zum vorliegenden Band einen solchen Deutungsprozess, bei dem mittels der Modernitätssemantik höchst unterschiedliche, teils als marginal codierte Regionen (Bayern wie Schottland, Frankreich wie Polen) zu einem gemeinsamen europäischen Sinnkontext zusammenfügt werden. Auch der Beitrag von Susan Rößner verfolgt die Geschichte einer solchen Verflechtung innerhalb des Europabildes. Am Beispiel des Russlandbildes deutscher Historiker in den 1920er-Jahren zeigt Rößner in wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive auf, dass auch die westlichen Vorstellungen von Modernisierung und Zivilisierung eng verbunden waren mit den Vorstellungen eines rückständigen, jedoch modernisierungsfähigen Ostens.

Randregionen und Austauschzonen sind besonders geeignete Arenen, um eine solche Perspektive empirisch umzusetzen. In diesem Sinne wurde in den letzten Jahren die Geschichte Nordeuropas genauso gewinnbringend neu erkundet wie jene des Mittelmeerraums.<sup>63</sup> Exemplarisch für das Potenzial dieser Forschungsperspektive stehen die neueren Arbeiten zur Geschichte Südeuropas, die in verschiedener Hinsicht Stoff bieten, um gängige Narrative der Europäischen Geschichte zu hinterfragen. So kann der südliche Rand des Kontinents für das 20. Jahrhundert sowohl als Arbeitskräftereservoir wie auch als agrarisches Hinterland für den europäischen Norden verstanden und somit als integraler Bestandteil der nordwesteuropäischen Industrialisierung interpretiert werden. Zudem entzieht sich die Geschichte südeuropäischer Staatlichkeit dem verbreiteten Weber'schen Rationalisierungs- und Bürokratisierungsparadigma. Klientelistische Sozialbeziehungen, subsidiäre Sozialstrukturen (etwa in Form familiärer

62 Cole/Ther, *Current challenges*; vgl. auch: Frithjof Benjamin Schenk et al. (Hg.), *Der Süden. Neue Perspektiven auf eine europäische Geschichtsregion*, Frankfurt/M. 2007.

63 Für Nordeuropa vgl. etwa: Max Engman, „Norden“ in *European History*, in: Gerald Stourzh (Hg.), *Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung*, Wien 2002, S. 15–34; Mary Hilson, *The Nordic model. Scandinavia since 1945*, London 2008. Zum Mittelmeerraum in epochenübergreifender Perspektive: David Abulafia, *Das Mittelmeer. Eine Biographie*, Frankfurt/M. 2013; vgl. mit globalhistorischer Ausrichtung und im Anschluss an Braudels Werk: ders., *Mediterranean History as Global History*, in: *History and Theory* 50 (Mai 2011), S. 220–228.

Netzwerke oder kirchlicher Organisationen) waren im südeuropäischen Raum für die Entwicklung staatlicher Herrschaft, aber etwa auch für die Formierung wohlfahrtsstaatlicher Institutionen bis weit ins 20. Jahrhundert konstitutiv.<sup>64</sup> Schließlich verweist die Geschichte Südeuropas, insbesondere Zyperns oder Gibraltars, auch auf die binneneuropäische Dimension der Kolonialgeschichte. Dies ist ein Gegenstand, der auch anhand zahlreicher anderer Regionen Europas, die in einem kolonialen Abhängigkeitsverhältnis standen, untersucht werden kann, so etwa anhand von Irland, Island, Finnland, Polen oder dem Baltikum.

Das neue Interesse an den Peripherien der Europäischen Geschichte spielt in weiteren Beiträgen dieses Bandes eine tragende Rolle. Die Beiträge von Siegfried Weichlein und Ludger Mees zeigen, dass die Auseinandersetzung mit Binnenperspektiven auch als kritische Erweiterung der Nationalismusforschung zu verstehen ist. Weichlein zeigt, dass im 19. Jahrhundert, vor dem aufsteigenden Nationalismus, die Regionen lange Zeit die dominierenden kulturellen Referenzräume waren. Am Beispiel der amtlichen Statistik im Deutschen Kaiserreich verweist der Beitrag auf ein zentrales Instrument, mittels dessen Nationen räumliche Vorstellungen von Zentren, Rändern und Peripherien schufen. Mees argumentiert am Beispiel Spaniens, dass gerade die konflikthafte Auseinandersetzung zwischen rückständigem Zentrum und modernisierenden Peripherien ein zentraler Motor der Formierung des Nationalstaats wurde. Beide Autoren verwenden einen Nationalstaatsbegriff, der nicht auf Kohärenz und Kohäsion beruht, sondern eine konflikthafte Akteurskonstellation und strukturelle Krisenanfälligkeit beinhaltet.

Zwei weitere Beiträge nutzen explizit postkoloniale Ansätze zur Analyse binneneuropäischer Peripherien. Der Beitrag von Johannes Feichtinger beschäftigt sich mit der späten Habsburgermonarchie, die als interkultureller und multi-konfessioneller Staat analoge politische Diskurse kannte wie die europäischen Kolonialregime des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Die Zivilisierungs- und

64 Patricia Hertel, Mapping the South in Contemporary European History: Actor's Narratives and Historiographical Discourses, in: Martin Baumeister/Roberto Sala (Hg.), *A Southern Periphery? Italy, Spain, Portugal, and Greece in Post-War Europe*, Frankfurt/M. 2015 (in Vorbereitung). Mit Bezug auf die Sozialstaatsentwicklung: Maurizio Ferrera, *Boundaries of welfare: European integration and the new spatial politics of social protection*, Oxford 2006. Vgl. auch: *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 5 (2004) zum Thema „Der Europagedanke an der europäischen Peripherie“.

Modernisierungspolitik der Wiener Zentralverwaltung gründete nach Feichtinger auf einer konstruierten kulturellen Differenz und orientalistischen Denkschemata, die er am Beispiel der Beziehungen zu den Ungarn, zu Bosnien-Herzegowina und zu Galizien eingehend untersucht. Angelika Epple analysiert die lokalen Bedingungen globaler politischer und wirtschaftlicher Verflechtungen im Deutschen Kaiserreich. In Anlehnung an neuere kolonialhistorische Forschungen entwickelt sie den Begriff des „deutschen Hinterlandes“, um den Einfluss lokaler (deutscher) Eliten auf globale Machtverhältnisse zu fassen. Sie illustriert dies am Beispiel des Bergischen Landes, insbesondere des regionalen Wirtschaftszentrums Solingen, dessen Unternehmen eng in internationale Handelsmärkte eingebunden waren.

Letztlich verdeutlichen die Beiträge zum Sammelband das große Potenzial, das in der Erneuerung der Europäischen Geschichte liegt. Wir hoffen, dass dieser Band die vielfältigen Felder und Ansätze aufzuzeigen vermag, auf denen die Forschung ein neues Verständnis der Geschichte Europas gewinnen kann. Europa wird durch diese Neuperspektivierung heterogener und fragmentierter erscheinen als in der traditionellen Historiografie. Dafür wird das Verständnis Europas auch vielstimmiger, differenzierter und umfassender sein. Die Debatte um die globalhistorische Herausforderung der Europäischen Geschichte hat eben erst begonnen und wird uns noch einige Zeit beschäftigen.



## Bayerische Hottentotten, schottische Barbaren und Homer auf Tahiti

Bereister Raum, beschriebene Zeiten und die Verortung des Eigenen  
und Fremden im späten 18. Jahrhundert

Was haben Georg Forster, Johann Friedrich Carl Grimm und Carl Ignaz Geiger gemeinsam? Was verband Captain James Cook, William Coxe und Samuel Johnson? Sie reisten. Sie reisten, beobachteten, vermaßen, verglichen und hielten das Bereiste und Gesehene fest in Reiseberichten. So machte man das in der Aufklärung. So verlangte es die zeitgenössische Theorie des Reisens, die *ars apodemica*.<sup>1</sup> Sicher gab es weitere Parallelen und Ähnlichkeiten, Berührungspunkte zwischen den sechs mehr oder minder berühmten Reisenden. Vermutlich war ihr Wissens- und Geisteshorizont ein recht ähnlicher. Als Teil der reisenden, aufgeklärten Elite Europas um 1800 dürften sie einem ähnlichen Literaturkanon gefolgt sein, wobei Literatur hier wissenschaftliche Schriften einschließt, vor allem historische und geografische Werke. So weit zu den Ähnlichkeiten.

Was das Reisen beziehungsweise den Radius der Reisen angeht, könnten die sechs Herren allerdings kaum unterschiedlicher sein. Dies gilt auch für den Bekanntheitsgrad. Die beiden Weltumsegler, Cook und Forster, waren Berühmtheiten ihrer Zeit. Die Entdeckung der pazifischen Südseeinseln war spektakulär, auch wenn sie der Größe nach bei Weitem nicht der vermuteten *terra australis* entsprachen, jenem sagenumwobenen Südkontinent, der nach Newton'scher Mathematik als Gegengewicht zu den (relativ) bekannten Erdteilen der nördlichen Hemisphäre die Erdrotation ermöglichen und auf Kurs halten sollte. Die

---

1 Vgl. Franz Posselt, *Apodemik oder die Kunst zu reisen. Ein systematischer Versuch zum Gebrauch junger Reisenden aus den gebildeten Ständen überhaupt und angehenden Gelehrten und Künstler insbesondere*, 2 Bde., Leipzig 1795; Justin Stagl, *Die Apodemik oder ‚Reisekunst‘ als Methodik der Sozialforschung vom Humanismus bis zur Aufklärung*, in: Mohammed Rassem/Justin Stagl (Hg.), *Statistik und Staatsbeschreibung in der Neuzeit vornehmlich im 16.–18. Jahrhundert. Bericht über ein interdisziplinäres Symposium in Wolfenbüttel*, 25.–27. September 1978, Paderborn/München/Wien 1980, S. 131–204.

Berichte, die aus der Südsee kamen und das europäische Publikum erreichten, sorgten für Aufsehen, Diskussion und Streit. Forsters Reise um die Welt war nach Meinung von Denis Diderot das wichtigste Buch des Jahrhunderts und es war Teil des *Shock of Tahiti*, den die Beschreibung einer zivilisierten, jedoch nicht christlichen Gesellschaft auslöste. Fosters Bericht war ein akribischer empirischer anthropologischer Bericht zu Sitte, Sprache und Kultur der Südseebewohner. Damit rüttelte er an den Festen der historisch-philosophischen Aufklärungstraktate zu den Stadien der Menschheitsgeschichte und zur vermeintlichen Modernität der europäischen Zivilisation gegenüber anderen Völkern und edlen Wilden, wie sie von Immanuel Kant, Adam Smith oder Jean-Jacques Rousseau beschrieben worden waren.<sup>2</sup>

Dafür waren die weniger bekannten Grimm, Geiger oder Coxe sicher repräsentativer, was Reisepraxis und -radius betraf. Ihre Reisen führten nicht nach Tahiti und Neuseeland, sondern – im Fall des Gothaer Arztes Grimm – nach Frankreich und England beziehungsweise – im Fall des englischen Historikers Coxe – durch Polen, Russland und das Baltikum. Mental war Geiger vermutlich der am weitesten Gereiste. Überliefert ist von ihm jedenfalls eine fantastische Reise auf den Mars. Realiter reiste der 1756 im Fränkischen Ellingen geborene Geiger in beschaulicheren Radien, vor allem in Süddeutschland und in der Schweiz.<sup>3</sup>

Samuel Johnson wiederum, der berühmte englische Lexikograf, Essayist und Biograf, besser bekannt als Dr. Johnson, war von seinem Freund James Boswell zu einer Reise nach Schottland eingeladen oder vielmehr überredet worden. Eine Einladung, die Voltaire angeblich mit dem Verweis dankend abgelehnt hatte, es handle sich bei einer Reise nach Schottland zwar nicht um eine Reise auf den Mond, wohl aber um eine, die einer Reise zum Nordpol gleichkomme.<sup>4</sup> Ob anekdotisch oder wahr, für Voltaire, der England aus seiner Zeit im Exil kannte, war Schottland ein abwegiges Reiseziel. Ob es damit auch am Rande der Moderne, am Rande Europas während der Aufklärung lag?

2 Sankar Muthu, *Enlightenment against Empire*, Princeton 2003, S. 52–59; Karen O’Brian, *Narratives of Enlightenment. Cosmopolitan History from Voltaire to Gibbon*, Cambridge 1997; Ter Ellingson, *The Myth of the Noble Savage*, Berkeley 2001.

3 Carl Ignaz Geiger, *Reise Eines Engelländers durch Mannheim, Baiern und Oesterreich nach Wien*, 2. Aufl., Amsterdam 1790.

4 James Boswell, *The journal of a tour to the Hebrides*, Harmondsworth 1984 (1. Aufl. 1785), S. 161.

Was Geiger mit Johnson und Boswell teilte, war das Reisen entlang der inneren Peripherien, entlang der Ränder von Großbritannien und des Heiligen Römischen Reiches. Gleichzeitig reisten sie entlang einer Nord-Süd-Achse, die seit der Antike in Anlehnung an Tacitus bis in die frühe Neuzeit in einem innereuropäischen Diskurs als Gradmesser für Zivilisation, Fortschritt und Barbarei galt.<sup>5</sup>

Die Reisen von Coxe und Grimm waren Teil der klassischen Grand Tour – jedoch reisten sie in unterschiedliche Richtungen, nämlich gen Osten der eine und gen Westen der andere. Den aus Gotha stammenden Arzt Grimm führte es in den 1770er-Jahren entlang einer klassischen bildungsbürgerlichen Reiserooute von Deutschland nach Frankreich, England und Holland. Italien und die Schweiz, die Teil der klassischen Grand Tour gewesen wären, ließ er allerdings aus.<sup>6</sup> Der englische Geistliche und Historiker Coxe war innerhalb Europas weit gereist. Neben einer Reise in die Schweiz reiste er auch abseits der eher abgetretenen Pfade der Grand Tour.<sup>7</sup> Viel gelesen und auch übersetzt wurde vor allem der mehrbändige Bericht seiner Reise durch die Polnisch-Litauische Republik, das zaristische Russland, Schweden und Dänemark, gerade weil diese in abgelegene und unbekanntere Regionen am Rand Europas führte.<sup>8</sup> Was den Historiker Coxe ins Baltikum, nach Warschau und um die Ostsee trieb, war neben anderen Motiven die Absicht, eine Geschichte Europas zu schreiben. Zu dieser kam es letztlich nicht, denn nachdem er seine Reiseerlebnisse Mitte der 1780er-Jahre veröffentlicht hatte, hielt er dieses Unterfangen aufgrund der bald folgenden revolutionären Umwälzungen in Frankreich und der unabsehbaren Zukunft für ungeeignet.

Was Foster und Cook teilten, war ein Boot. Beide umsegelten auf der HMS Resolution zwischen 1772 und 1775 die Welt auf der Suche nach dem vermuteten Kontinent *terra australis*. Dabei teilten der weit gereiste und bereits berühmte

5 Grundlegend zur innereuropäischen ‚mental map‘ Larry Wolff, *Inventing Eastern Europe. The Map of European Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford 1994, S. 4–6.

6 Johann Friedrich Carl Grimm (anonym), *Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland in Briefen an seine Freunde*, 3 Bde., Altenburg 1775.

7 James Buzard, *The beaten track. European tourism, literature, and the ways to culture, 1800–1918*, Oxford/New York 1993.

8 William Coxe, *Travels into Poland, Russia, Sweden, and Denmark. Interspersed with Historical Relations and Political Inquiries. Illustrated with Charts and Engravings*, 2 Bde., London 1784.

Cook und der Teenager Forster, der seinen Vater, Johann Reinhold Forster, beim Zeichnen, Aufzeichnen, Sammeln und Verzeichnen von Fauna und Flora unterstützte, natürlich viel mehr – vor allem die Tatsache, Teil der wohl spektakulärsten Weltumsegelung der Zeit gewesen zu sein, die in Europa für Furore sorgte.

Zwar wurde die *terra australis* nicht gefunden, aber noch nie zuvor war ein Schiff südlicher gesegelt und hatte den südlichen Polarkreis überquert. Globaler hätte eine Reise im späten 18. Jahrhundert nicht sein können. Für Furore in Europa sorgte vieles an dieser Reise, vor allem die großen Fragen, die sie aufwarf: Wie kamen die Einwohner der Südsee auf die weit verstreuten Inseln – Menschen, die sich in Sprache, Sitten, Riten und sozialer Formation deutlich von Europäern unterschieden und ihnen doch so ähnlich waren? Wann waren sie dorthin gekommen? Welche Stufen und Stadien gesellschaftlicher Entwicklung hatten Europäer und Nichteuropäer bereits durchlaufen? Gab es einen oder – entgegen der Genesis im Alten Testament – doch mehrere Ursprünge der Menschheit? Wenn es mehrere Ursprünge der Menschheit gab, bedeutete dies, dass die Europäer, von einem christlichen Gott geschaffen, ein Recht auf Sklaverei, auf Höherwertigkeit besaßen? Wenn es jedoch nur einen göttlichen Ursprung der Menschheit gab, durfte es dann überhaupt eine Hierarchie, eine Art der Unter- und Überordnung unter Völkern und Zivilisationen geben? Standen die Völker der Südsee auf einer rückständigen, früheren Zivilisationsstufe, wie es verschiedene geschichtsphilosophische Entwürfe der Aufklärung von Jean-Jacques Rousseau über Adam Smith bis zu Immanuel Kant postulierten? Oder waren sie einfach nur anders, wie es Denis Diderot in seinem *Supplément au Voyage de Bougainville 1772* interpretierte?<sup>9</sup>

Die Fragen, die der europäische Kontakt mit den kleinen Pazifikinseln und ihren Bewohnern auslöste, waren philosophischer, naturhistorischer und theologischer Natur. Vor allem aber waren sie fundamental. Sie waren fundamental, was die Beziehung Europas und europäischer Entwicklung zu außereuropäischen Regionen betraf, den zeitlichen Verlauf der Entwicklung von Gesellschaften und Zivilisationen, von Moderne und Fortschritt. Diese Konzepte, wenngleich bestenfalls in ihrer Früh- oder Entstehungsphase, wurden seit dem späten 18. Jahrhundert zunehmend zeitlich und geografisch vergleichend gedacht.<sup>10</sup>

9 Denis Diderot, *Political Writings*, Cambridge 1992; Pamela Cheek, *Sexual Antipodes: Enlightenment, Globalization, and the Placing of Sex*, Stanford 2003.

10 Zum globalen Moment um 1780 vgl. Christopher Bayly, *Birth of the Modern World, 1780–1914. Global Connections and Comparisons*, Oxford 2004; Niels P. Petersson/Jürgen

Reisen, Beobachten, Verorten, Bewerten

Coxe, Geiger, Johnson, Forster, Grimm und Cook sind nur sechs von unzähligen Reisenden des späten 18. Jahrhunderts. Vergleicht man ihre Reiseziele und -radien, wirken sie wie willkürlich ausgewählt. Sie stehen jedoch stellvertretend für die Reise- und Schreibpraxis ihrer Zeit.

Die Gruppe der genannten Reisenden ist bewusst ausgewählt beziehungsweise angeordnet für den hier folgenden Versuch. Es handelt sich bei diesem Beitrag in der Tat um einen Versuch, sowohl im Sinne eines *essay* als auch einer bewussten, versuchsweisen Anordnung. Was wir in diesem Beitrag, welcher der Frage nach möglichen „Rändern der Moderne“ um 1800 nachgeht, anordnen, ist eine vergleichende Perspektive auf Reisen und Reisende, die sich sonst in der historischen Reiseforschung, aber auch in anderen Feldern wie der Geografie und (Proto-) Ethnografie, wozu die Reiseliteratur im späten 18. Jahrhundert zählt, in der Regel nicht begegnen.

Seit den frühen 1980er-Jahren und vor allem im Anschluss an Edward Saids Orientalism hat die historische Reiseforschung einen enormen Aufschwung erlebt. Es ist hier nicht der Ort, einen detaillierten Überblick über die reichhaltige Forschung zu Reisen und Reiseliteratur zu geben. Es soll genügen, anzudeuten, dass sich gerade die literaturwissenschaftliche Reiseforschung in der Regel mit eher kleinen Stichproben, wenn nicht mit einzelnen Reisenden beschäftigt.<sup>11</sup> Historische Arbeiten tendieren dazu, Reisen und Reiseliteratur nach geografischen Gebieten und Regionen zu bearbeiten: Reise nach Italien, Frankreich, Osteuropa, Skandinavien oder eben dem Pazifik.<sup>12</sup> Vor allem im

---

Osterhammel, *Globalization: A short history*, Princeton 2005. Zur globalen Bedeutung der Entdeckung des Pazifiks vgl. David Igler, *The Great Ocean. Pacific Worlds from Captain Cook to the Gold Rush*, Oxford 2013.

- 11 Lediglich stellvertretend vgl. Wolfgang Griep (Hg.), *Sehen und Beschreiben. Europäische Reisen im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Heide 1991; ders./Hans-Wolf Jäger (Hg.), *Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen*, Heidelberg 1986.
- 12 Thomas Grosser, *Reiseziel Frankreich. Deutsche Reiseliteratur vom Barock bis zur Französischen Revolution*, Opladen 1989; Hendriette Kliemann, *Koordinaten des Nordens. Wissenschaftliche Konstruktionen einer europäischen Region 1770–1850*, Berlin 2005; Michael Maurer (Hg.), *O Britannien, von deiner Freiheit einen Hut voll*, München 1992; Frauke Geyken, *Gentlemen auf Reisen. Das britische Deutschlandbild im 18. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 2002; Arnold H. Barton, *Northern Arcadia. Foreign Travelers in Scandinavia, 1765–1815*, Carbondale Edwardsville 1998.

Anschluss an Said ist ferner eine Reihe von Arbeiten zum Kontext von Reise und Imperialismus entstanden.<sup>13</sup>

Dies führt in der Regel dazu, dass sich Reisende wie Geiger, Johnson oder Forster in der Forschungsliteratur eher nicht begegnen. Wir möchten diese Reisenden (und einige andere) jedoch ganz bewusst zusammenführen, trotz und gerade wegen der unterschiedlichen Reiseziele und -erlebnisse zwischen Tahiti, Schottland, Bayern, Warschau und Paris. Diese Versuchsanordnung erlaubt es, gängige Narrative zur Moderne, zur Situierung Europas gegenüber Außereuropa, zu Fragen von Fortschritt und Rückständigkeit innerhalb Europas, beispielsweise zur vermeintlichen Rückständigkeit des östlichen Europas, kritisch zu hinterfragen.<sup>14</sup> Die Kernfragen hinter unserer Anordnung lauten: Wenn Reisen immer auch Vergleichen bedeutet, das heißt das Eigene und Bekannte mit dem Gesehenen zu vergleichen und in Beziehung zu setzen, wie nahmen die hier ausgewählten Reisenden ihre Reiseziele hinsichtlich Modernität und Fortschritt wahr? Folgen ihre Reisebeschreibungen Mustern von Fortschritt gegenüber Rückständigkeit? Wenn ja, wie manifestierten sich diese räumlich: entlang dem Gegensatzpaar Europa vs. Außereuropa oder entlang von traditionellen Narrativen wie Osteuropa vs. Westeuropa?

Trotz der unterschiedlichen Reiseziele ist der Ausgangspunkt für uns die Frage nach den Ähnlichkeiten, welche die Reisenden aufweisen. Alle im Folgenden aufgeführten Reisenden reisten während der späteren Aufklärung und zu Beginn der „Sattelzeit“. Die Jahrzehnte um 1800 standen im Zeichen des zweiten Zeitalters der Entdeckungen und waren damit eine Zeit der raschen Zunahme räumlichen Wissens. Die *terra australis* wurde zwar nicht entdeckt, dafür aber Tahiti. Fast zeitgleich wurde Frankreich von Cassini IV. vermessen, wenig später wurde die Krümmung der Erde von Delambre und Mechain erfasst, um damit das Urmeter festzulegen.<sup>15</sup> Die Zunahme des räumlichen Wissens, wozu Reise, Expedition, Beobachtung und

- 
- 13 Edward W. Said, *Orientalism. Western concepts of the Orient*, Harmondsworth 1995. Vgl. u. a. Marie Louise Pratt, *Imperial Eyes. Travelwriting and Transculturation*, London 1992; Sara Mills, *Discourses of Difference. An Analysis of Women's Travel Writing and Colonialism*, London/New York 1991.
- 14 Daniel Chirot (Hg.), *The origins of backwardness in Eastern Europe. Economics and politics from the Middle Ages until the early twentieth century*, Berkeley 1989; Ivan Berend, *The European periphery and industrialization, 1780–1914*, London 1982.
- 15 David N. Livingstone/Charles W. J. Withers (Hg.), *Geography and Enlightenment*, Chicago 1999; Larrie D. Ferreiro, *Measure of the Earth. The Enlightenment Expedition that*

Vermessen beitragen,<sup>16</sup> ging einher mit der Wahrnehmung einer sich beschleunigenden Zeit, einem erlebten Epochenwandel und mit einer sich verschiebenden Erweiterung zwischen „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ während der „Sattelzeit“, wie sie Reinhart Koselleck beschrieben hat.<sup>17</sup>

Die Verschiebung der Koordinaten von Raum und Zeit bedingten sich wechselseitig im späten 18. Jahrhundert und gingen einher mit einer Diskussion über „Zivilisation“, einen Neologismus der späteren Aufklärung.

„It was also the Enlightenment, with its intellectual centers in Western Europe, that cultivated and appropriated to itself the new notion of ‘civilization’, an eighteenth-century neologism, and civilization discovered its complement, within the same continent, in shadowed lands of backwardness, even barbarism.“<sup>18</sup>

Für Larry Wolff ging der Diskurs über Zivilisation einher mit der Erfindung „Osteuropas“ als negativ konnotiertem Gegenentwurf zu einem vermeintlich modernen westlichen Europa. Zivilisation, als eine von Aufklärern geschaffene Kategorie, spielte damit eine entscheidende Rolle, da sie eine Abgrenzung zu ihrem Gegenteil, dem Barbarismus, ermöglichte. Wolffs Argument basiert dabei auf der Prämisse, dass Zivilisation sowie damit verknüpfte Begriffe wie Fortschritt und Moderne der westlichen Hälfte Europas zugeordnet wurden und die begrifflichen Umkehrungen in einer binären Ordnung der östlichen Hälfte. Europa zerfällt so in ein Bündel von Dichotomien, zum einen räumlich-geografisch, zum anderen aber auch zeitlich. Während Fortschritt in die Zukunft gerichtet ist, deutet Rückständigkeit zurück in die Vergangenheit.<sup>19</sup>

---

reshaped the Earth, New York 2013; Ken Alder, *The Measure Of All Things: The Seven Year Odyssey that transformed the World*, London 2004.

16 Philippe Despoix, *Die Welt vermessen: Dispositive der Forschungsreise im Zeitalter der Aufklärung*, Göttingen 2009.

17 Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, 3. Aufl., Frankfurt/M. 1995, S. 349–375; Hagen Schulz-Forberg, *The Spatial and Temporal Layers of Global History: A Reflection on Global Conceptual History through Expanding Reinhart Koselleck’s “Zeitschichten” into Global Spaces*, in: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung* 145 (2013) 3, S. 40–58.

18 Larry Wolff, *Inventing Eastern Europe*, S. 4.

19 Ähnlich argumentiert auch Maria Todorova mit dem Begriff „balkanism“. Sie geht dabei, ähnlich wie Larry Wolff für Osteuropa, von einem Konstrukt aus: „This in-betweenness

Ein zentrales Problem in Bezug auf Wolffs Überlegungen ergibt sich aus der zeitgenössischen Terminologie, denn der Terminus „Osteuropa“ ist in den Reisetexten und verwandten Quellen um 1800 (noch) nicht vorhanden.<sup>20</sup> Wie Hans Lemberg gezeigt hat, taucht der Begriff vielmehr erst im 19. Jahrhundert verstärkt auf. Er schrieb dazu: „Das Bewußtsein, daß Rußland bis ins frühe 19. Jahrhundert nicht als östliche, sondern als nördliche, als ‚nordische‘ Macht galt, ist – außer bei Spezialisten – in der Gegenwart nahezu völlig verlorengegangen.“<sup>21</sup> Wenn nun aber Barbarismus und Rückständigkeit von den Zeitgenossen nicht explizit mit dem Osten in Verbindung gebracht wurden, stellt sich die Frage, inwieweit tatsächlich von einer Ost-West-Dichotomie der Moderne gesprochen werden kann.

Die in diesem Beitrag gewählte Anordnung – wir folgen zuerst der eher etablierten Ost-West-Achse einer vermeintlich europäischen Moderne, bevor wir uns inneren Peripherien in Schottland und Bayern zuwenden, um abschließend und zugleich ausblickend kurz die Südsee zu streifen – erlaubt es, die von Larry Wolff aufgezeigten Gegensätze zu hinterfragen. Wie der Blick auf sehr unterschiedliche Regionen in Europa und über Europa hinaus zeigt, war die Feststellung von Gegensätzen und vermeintlichen Rückständigkeitskeinesfalls ein Unikum einer Ost-West-Unterscheidung, sondern wurde auch in Diskursen über andere Regionen Europas vorgenommen. Sie spiegelt also vielmehr Eindrücke aus der Begegnung mit den Rändern eines Raums wider. Da es sich hierbei um eine subjektive und relationale Bewertung handelt, findet sich Rückständigkeit und Barbarismus eben nicht *nur* in Bezug auf die Osthälfte Europas.

---

of the Balkans, their transitional character, could have made them simply an incomplete other; instead they are constructed not as other but as incomplete self.“ Maria Todorova, *Imagining the Balkans*, New York 1997, S. 18.

20 Michael Confino, *Re-Inventing the Enlightenment: Western Images of Eastern Realities in the Eighteenth Century*, in: *Canadian Slavonic Papers/Revue Canadienne des Slavistes* 36 (1994) 3/4, S. 505–522.

21 Hans Lemberg, *Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert: Vom ‚Norden‘ zum ‚Osten‘ Europas*, in: *Jahrbücher für Geschichte Europas* 33 (1985), S. 49.

Reiseachse I: Ost und West als Diskurs über Zivilisation, Fortschritt und Moderne?

William Coxe reiste 1778 und 1779 zwischen der ersten und zweiten Teilung durch Polen-Litauen und von dort weiter durch Teile des zaristischen Russlands und durch Schweden und Dänemark. Es war eine eher ungewöhnliche Reise abseits der ausgetretenen Pfade der etablierten Grand Tour durch Italien, die Schweiz oder Frankreich. Der englische Geistliche und Historiker war zwar nicht der erste Reisende durch die Adelsrepublik und Teile des östlichen Europas, aber seine Route wich deutlich von den Konventionen der damaligen Reisepraxis ab. Selbst Anfang der 1790er-Jahre, als Polen-Litauen durch die Reformen, die in der Maiverfassung von 1791 gipfelten, Interesse bei einer weiteren Öffentlichkeit geweckt hatte, schrieb ein deutscher Reisender, Polen sei noch weitgehend *terra incognita*, ein Land, über das viel zu wenig bekannt sei.<sup>22</sup> In dieser Hinsicht war der Bericht von Coxe ein maßgeblicher und außergewöhnlicher Beitrag, der bald zu einem Standard- und Referenztext avancierte, der übersetzt und breit zitiert wurde.

Die Reiseroute war ungewöhnlich, jedoch hatte Coxe sie bewusst gewählt. Ihm schwebte eine Geschichte Europas vor, und die Reise war dazu gedacht, Material zu liefern. Reisen war in der Aufklärung Anschauung und gelebte Empirie. Es ging um das Sehen, um von dem Gesehenen zu lernen. Gerade über Polen-Litauen hieß es immer wieder, es gebe kaum verlässliche und aktuelle Quellen, seien sie statistischer, historischer oder geografischer Natur. Die historischen Darstellungen und Staatsbeschreibungen, die den Reisenden zur Information vorlagen, galten allgemein als veraltet und unbrauchbar.<sup>23</sup> Insofern war Coxe ein Pionier, der das Wissen über die Adelsrepublik, aber auch über Russland, auf einen aktuellen Stand brachte.

Zwar schrieb Coxe später keine Geschichte Europas, wie er sie anvisiert hatte. Vor dem Hintergrund des politischen Umbruchs in Frankreich und darüber hinaus in Europa schienen ihm die 1790er-Jahre kein geeigneter Moment, um eine Geschichte des Kontinents in Angriff zu nehmen. Allerdings weist sein Reisebericht, der 1784 zuerst auf Englisch veröffentlicht wurde, Züge einer Geschichte der von ihm besuchten Länder auf. Sein Bericht ist thematisch verfasst, liefert historische Rückblicke, wie zum Beispiel zur Wahlmonarchie, Erläuterungen

22 Johann Joseph Kausch, Nachrichten über Polen 1, 2 Bde., Salzburg 1793, S. XXI.

23 Bernhard Struck, Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850, Göttingen 2006, S. 95–99.

zum politischen System sowie Elemente einer Sozialgeschichte, indem er sich systematisch unterschiedlichen sozialen oder religiösen Gruppen widmet: Adel, Bürgertum, Bauern oder Juden. Unter dem Stichwort „commerce“ behandelt Coxe ausführlich wirtschaftliche Aspekte wie Handel und Produktion. Damit weicht sein Bericht von dem damals in diesem Genre üblichen tagebuchartigen Erzählen ab, welches der Reiseroute folgt. Es finden sich aber auch stilistisch eher traditionelle Abschnitte der Reiseberichterstattung bei Coxe.

Geografisch verortet Coxe die Adelsrepublik wiederholt im Norden, so zum Beispiel in seinen Ausführungen zur Getreideproduktion, der zufolge das Land aufgrund seiner Fruchtbarkeit lange als „granary of the North“ bezeichnet wurde und halb Europa mit Getreide versorgte.<sup>24</sup> Weiter gehöre eine Reihe von Agrarprodukten, wie Hanf, Honig, Wachs, Pottasche oder Leder, zu den Exportwaren. Demgegenüber müsse, wie Coxe weiter ausführt, Polen den Großteil seiner gefertigten Waren einführen, da es wenig verarbeitendes Gewerbe gebe. Derartige Beschreibungen werden von Coxe in einem sehr detaillierten, nicht wertenden Stil vorgenommen. Dies betrifft auch Beschreibungen wie die zur Lage der Bauern, von denen eine Vielzahl leibeigen sei und nicht ohne Erlaubnis der adligen Gutsbesitzer heiraten oder die Scholle verlassen dürfe. Aspekte wie Leibeigenschaft oder die Tatsache, dass das Land von der Einfuhr von gefertigten Waren abhängig ist, führen bei Coxe jedoch nirgendwo zu einer Abwertung im Sinne von Rückständigkeit. Für ihn waren dies mitteilenswerte Tatsachen, eine Bestandsaufnahme ohne Wertung und ohne normative Aussagen zur Verräumlichung von Moderne und Gegenmoderne, Zentrum oder Peripherie.<sup>25</sup>

Das bedeutet nicht, dass Coxe in seinen Beobachtungen der Adelsrepublik nicht kritisch war. Im Gegenteil, Polen war für ihn im Vergleich zu anderen von ihm bereisten Ländern ein ungerecht regiertes Land und „of all countries the most distressed“.<sup>26</sup> Unter den Ungerechtigkeiten hatten aus seiner Sicht vor allem Bauern zu leiden. Aber auch hinter derartigen Beobachtungen standen keine essenziellen Wertungen einer vermeintlichen – osteuropäischen, regional spezifischen – Rückständigkeit. Für derartige politische und soziale Ungleichheiten gab es für Coxe analysierbare und grundsätzlich veränderbare Ursachen. Für die sozialen Ungleichheiten, die er als „Polish wretchedness“ bezeichnete,

24 Coxe, *Travels into Poland* 2, S. 114.

25 Ebd., S. 155.

26 Ebd., S. 121.

sah er den Machtmissbrauch des polnischen Adels verantwortlich.<sup>27</sup> Derartige politische Umstände, also etwa die politische Verfassung der Adelsrepublik, waren für Coxe jedoch grundsätzlich veränderbar und reformierbar, wie gerade in der Regierungszeit von Stanisław August Poniatowski in der Epoche zwischen den Teilungen zu sehen gewesen sei. Diese Sicht teilte er mit einer Reihe anderer Besucher Polens in den 1780er- und frühen 1790er-Jahren.<sup>28</sup>

Wo Coxe über den Alltag der Bevölkerung berichtet, wie zum Beispiel im österreichischen Teilungsgebiet Galizien und Lodomerien unweit von Krakau, beobachtete Coxe immer wieder Armut und schlechte Reiseinfrastruktur: „The roads were bad, the villages few and wretched beyond description; the hovels all built of wood seemed full of filth and misery, and every thing wore the appearance of extreme poverty.“<sup>29</sup> Krakau, die ehemalige Hauptstadt mit ihren etwa 16.000 Einwohnern und seit der ersten Teilung eine Grenzstadt, sah Coxe im Niedergang begriffen.<sup>30</sup>

Wie viele andere Reisende der Zeit auch war der Engländer ein genauer Betrachter. Beobachtungen zu schlechten Straßenverhältnissen, ärmlicher Bevölkerung oder verfallenden Häusern werden bei Coxe jedoch nicht auf einer essenzialisierenden Achse eines vermeintlich rückständigen östlichen und eines modernen westlichen Europas verortet. Der wahrgenommene Zustand beispielsweise von Krakau in der Gegenwart wird stattdessen auf der Zeitachse historisch verortet. Der alte Glanz der Hauptstadt war sichtbar, jedoch im Verfall begriffen, für den Coxe keine spezifisch osteuropäische oder polnische Rückständigkeit verantwortlich macht, sondern vor allem die Kriege mit Schweden und mit Russland seit der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Dass Coxe und andere Reisende um 1800 nicht – oder noch nicht – entlang einer normativ gedachten West-Ost-Achse einer innereuropäischen Moderne dachten, lässt sich auch im Vergleich mit Reisen in die entgegengesetzte Richtung

27 Ebd., S. 121.

28 Gerard Koziłek, Deutsche Reiseberichte über das Polen Stanislaus August Poniatowskis, in: Hans-Wolf Jäger (Hg.), *Europäisches Reisen im Zeitalter der Aufklärung*, Heidelberg 1992, S. 197–220; Bernhard Struck, Vom unbekanntem Nachbarn zum ‚Meisterstück der Staatsklugheit‘. Die Reformzeit unter Stanislaw August II., politische Berichterstattung und Transfers im Spannungsfeld von Reformabsolutismus und Französischer Revolution, in: Agnieszka Pufelska/Iwan D’Aprile (Hg.), *Aufklärung und Kulturtransfer in Mittel- und Osteuropa*, Wiesbaden 2009, S. 293–320.

29 Coxe, *Travels into Poland 2*, S. 169.

30 Ebd., S. 170–172.

zeigen. Provinzstädte von der Größe Krakaus, schlechte Reiseinfrastruktur oder ärmliche Bevölkerung gab es auch anderswo zu beobachten. Aus der Nähe von Paris berichtete der aus Gotha stammende Arzt Johann Friedrich Carl Grimm:

„Wir waren noch nirgends so von Bettlern verfolgt worden, wie jetzt, da wir durch die, der Hauptstadt am nächsten gelegenen Dörfer fuhren. Es ist doch recht unangenehm, wenn der Wagen eines Reisenden alle Augenblicke einmal von einem Schwarme solchen hungrigen Gesindels umzingelt und begleitet wird [...].“<sup>31</sup>

Ähnlich wie Coxe war auch Grimm ein genau beobachtender Reisender. Zwar finden sich wie in der Reiseliteratur der damaligen Zeit üblich pauschalisierende Aussagen zu vermeintlichen Nationalcharakteren, aber Grimm ging es, ganz im Sinne der Aufklärung, auch um die Ursachen von Missständen und Armut.<sup>32</sup> Den Reisenden des späten 18. Jahrhunderts galt Frankreich zwar in vielerlei Hinsicht als kulturelles Vorbild, aber die jenseits der größeren Städte wahrgenommene Armut und soziale Ungleichheit war den Beschreibungen aus Polen-Litauen nicht unähnlich. Lediglich die Ursachen waren andere. Für Grimm lag eine der Kernursachen der weitverbreiteten ländlichen Armut in der Konzentration von Landbesitz in den Händen des Adels, der die aus den Ländereien erwirtschafteten Einkommen abzog und anderswo, in der Regel in Paris und am Hof in Versailles, ausgab, ohne dass das Geld der Bevölkerung zugutekam.<sup>33</sup>

Dem Vorbildcharakter von französischer Kultur, Bildung, Wissenschaft und Literatur stand laut Grimm die „unglaubliche Unwissenheit des französischen Landvolks“ gegenüber:

„Es ist doch wahrhaftig eine Schande, daß man in einem Lande, wo man die Weisheit gepachtet zu haben glaubt, und auf alle Völker, wie auf Barbarn [sic!], und wohl gar unvernünftige Thiere herab sieht, Dörfer antrifft, wo kein Mensch lesen, geschweige denn schreiben kann, und Jedermann mit sich äußerst zufrieden ist, wenn er eine auswendig gelernte Messe auf den Knien herabzuplappern, und sich mit Weihwasern zu bespritzen weiß.“<sup>34</sup>

31 Grimm, *Bemerkungen eines Reisenden* 1, S. 214 f. Vgl. auch ebd., S. 233.

32 Zu Reiseliteratur und Nationalcharakter vgl. Struck, *Nicht West – nicht Ost*, S. 387–432.

33 Vgl. Grimm, *Bemerkungen eines Reisenden* 1, S. 248 f., 259. Vgl. auch ebd., 2, S. 204–206.

34 Ebd., 2, S. 27.

Analog zu den Beschreibungen von Coxe in Polen finden sich bei Grimm oder anderen Frankreichreisenden keine Aussagen, die darauf hindeuten, dass das Beobachtete auf einer räumlich oder zeitlich gedachten Achse der Moderne verortet wurde, der zufolge Frankreich als moderner gegolten hätte. Im Gegenteil, dazu gab es laut Grimm und anderen Reisenden, die ihre Reisebeobachtungen stets miteinander verglichen, zu viele Ähnlichkeiten mit verschiedenen anderen Regionen Europas.

Frankreich, so Grimm, sei keineswegs fortschrittlicher, moderner oder besser als beispielsweise Russland. In der französischen Provinz studierte er die Lebensverhältnisse der dortigen Bewohner. Beim Anblick der „armseeligen Hütte“ eines Zeugmachers in der Picardie, wo alles nur „nothdürftig zusammen geküttet“ war, zog Grimm den direkten Vergleich mit der Russlandbeschreibung von Jean-Baptiste Chappe d’Auteroche, der 1760 auf Anweisung des französischen Monarchen für wissenschaftliche Zwecke nach Russland entsandt worden war. „Gewiss der Mann“ – gemeint war d’Auteroche – „muß anderer Nationen ihrer Umstände deswegen so elend beschreiben, damit seiner Landsleute ihre nicht bemerkt werden sollen [sic].“<sup>35</sup>

Für die Reisenden des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, die auf der Grand Tour oder auf abgelegeneren Pfaden durch das östliche Europa reisten, gab es kein wirkliches Zentrum der Moderne oder eine Ost-West-Achse, die eine Dichotomie von Fortschritt und Rückschritt dargestellt hätte. Zentren von Bildung und Kultur gab es überall. Dies waren vor allem urbane Zentren, zu welchen sicher Paris, aber auch das von Coxe beschriebene Krakau gehörte. Peripherie im Sinne von Armut und Rückständigkeit gab es quer durch Europa in ländlichen Gegenden, in Galizien genauso wie in der Picardie.

#### Reiseachse II: Schottland und Bayern als innere Peripherien

Das Reisen in der Zeit der Aufklärung hatte nicht nur eine geografische Dimension, sondern war immer auch von einer zeitlichen Komponente begleitet. Zum einen nahm das Reisevorhaben selbst Zeit in Anspruch; die Kommunikationswege waren länger, die Infrastruktur oft nur schlecht ausgebaut. Doch durch das Reisen wurde auch das Verlassen des eigenen temporalen Kontexts möglich. Es

<sup>35</sup> Ebd., 2, S. 233 f.

wurde zu einem Mittel, welches es erlaubte, die Zukunft oder die Vergangenheit zu besuchen und zu beobachten. Wie es Hans-Wolf Jäger formulierte: „Hier war aus der Aufklärungsreise in den fernen Raum unversehens eine Reise in die Tiefe der Zeit geworden, war Geographie in Geschichte umgeschlagen. Man glaubte, der eigenen Vergangenheit zu begegnen.“<sup>36</sup> Doch ähnlich wie das Begriffspaar Zentrum und Peripherie muss der Begriff des Randes immer relational verstanden werden. Jürgen Osterhammel beobachtete entsprechend: „Reisen in die Fremde sind nicht immer auch Reisen in die Ferne. Das ganz Andere liegt oft nah“<sup>37</sup>, denn „[z]wischen geographischer und kultureller Distanz bestand mithin kein direkt proportionaler Zusammenhang“<sup>38</sup>. Für die Zeitgenossen war dies oft klarer, als es auf einen ersten Blick scheint.

Samuel Johnson beispielsweise lamentierte über seine Beobachtungen in den schottischen Highlands: „We came thither too late to see what we expected, a people of peculiar appearance, and a system of antiquated life.“<sup>39</sup> Er erwartete in dieser abgelegenen Region eben das Fremde. Nachdem sich seine Erwartungen nicht erfüllt hatten, konstatierte er: „There was perhaps never any change of national manners so quick, so great, and so general, as that which has operated in the Highlands, by the last conquest, and the subsequent laws.“<sup>40</sup> Bei Johnson zeigt sich, dass das Fremde und somit in einem gewissen Sinne das Ferne auch im eigenen Land liegen konnte – in diesem Fall nur etwas nördlich von Edinburgh. Gleichzeitig war das Fremde keine statische Kategorie, sondern offen für Veränderung, für Fortschritt, ähnlich wie auch bei Coxe oder Grimm.

Dichotomien wie Fortschritt – Rückständigkeit oder Zivilisation – Barbarei waren um und vor 1800 somit nicht nur auf einer Ost-West-Achse zu finden, sondern, und dies ist bislang weniger beleuchtet worden, auch bei Reisen innerhalb Westeuropas selbst. Dies weicht gängige Vorstellungen vom Gegensatz

36 Hans-Wolf Jäger, *Reisefacetten der Aufklärungszeit*, in: Peter J. Brenner (Hg.), *Der Reisebericht: Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, Bonn 1988, S. 269.

37 Jürgen Osterhammel, *Reisen an die Grenzen der Alten Welt. Asien im Reisebericht des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: Peter J. Brenner (Hg.), *Der Reisebericht: Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, Bonn 1988, S. 224.

38 Ebd., S. 225.

39 Samuel Johnson, *A journey to the western islands of Scotland*, Harmondsworth 1984, S. 73.

40 Ebd.

zwischen Zivilisation und Moderne entlang einer West-Ost-Achse auf. Denn sowohl Schottland als auch Bayern wurden in zeitgenössischen Reiseberichten beinahe durchgehend als rückständig beschrieben.

Samuel Johnson war nicht der Einzige, der die Vergangenheit im Norden Schottlands suchte. Das Land entwickelte sich ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer oft bereisten und beschriebenen Gegend.<sup>41</sup> Das Überraschende an den Reiseberichten über diese Region sind einerseits die klaren Verweise auf dessen Rückständigkeit und andererseits die Mechanismen der Beschreibung. Manche Reisenden konnten der zeitlichen Rückständigkeit sogar einen genauen Wert zuweisen.<sup>42</sup> Auch überraschend ist die verwendete Terminologie. So rief vor allem der Anblick der Behausungen der einfachen Bewohner der Highlands klar konnotierte Vergleiche hervor. So schrieb Johnson:

„Till the Union made them acquainted with English manners, the culture of their lands was unskilful, and their domestick [sic] life unformed; their tables were coarse as the feasts of Eskimeaux [sic], and their houses filthy as the cottages of Hottentots.“<sup>43</sup>

Gerade der Topos des „Hottentotten“ taucht in diesem Kontext häufig auf. Doch auch andere Vergleiche wurden gezogen. Henry Skrine, ein professioneller Reisechriftsteller, der Schottland mehrere Male zwischen 1787 und 1793 besuchte, schrieb beispielsweise: „[T]he huts of the natives, thinly sprinkled on the most sheltered spots, appeared like the tents of flying Arabs, or the wig-wams of Indians.“<sup>44</sup> Für Reisende aus dem Süden Großbritanniens war Schottland ein exotischer Ort an der inneren Peripherie des Landes. Aber es zeigt sich auch der

41 Charles W. J. Withers, *Geography, Science and National Identity: Scotland since 1520*, Cambridge 2001, S. 142–158; Martin Rackwitz, *Travels to Terra Incognita. The Scottish Highlands and Hebrides in Early Modern Travellers' Accounts c.1600–1800*, Münster/New York 2007.

42 Mehr als ein Jahrhundert konstatierte Henry Skrine, *Three successive tours in the north of England, and great part of Scotland: Interspersed with descriptions of the scenes they presented, and occasional observations on the state of society*, London 1795, S. 71. Von zumindest einem halben Jahrhundert spricht William Gilpin, *Observations on several Parts of Great Britain, particularly the High-Lands of Scotland, relative chiefly to picturesque beauty, made in the year 1776* 2, 3. Aufl., London 1808, S. 143.

43 Johnson, *Western Islands*, S. 51.

44 Skrine, *Three successive tours*, S. 144.

relationale Charakter dieser Beschreibungen. Richard Ayton begleitete den Maler William Daniell, der sich zum Ziel gesetzt hatte, die Küstenregionen Großbritanniens festzuhalten. So kamen beide auch nach Schottland, und Ayton drückte seine Eindrücke wie folgt aus:

„It is very extraordinary that the lower orders in Scotland, though thus distinguished above the poor of any other country for their mental cultivation, should in their domestic habits be nearly as unformed as the Hottentots.“<sup>45</sup>

Im Gegensatz zu anderen als exotisch empfundenen Räumen wurde die Möglichkeit der Entwicklung, des Fortschritts nicht ausgeschlossen.<sup>46</sup> Der Weg in die Moderne schien offenzustehen. Dieser Unterton zieht sich wie ein roter Faden durch die untersuchten Reisebeschreibungen, die somit einen Kerngedanken der Aufklärung, nämlich den der Verbesserung, der *perfectibilité* und der Reform ausdrücken. Diesbezüglich sind Beschreibungen Schottlands mit denen Polens, Litauens oder anderer Regionen des östlichen Europas, aber auch des ländlichen, katholischen Frankreichs vergleichbar.

Schottland wurde als ein Land angesehen, das sich mitten in einem Aufbruch befindet, dessen Startpunkt genau datiert werden kann. Bereits der Naturforscher Thomas Pennant, einer der ersten und auch einflussreichsten Schottlandreisenden, schrieb: „Passed over Culloden Moor, the place that North Britain owes its present prosperity to, by the victory of April 16, 1746.“<sup>47</sup> Culloden ist der Ort, an dem der Zweite Jakobitenaufstand endgültig niedergeschlagen wurde und daraufhin der Norden sukzessive stärker mit dem Süden verbunden wurde.

Auch der Weg aus der Rückständigkeit war klar vorgezeichnet. Samuel Johnson fasste es exemplarisch wie folgt zusammen:

45 William Daniell, *Daniell's Scotland: a voyage round the coast of Scotland and the adjacent isles, 1815–1822 1: a series of views, illustrative of the character and prominent features of the coast*, Edinburgh 2006, S. 17.

46 Edward W. Said wies darauf hin, dass die Einwohner des Orients als dezidiert statisch, ohne Möglichkeit der Weiterentwicklung aufgefasst wurden. Vgl. Said, *Orientalism*, S. 321.

47 Thomas Pennant, *A Tour in Scotland 1769*, Edinburgh 2000, S. 103.

„They [the Highlanders] are now acquainted with money, and the possibility of gain will by degrees make them industrious. Such is the effect of the late regulations, that a longer journey than to the Highlands must be taken by him whose curiosity pants for savage virtues and barbarous grandeur.“<sup>48</sup>

Die stärkere Einbindung der Wirtschaft würde Arbeitsanreize generieren und so Schottland in die Zivilisation führen; allerdings um den Preis, das Interessante, das Andere und das Exotische zu verlieren. Aber in den Augen der aufklärerischen Reisenden war dies nicht nur wünschenswert, sondern notwendig.

Wo sich die Grenzen Europas oder gar dessen Mitte befinden, mag strittig sein. Unstrittig ist jedoch, dass Bayern Zentral- oder Mitteleuropa geografisch näher liegt als Schottland. Lag es aber auch der Moderne oder dem, was um 1800 dafür gehalten wurde, näher? Obwohl, im Gegensatz zu Schottland, in der Mitte Europas situiert, stellte Bayern ebenfalls einen Rand dar. Gerade Reiseberichte halfen, die entsprechende Lokalisierung in einer breiteren Öffentlichkeit zu verfestigen. Nach Manuel Borutta wurde der Katholizismus in der Aufklärung zum Objekt kolonialen Begehrens,<sup>49</sup> und Bayern als eine der katholischen Regionen par excellence wurde entsprechend als exotisch in Reiseberichten dargestellt. Es wurde in der Folge als finsternes Land des Aberglaubens und der Faulheit angesehen, in welches das strahlende Licht der Aufklärung geführt werden müsse. Ähnlich sahen es auch die Reisenden im katholischen Frankreich.<sup>50</sup> So schrieb Ignaz Geiger, der seine Beobachtungen anonym als „Engelländer“ veröffentlichte, über Bayern:

„Die Pfaffen und das Pfaffenwesen haben sich nirgends in Teutschland so sehr eingenistet, und üben nirgends unumschränktere Gewalt aus, als hier. Unglaublich ist es, wie sie so ganz nach ihrer Fantasie den Fürsten und das Volk am Gängelbande führen.“<sup>51</sup>

Die Reisenden bemühten sich, die negativen Auswirkungen der Allmacht des Klerus drastisch darzustellen. Die Riten der katholischen Gläubigen wurden

48 Johnson, *Western Islands*, S. 74.

49 Manuel Borutta, *Antikatholizismus: Deutschland und Italien im Zeitalter der europäischen Kulturkämpfe*, Göttingen 2010, S. 51.

50 Struck, *Nicht West – nicht Ost*, S. 242–250.

51 Geiger, *Reise Eines Engelländers*, S. 29.

dementsprechend als plumper und unreflektierter Aberglaube abgetan. Carl Gottlob Küttner, ein erfahrener und weit gereister professioneller Reiseschriftsteller bemerkte:

„Unser Führer zeigte uns eine Menge Bilder, die durch die Wunder berühmt sind, die sie gethan haben, – eine steinerne Marie in der ersten Pfarrkirche; einen elenden hölzernen Christus, den der Künstler in die Donau warf, weil er mit der Arbeit unzufrieden war, der aber nachher gegen den Strom schwamm, öffentlich aufgestellt wurde und einem Studenten, welcher beichtete, eine Ohrfeige gab, vermuthlich weil dieser eine oder ein paar Sünden verheimlichte; endlich eine Madonna, welche die Juden in die Donau warfen, nachdem sie ihr den Kopf abgesägt hatten. Allein sie schwamm sammt dem Kopfe, auf dem Flusse aufwärts, bis sie mit vielen Feyerlichkeiten herausgefischt wurde. Man stellte sie nun auf, und erbauet ihr eine Capelle [...]. Solche Dinge muß man auch darum bisweilen anführen, oder wiederhohlen, weil viele Protestanten, welche nicht reisen, sich wenig träumen lassen, wie so gar dunkel es noch hin und wieder in Süddeutschland aussieht, und das oft an Orten, wo es aufgeklärte Männer in Menge gibt.“<sup>52</sup>

Passagen wie diese machten die aus einer protestantischen Sicht wahrgenommene Rückständigkeit dieser Region für den zeitgenössischen Leser klar. Gleichzeitig zeigen sie, dass der Besuch des katholischen Süddeutschlands als eine Reise in die finstere, überkommen geglaubte Vergangenheit wahrgenommen wurde. Manche Autoren versuchten, diesen Eindruck sogar noch stärker zu betonen. Ähnlich wie in Schottland war auch in Bayern der Barbar zu finden. In einer bemerkenswerten Passage nahm Ignaz Geiger auf eine Reisebeschreibung Sibiriens<sup>53</sup> Bezug und setzte die Bayern mit den Bewohnern Kamtschatkas gleich. Beide seien unterwürfig, träge, faul und dem Alkohol allzu sehr zugetan.<sup>54</sup> Und Johann Pezzl, der selbst aus Bayern stammte und bereits Novize war, bevor er sich doch für ein Jurastudium in Salzburg und anschließend für eine Karriere als aufklärerischer Schriftsteller entschied, sah er in manchen bayrischen Klöstern eine „Hottentotten Logik“ am Werke.<sup>55</sup>

52 Carl Gottlob Küttner, *Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien*, in den Jahren 1797, 1798, 1799 4, 2. Aufl., Leipzig 1804, S. 344–345.

53 Geiger bezog sich explizit auf: Georg Wilhelm Steller, *Reise von Kamtschatka nach Amerika mit dem Comandeur-Capitän Bering*, St. Petersburg 1793.

54 Geiger, *Reise Eines Engelländers*, S. 38–39.

55 Johann Pezzl, *Reise durch den Baierschen Kreis*, 2. Aufl., Salzburg/Leipzig 1784, S. 131.

Trotz der räumlichen Distanz zwischen Schottland und dem südlichen Afrika zogen die aufklärerischen Reisenden immer wieder Vergleiche und verorteten die Schotten auf einer ähnlichen Kultur- und Zivilisationsstufe wie außereuropäische Kulturen.<sup>56</sup> Ein wirkliches Zentrum der Moderne, wie es ab der Mitte des 19. Jahrhunderts – zumindest in der Selbstwahrnehmung – in Europa gesehen wurde, gab es um 1800 jedoch noch nicht. Vermeintliche Rückständigkeit wurde sowohl im nordwestlichen Europa als auch im südlichen Afrika oder in Sibirien gesehen.

Anders als später im 19. Jahrhundert, vor allem aus einer westeuropäisch-imperialen Weltansicht, wie Edward Said sie anhand der Konstruktion eines passiven, starren, unhistorischen Orients analysiert hat, blieb Rückständigkeit zu dieser Zeit für die aufklärerischen Reisenden eine relationale Kategorie, welche Veränderungen und Entwicklung zuließ.<sup>57</sup> Als mit den Reformen von Montgelas die Macht des Klerus tatsächlich eingeschränkt wurde, verschwand auch das Feindbild der katholischen Kirche aus den Reiseberichten und verwandelte sich Bayern in ein Land des Aufbruchs. Mitte des 19. Jahrhunderts konnte so der Schriftsteller Karl Julius Weber, in ähnlicher Manier wie Schottlandreisende einige Jahrzehnte früher, konstatieren: „Kein deutscher Staat hat solche Riesenschritte gemacht als Baiern im 19. Jahrhundert“, welches nun die „alte Pfaffenzeit“ hinter sich gelassen habe.<sup>58</sup>

Dabei unterschieden sich die Erklärungsmuster nicht allzu sehr von jenen, die Schottlandreisende anwandten. Prosperität könne nur durch Fleiß und Arbeit generiert werden, welche von der katholischen Kirche unterbunden würden. Denn, wie es Carl Ignaz Geiger formulierte: „Das getäuschte Volk trägt [...] sein Geld für Messen in die Klöster; beschenkt die Pfaffen; läuft von einer Kirche in die andere und glaubt, durch das Gebet mehr zu erhalten, als durch Arbeit,

56 Zur Beschäftigung mit der Kultur der „Hottentotten“ in verschiedenen Aufklärungsjournalen der Zeit siehe beispielhaft die Beiträge: Anders E. Sparrmann, *Gemüthsart, Sitten und Gebräuche der Hottentotten. Ein Beytrag zur Geschichte der Menschheit*, in: *Allerneueste Mannigfaltigkeiten* 4 (1785), S. 600–657; ders., *Beschreibung einer Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und seines Aufenthalts in den Ländern der Hottentotten und Kaffer*, in: *Der Teutsche Merkur* 1 (1784), S. 97–120.

57 Said, *Orientalism*.

58 Karl Julius Weber, *Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen* 1, 3. Aufl., Stuttgart 1855, S. 321, 327–328.

Fleis [sic] und Thätigkeit.“<sup>59</sup> Anders ausgedrückt: Der Katholizismus liefert die falschen Anreize, um Wohlstand zu erwirtschaften.

Die Beschreibungen beider Regionen, Bayerns und Schottlands, ähneln sich in mehreren Punkten. Beiden wird eine Position am Rande der jeweiligen Machtzentren zugeschrieben. Entsprechend werden die Einwohner mit Exotismen versehen und abgebildet. Dennoch blieb die Lokalisierung am Rand nicht statisch. War es in Schottland die verstärkte Einbeziehung nach dem Jakobitenaufstand 1745–1746, welche als Grund für den Aufbruch des Landes verantwortlich gemacht wurde, stand in Bayern die Macht der katholischen Kirche im Vordergrund, welche die Entwicklung des Landes angeblich verhinderte. Mit den weitreichenden Reformen Anfang des 19. Jahrhunderts verschwand das Stereotyp des finsternen Bayerns sukzessive. Dies führte sogar so weit, dass diese spezifische Form des Glaubens im Zeitalter der Romantik sogar komplett umgekehrt und positiv bewertet wurde.<sup>60</sup>

### Reiseachse III: Tahiti und Europa im globalen Kontext

Während innerhalb Europas im späten 18. Jahrhundert der Höhepunkt der Grand Tour und des bildungsbürgerlichen Reisens erreicht wurde, eroberten Entdeckungsreisen und Expeditionen neue globale Horizonte. Hierzu gehörte vor allem die Südsee, die zunehmend in den Fokus europäischer Seefahrernationen geriet. Es sollte vor allem der Name James Cook sein, mit dem sich die Entdeckungsfahrten in diese Region bis heute verbinden. Insgesamt drei Reisen führten ihn in diese Weltgegend, und jeweils unterschiedliche Motive gaben den Grund für seine Reisen. Tahiti besuchte er zum ersten Mal 1769, während der zweiten Expedition machte er zweimal Halt auf der Insel, und auch die dritte seiner Weltumsegelungen, bei der er schließlich 1779 den Tod finden sollte, führte ihn in die Südsee. Für jede seiner Unternehmungen wurde die Mannschaft bewusst ausgewählt und zusammengesetzt. Sie enthielt auch wissenschaftliche Mitglieder. Als Teil dieses „Apparats“ kamen Johann Reinhold Forster und sein Sohn Georg an Board der HMS Resolution. Gerade Letzterer sollte den Zeitgenossen als weit gereiste Persönlichkeit in Erinnerung bleiben.

<sup>59</sup> Geiger, *Reise Eines Engelländers*, S. 33.

<sup>60</sup> Borutta, *Antikatholizismus*, S. 151 f.

„Daß mir nichts an die prächtige Karte kommt, über die er seit gestern Essen und Trinken vergißt! Kurios, wenn seine Beine nicht hinaus können, sind wenigstens die Augen auf Reisen. Nun, wer sich, wie Herr Forster, als Kind mit Kosackenkindern herumtummelte, als Junker an der englischen Küste badete und seinen Bart als Naturforscher unter Menschenfressern u. Hottentotten wachsen fühlte, dem wird's am Ende überall zu enge.“<sup>61</sup>

So wird er zu Beginn eines von Albert Grün wahrscheinlich zwischen 1845 und 1847 verfassten Dramas charakterisiert, das allerdings nicht veröffentlicht wurde.<sup>62</sup> Aufgrund seiner Expertise blieb er auch in die Diskussionen seiner Zeit involviert, aber auch spätere Generationen bezogen sich auf ihn als Autorität.<sup>63</sup>

Während der wissenschaftliche Fokus der ersten Expedition auf dem Venustransit und somit astronomischen Beobachtungen und Entfernungsberechnungen innerhalb des Sonnensystems lag, war das vorrangige Ziel von Cooks zweiter Reise in die Südsee, zu klären, ob ein südlicher Kontinent tatsächlich existierte. Doch die Forschungsreise war viel breiter angelegt. Die von der Admiralität ausgegebenen Instruktionen zielten nicht nur darauf ab, Erkenntnisse für die Seefahrt und den Handel zu gewinnen, sondern auch, das „natural knowledge“ zu erweitern. Sollte Cook auf unbekanntes, aber bewohntes Land treffen, so war ihm aufgetragen:

„[...] to observe the genius, temper, disposition, and number, of the inhabitants [...] and endeavour, by all proper means, to cultivate a friendship and alliance with them; making them presents of such things as they might value; inviting them to traffic, and showing them every kind of civility and regard.“<sup>64</sup>

Da als Forschungsreise angelegt, war dies tatsächlich eine Reise ins Unbekannte, bei der die Erwartung vorherrschte, nicht nur auf „den Anderen“ zu stoßen,

61 Albert Grün, *Georg Forster Drama*, hg. von Horst Dippel unter Mitwirkung von Gerrit Schäfer, Kassel 1999, S. 7.

62 Zu den Umständen des Theaterstücks siehe die von Horst Dippel verfassten Vorbemerkungen. Ebd., S. IX–XIV.

63 Helmut Peitsch, *Georg Forster. A History of His Critical Reception*, New York 2001.

64 James Cook, *The Three Voyages of Captain James Cook Round the World* 3, London 1821, S. 24 f.

sondern diesen zu entdecken. Gerade Berichte über solche Entdeckungen hatten einen hohen Wert für die Zeitgenossen. Wenn auch, wie beispielsweise von Immanuel Kant oder Jean-Jacques Rousseau, die Unzuverlässigkeit von Reiseberichten beklagt wurde,<sup>65</sup> dienten deren Inhalte dennoch als Argumente in den großen und grundlegenden Diskussionen der damaligen Zeit, wie sie einleitend angedeutet worden sind. Der hierfür ausschlaggebende Grund war die zeitliche Komponente, die eine Entdeckungsreise mit sich brachte. Durch die Beobachtung von Gesellschaften, die dem europäischen Einfluss (noch) nicht ausgesetzt waren, glaubte man, gleichzeitig auch einen Blick in die Vergangenheit, in die Zeit vor der „Zivilisation“ erhaschen zu können.

Gerade Tahiti wurde, nicht zuletzt durch Cooks und Forsters Beschreibungen, zu einem Topos, der für eine alternative, archaischere, aber auch freizügigere Gesellschaft stand, ja zum Teil immer noch steht.<sup>66</sup> Deren Einordnung war aber durchaus differenziert, da dies in Bezug zu anderen Regionen beziehungsweise deren Einwohnern geschah. Nicht umsonst gilt Forsters Bericht und darin der Abschnitt der Weltreisebeschreibung zu Tahiti als der Höhepunkt der Menschheitsanalyse der deutschen Aufklärungsethnologie.<sup>67</sup> Forsters Hoffnung, auf egalitäre Gesellschaftsstrukturen zu treffen, wurde allerdings nicht erfüllt, wie er selbst enttäuscht festhielt. In einer der zahlreichen Wanderungen zur Erkundung des Landesinneren traf er auf eine gut gebaute Hütte und deren wohlgenährten Besitzer. Mit Enttäuschung erkannte er, dass es auch auf dieser Insel soziale Differenzierung gab, und bemerkte dazu:

„We had flattered ourselves with the pleasing fancy of having found at least one little spot of the world, where a whole nation, without being lawless barbarians, aimed at a certain frugal equality in their way of living, and whose hours of enjoyment were justly proportioned those of labour and rest. Our disappointment was therefore very great, when we saw a luxurious individual spending his life in the most sluggish inactivity, and without one benefit to society, like the privileged

65 Harry Liebersohn, *The travelers' world: Europe to the Pacific*, Cambridge 2006, S. 17 f., 197.

66 Cheek, *Sexual Antipodes*.

67 Jörn Garber, „Arkadien“ im Blickfeld der Aufklärungsethnologie. Anmerkungen zu Georg Forsters Tahiti-Schilderung, in: Günter Oesterle/Harald Tausch (Hg.), *Der imaginierte Garten*, Göttingen 2001, S. 100.

parasites of more civilized climates, fattening on the superfluous produce of the soil, of which he robbed the labouring multitude. His indolence, in some degree, resembled that which is frequent in India and the adjacent kingdoms of the East, and deserved every mark of indignation which Sir John Mandeville expressed in his Asiatic travels.<sup>68</sup>

Forster zeigt hier, dass er die Einwohner Tahitis keineswegs als Barbaren ansah. Ganz im Gegenteil verortete er diese – immer auch im Vergleich zu bereits bekannten Regionen und Zivilisationen – auf einer bestimmten Stufe der Zivilisation. Dies zeigt sich auch in seiner Beschreibung des zweiten Aufenthalts auf Tahiti. In einer längeren Passage versucht er darin, Parallelen zum antiken Griechenland, genauer: zum homerischen Griechenland herauszuarbeiten, indem er tahitianische Krieger mit dem Bild griechischer Krieger, wie es die Illias entwirft, vergleicht.<sup>69</sup> Am Ende des Abschnitts resümierte er: „What I have here said is sufficient to prove, that men in a similar state of civilization resemble each other more than we are aware of, even in the most opposite extremes of the world.“<sup>70</sup>

Bei allen Unterschieden zwischen Europa und der Südsee in Sitten und Gebräuchen – Forster sah die Bewohner Tahitis nicht am Rande einer wie auch immer zeitlich und räumlich gedachten Moderne, geprägt von einem räumlichen Gegensatz zwischen Zentrum und Peripherie oder einer temporalen Ordnung von Fortschritt gegenüber Rückständigkeit. Der Verweis auf die Antike, der bei Forster durchklingt, bedeutet nicht, dass die Südsee wegen diese Vergangenheitsbezugs bei ihm negativ konnotiert war und daher als – gegenüber dem zeitgenössischen (West-)Europa – rückständig interpretiert wurde. Der Bezug auf die Antike war ein durchgehend positiver für Forster und seine Zeitgenossen in der Aufklärungszeit. „Der Arkadienmythos“, so führt Jörg Garber aus, „nimmt in der Südseeliteratur jenen Status ein, den die Antike insgesamt in der Kunstdiskussion des Klassizismus ausfüllt: Arkadien ist der Ort des Idealisch-Schönen, zugleich aber auch ein Ort, der keine dynamische Entfaltung durch

68 George Forster, *A Voyage round the World in his Britannic Majesty's Sloop 2, Resolution, commanded by Capt. James Cook, during the Years 1772, 3, 4, and 5*, London 1777, S. 296 f.

69 Ebd., S. 104–107.

70 Ebd., S. 106.

widersprüchliche Eigeninteressen der Bewohner erfährt.<sup>71</sup> Forster betone „diese Doppelstruktur des Schönen und des Statischen immer wieder [...], um nicht eine Konstruktion des ‚Goldenen Zeitalters‘ zum Regulativ der ‚ungeselligen Geselligkeit‘ des Menschen machen zu müssen“<sup>72</sup>.

Werden beide Elemente, der Bezug zum antiken Griechenland einerseits und zum Orient andererseits, miteinander verbunden, ergibt sich ein interessantes Spannungsfeld, in dem West auf Ost trifft. Im Gegensatz zum Orientalismus des 19. Jahrhunderts ist die „Ungleichzeitigkeit“ Tahitis nämlich nicht als negative Rückständigkeit konnotiert, sondern wird vielmehr als Vehikel für das Verständnis und auch als Erkenntnisgewinn über die Vergangenheit aufgefasst.

Das jedoch bedeutet nicht, dass der Topos Tahiti nicht zur Kritik an der eigenen Zivilisation genutzt werden konnte. So schrieb Forster beispielsweise:

„It were indeed sincerely to be wished, that the intercourse which has lately subsisted between Europeans and the natives of the South Sea islands may be broken off in time, before the corruption of manners which unhappily characterises civilized regions, may reach that innocent race of men, who live here fortunate in their ignorance and simplicity. But it is a melancholy truth, that the dictates of philanthropy do not harmonize with the political systems of Europe!“<sup>73</sup>

Dies ist erstaunlich, sind doch in Reiseberichten zu anderen Regionen „ignorance and simplicity“ Gründe, den eigenen Einfluss zu verstärken, um so die Einwohner zur Aufklärung zu führen, und gleichzeitig der „intercourse“ mit den großen (europäischen) Nationen gerade das Mittel für den Aufbruch in die Zivilisation, in die Moderne, wie es auch Cook an anderer Stelle ausführt. So versucht Cook in seiner Reisebeschreibung, den Kannibalismus der Ureinwohner Neuseelands zu erklären, indem er darauf hinweist, dass bisher der Umgang mit Fremden fehlte: „An intercourse with foreigners would reform their manners, and polish their savage minds.“<sup>74</sup>

71 Garber, *Arkadien*, S. 105 f.

72 Ebd., S. 106.

73 Forster, *Voyage 1*, S. 303.

74 James Cook, *A Voyage towards the South Pole and Round the World performed in His Majesty's Ships the Resolution and Adventure, in the Years 1772, 1773, 1774, and 1775 1*, London 1777, S. 245.

Wie ordnet sich nun die Südsee in das zeitgenössische Verständnis von Fortschritt und Rückständigkeit ein? Sowohl Cook als auch Forster sahen die angetroffenen Einwohner als in der Vergangenheit lebend an und schlossen daraus, dass diese auf einer anderen, niedrigeren Stufe der Zivilisation standen. Interessant ist jedoch, dass dies nicht in eine negative Kategorisierung umschlug, sondern vielmehr als Mittel, die eigene Vergangenheit besser zu verstehen, wahrgenommen wurde. Unterschiedlich ist jedoch die Interpretation des Fortschritts. Laut Cook diente der europäische Einfluss dazu, die Barbarei zu verdrängen und somit eine höhere Stufe der Zivilisation zu erklimmen; die Möglichkeit zu einer solchen Entwicklung konnte scheinbar aus der europäischen Geschichte herausgelesen werden – schließlich konnte auch das „dunkle Mittelalter“ überwunden werden. Demgegenüber entwickelte Forster einen differenzierteren Blick, der berücksichtigte, dass das eigene Zivilisationsstadium keineswegs einem Goldenen Zeitalter gleichzusetzen ist, sondern auch Negatives mit sich bringen kann.

#### Ausblicke

Reisen ist im Grunde genommen nicht mehr als eine Bewegung durch den Raum. Im späten 18. Jahrhundert war es allerdings viel mehr, es war praktizierte Aufklärung. Es ging dabei um Bildung und Erziehung (des Reisenden) durch das Reisen selbst und (einer breiteren Öffentlichkeit) durch die Praxis der Reisebeschreibung. Es ging um das Sammeln und Vergleichen von Informationen, das Vergleichen von Bekanntem und Eigenem mit dem Gesehenen und oft Unbekannten. Der Reisebericht als Genre war mehr als nur Tagebucheinträge entlang der bereisten Route. In der Zeit vor der Ausdifferenzierung von Wissen und Wissenschaft im frühen 19. Jahrhundert war der Reisebericht auch historische Beschreibung, Staatsbeschreibung, Geografie, Statistik oder ethnografische Beschreibung. Reiseschriftsteller setzten die von ihnen besuchten Regionen miteinander in Beziehung. Sie zogen aber auch räumliche Vergleiche mit anderen Regionen, die ihnen aus der Reiselektüre bekannt waren. So ließen sich – nicht gesehene, aber angelesene – „Hottentotten“ mit den Bewohnern des ländlichen Bayerns in Verbindung setzen. Und so ließen sich auch Berichte über „Barbaren“ auf das Gesehene in Schottland beziehen.

Reisende setzten aber nicht nur Räume in Verbindung, sie stellten auch zeitliche Vergleiche an. Das Gesehene wurde in Verbindung gesetzt mit den Geschichtsphilosophien und Stadientheorien à la Adam Smith, Jean-Jacques Rousseau oder

Immanuel Kant. Historisch und evolutionstheoretisch waren Ursprung, Herkunft, aber auch Sitten und Verfassung der Einwohner Tahitis noch nicht zu erklären. Was den Reisenden aber bekannt war – etwa die griechische Antike –, wurde als historischer Gradmesser herangezogen, jedoch nicht notwendigerweise im Sinne eines normativen Gegensatzes von rückständig und modern interpretiert.

So konnte das in der Südsee Gesehene mit „Arkadien“ oder Homers Ilias in Verbindung gebracht und verglichen werden. In der hier gewählten Versuchsanordnung von Reisen auf einer Ost-West-Achse zwischen Polen und Frankreich, solchen entlang der inneren Peripherien des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und Großbritanniens sowie von Reisen an die Ränder der bis dato bekannten Welt nach Tahiti ergibt sich eine Reihe von zeitlichen wie räumlichen Bezügen. Zwar ist die Periode um 1800, um mit Reinhart Koselleck zu sprechen, geprägt von einem wachsenden zeitlichen Bewusstsein, das sich an einer Zeitachse orientierte, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eindeutig zu unterscheiden schien und die einen „Erwartungshorizont“ auf eine andersgeartete, bessere Zukunft hin eröffnete. Aber eine klare Vorstellung von Moderne als relationalem oder gar normativem Konzept, das Europa ins Zentrum rückt, scheint es noch nicht gegeben zu haben.

Jedenfalls deuten die Reiseberichte, in denen das Erfahrene nicht nur beschreiben wird, sondern in zeitliche und räumliche Vergleiche einordnet wird, noch nicht darauf hin. Dass Tahiti mit dem homerischen Griechenland verglichen wurde, bedeutete keine negativ konnotierte Rückständigkeit per se. Es bedeutete nicht, dass die Südsee in Zukunft eine Entwicklung wie Europa durchlaufen musste oder, gemessen an der europäischen Gegenwart, dieser um über zweitausend Jahre hinterherhinkte. Im Gegenteil, die bis dahin unbekannte Südsee war der Inbegriff eines Goldenen Zeitalters und warf weitreichende Fragen auch für Europa auf. Über die Frage, ob Europa sich zum Besseren entwickelt hatte, sich überhaupt im Fortschritt befand oder der Maßstab für andere Regionen und Zivilisationen sein konnte oder sollte, waren sich die Zeitgenossen noch uneins.

Die Reisenden – nicht nur die wenigen, die Tahiti zu Gesicht bekamen, wie Forster und Cook – waren weit davon entfernt, das westliche Europa beziehungsweise den „Westen“ als Inbegriff und normativen Maßstab der Moderne zu definieren, wie dies im späteren 19. Jahrhundert geschah. Ein Konzept von Moderne oder gar ein räumlich lokalisierbares Zentrum der Moderne hatte sich um 1800 noch nicht herausgebildet. Das gilt auch für die Bezüge innerhalb

Europas, welche die Reisenden auf der Basis ihrer eigenen Beobachtungen und ihres angelesenen Wissens anstellten. Zwar betonte Coxe die „Polish wretchedness“ und sparte nicht mit Kritik an den aktuellen Verhältnissen, die er in der Adelsrepublik vorfand. Diese waren jedoch nicht essenziellistischer Ausdruck einer wie auch immer gearteten osteuropäischen Rückständigkeit gegenüber einem vorbildlichen oder weiter entwickelten Westeuropa. Solche Verhältnisse hatten historische Ursachen, und sie waren grundsätzlich wandelbar und reformierbar.

Wichtiger noch: Das unweit von Krakau Beobachtete unterschied sich nur unwesentlich von dem, was andere Reisende im ländlichen Frankreich beobachteten. Oder im katholischen Bayern. Letzteres erscheint in den Reiseberichten – oft durch eine protestantische Wahrnehmung geprägt – zwar als rückständig. Aber auch der Katholizismus war grundsätzlich reformierbar, wie sich in der Zeit nach Montgelas zeigte. Bayern war ebenso reformierbar wie die politische und soziale Verfassung der polnisch-litauischen Adelsrepublik. Ähnlich wurden Regionen in Schottland wahrgenommen, vor allem die Highlands. Die Bewohner der Highlands mochten als „barbarisch“ oder „exotisch“ erscheinen, aber auch hier waren die Lebensbedingungen, die sozialen und politischen Verhältnisse grundsätzlich wandelbar und verbesserbar. Diese waren weit entfernt von den üblichen Reiserouten durch Europa. Aber auch Schottland lag weder auf dem Mond, wie Voltaire meinte, noch am Rande einer normativ gedachten Moderne.



## Globale Machtverhältnisse, lokale Verflechtungen

Die Berliner Kongokonferenz, Solingen und das Hinterland  
des kolonialen Waffenhandels

Von November 1884 bis Februar 1885 tagten die Vertreter von 14 europäischen Mächten sowie des Osmanischen Reichs und der USA auf Einladung Bismarcks in Berlin. Im Vordergrund der Konferenz stand das Anliegen, die von den europäischen Mächten jeweils neu erworbenen Gebiete in Afrika für den internationalen Handel offen zu halten, also die Einführung von Einfuhr-, Transit- oder Ausfuhrzöllen zu verhindern.<sup>1</sup> Die europäischen Kolonisatoren und Vertreter der USA verständigten sich in Berlin darüber, wie es am besten gelingen könnte, sich einer Weltregion so zu bemächtigen, dass den jeweiligen nationalen Wirtschaftsinteressen Vorteile entstehen, ohne dass die Staaten deshalb aber untereinander Kriege führen müssen.<sup>2</sup> Nach mehrmonatigen Verhandlungen einigten sich die unterzeichnenden Staaten auf Handelsfreiheit (für Europäer) im Kongogebiet und einigen angrenzenden Regionen. Europa positionierte sich erneut als internationaler Gesetzgeber, der festlegt, wie in einer anderen Weltregion gehandelt werden soll, und markierte zugleich die Grenze zu der vermeintlich unzivilisierten Bevölkerung Afrikas.<sup>3</sup>

---

1 Berlin war zwar nicht der Ort, an dem „vornehme Herren in geselliger Runde den Kuchen Afrikas mit Zirkel und Lineal untereinander aufteilten“ (David van Reybrouck, *Kongo. Eine Geschichte*, Frankfurt/M. 2010, S. 73), aber die Konferenz schuf dafür einen rechtlichen Rahmen.

2 Charles S. Maier, *Leviathan 2.0. Die Erfindung moderner Staatlichkeit*, in: Emily S. Rosenberg (Hg.), *1870–1945. Weltmärkte und Weltkriege (Geschichte der Welt 5)*, München 2012, S. 33–286, hier S. 188; Luigi Nuzzo, *Kolonialrecht*, in: Institut für Europäische Geschichte (IEG) (Hg.), *Europäische Geschichte Online (EGO)*, Mainz 2011, URL: <http://www.ieg-ego.eu/nuzzol-2011-de> URN: <urn:nbn:de:0159-2011051270> (letzter Zugriff: 4. 12. 2013).

3 Stig Förster, Wolfgang J. Mommsen und Ronald Robinson versammelten in einem ausgezeichneten Sammelband wesentliche Beiträge zur Erforschung der Berliner Afrikakonferenz. Vgl. Stig Förster/Wolfgang J. Mommsen/Ronald Robinson (Hg.), *Bismarck*,

Für das junge deutsche Imperium war die Konferenz eine einzigartige Bühne. Es konnte sich als internationaler Gastgeber und als nicht mehr zu übergehender Teilnehmer am Wettlauf um die Aufteilung der Welt etablieren. In Berlin ging es jedoch nicht nur um die Handelsfreiheit. Ein weiteres zentrales Anliegen war die juristische Regelung und Legitimierung der Aufteilung Afrikas unter den europäischen Mächten. Es wurde die gegenseitige Neutralität im Falle eines Krieges beschlossen und festgelegt, welche Bedingungen erfüllt sein müssten, damit eine Besitzergreifung als „effektive“ gelte.<sup>4</sup> Das machtpolitische und wirtschaftliche Interesse wurde dabei mit einem humanitären Anliegen verbunden:

„Alle Mächte, welche in den gedachten Gebieten Souveränitätsrechte oder einen Einfluß ausüben, verpflichten sich, die Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung und die Verbesserung ihrer sittlichen und materiellen Lebenslage zu überwachen und an der Unterdrückung der Sklaverei und insbesondere des Negerhandels mitzuwirken; sie werden ohne Unterschied der Nationalität oder des Kultus alle religiösen, wissenschaftlichen und wohlthätigen Einrichtungen schützen und begünstigen, welche zu jenem Zwecke geschaffen und organisirt sind,[sic!] oder dahin zielen, die Eingeborenen zu unterrichten und ihnen die Vortheile der Civilisation verständlich und werth zu machen“<sup>5</sup>

Es ist der Zungenschlag, der die macht- und geopolitischen Motive der europäischen Kolonialmächte jenseits des humanitären Jargons verrät. Die in der Kongoakte festgeschriebene Notwendigkeit, die Verbesserung auch der sittlichen Lebenslage zu überwachen und die „Vortheile der Civilisation verständlich zu machen“, führte unter anderem zu einer Anerkennung der deutschen Landnahme durch die Konferenzteilnehmer. Wohl weil Bismarck das Vorhaben des belgischen Königs in Zentralafrika mit seinen wenigen Stützpunkten in einem

---

Europe and Africa. The Berlin Africa Conference 1884–1885 and the Onset of Partition, Oxford 1988. Grundlegend außerdem: Horst Gründer, Der „Wettlauf“ um Afrika und die Berliner Westafrika-Konferenz 1884/85, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hg.), Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche, Berlin 2002, S. 19–23.

4 Generalakte der Berliner Konferenz, Kapitel VI, Artikel 34, Deutsches Reichsgesetzblatt Nr. 23, 1885, S. 243.

5 Generalakte der Berliner Konferenz, Kapitel I, Artikel 6, Deutsches Reichsgesetzblatt Nr. 23, 1885, S. 225.

ausgedehnten Territorium für ein ungefährliches Hirngespinnst hielt und weil er davon überzeugt war, Leopold II. werde die deutschen Kaufleute schützen, erkannte er dessen „Association Internationale du Congo“ als souveräne Instanz im Kongogebiet an. Bis auf das Osmanische Reich folgten die anderen Mächte dem Gastgeber in dieser Entscheidung.<sup>6</sup> De facto führte dieser Beschluss zu einem belgischen Monopolhandel und öffnete der gewaltsamen privaten Kolonialherrschaft Leopolds II. im „Kongo-Freistaat“ Tür und Tor. Die Berliner Kongo- oder Westafrikakonferenz gilt der Forschung daher seit vielen Jahren als eines der Beispiele, mit denen sich das globale Machtverhältnis zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten eindrücklich beschreiben lässt.<sup>7</sup>

Auch wenn der Begriff der Moderne im obigen Zitat nicht verwendet wird – er verbreitete sich erst in der folgenden Zeit im deutschen Sprachraum<sup>8</sup> –, so wird doch deutlich, dass hier ein wesentliches Element, das den Begriff später ausmachen sollte, genannt und mit dem Begriff der „Civilisation“ verbunden wird: Die „sittliche und materielle Lebenslage“ der Unterzeichner wird zur universalen Norm und zum historischen Ziel erhoben, das es weltweit mittels Unterricht durch wissenschaftliche, religiöse und wohltätige Einrichtungen zu erreichen gilt.<sup>9</sup> Hier zeigt sich die in die Zivilisierungsmission eingeschriebene universelle Selbstermächtigung, mit der die Unterzeichnenden den Kongo in das Projekt der Moderne zugleich ein- und von ihm ausschlossen: Die Erziehung zur Zivilisation sollte einen zukünftigen Einschluss in Aussicht stellen. Dabei wurde der Kongo jedoch als Raum jenseits der Zivilisation konstruiert und so seine Gegenläufigkeit zum Projekt der Moderne auf Dauer gestellt. Semantisch wurden mit dem Kongo, aber auch mit anderen afrikanischen Regionen, „Kult“,

---

6 Reybrouck, Kongo, S. 74.

7 Jane Burbank/Frederick Cooper, *Empires in World History. Power and the Politics of Difference*, Oxford 2011, S. 315–316; David B. Abernethy, *The Dynamics of Global Dominance. European Overseas Empires 1415–1980*, New Haven/London 2000, S. 88; Dirk van Laak, *Über alles in der Welt. Deutscher Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2005, S. 66.

8 Christof Dipper datiert die Einführung auf das Jahr 1886, vgl. Christof Dipper, *Moderne. Version 1.0*, in: *Docupedia-Zeitgeschichte* (2010), URL: <http://docupedia.de/zg/Moderne?oldid=84639> (letzter Zugriff: 1. 5. 2014).

9 Interessanterweise zeigt sich in dem Zitat auch das Changieren zwischen Säkularisierung (ohne „Unterschied des Kults“) und der weltweiten Verbreitung des christlichen Glaubens („religiöse Einrichtungen“) als Grundlage der „Zivilisierungsmission“.

„die Eingeborenen“, Sklaverei und „Negerhandel“ verbunden. Als deren Gegensatz leuchteten umso heller Begriffe auf, die im Text gar nicht erst explizit erwähnt werden müssen: Religion, Bürgersein, persönliche und Handelsfreiheit in Europa.

Durch diese Doppeldeutigkeit belastete die Berliner Kongokonferenz den Begriff der „Civilisation“ und in der Folge den der Moderne mit einer Hypothek: Zivilisation und Moderne erscheinen in diesem Licht als europäische Kampfbegriffe. Auf der Berliner Kongokonferenz zeigte sich unter anderem, wie untrennbar das hier entfaltete Verständnis der „Civilisation“ resp. der Moderne mit gewalttätiger Expansion und der Rhetorik des Humanitären verbunden war. In der historischen Forschung wurde daher, sobald es um die Erforschung der Abschaffung der Sklaverei ging, die Geltung moralischer Argumente infrage gestellt, weil sie nur die Fassade wirtschafts- oder machtpolitischer Beweggründe darstellten. Wie wichtig es jedoch ist, zwischen Genese und Geltung zu unterscheiden, hat jüngst Hans Joas überzeugend dargelegt.<sup>10</sup>

Festhalten lässt sich, dass in Berlin 1884/85 die Beziehung zwischen den kolonialen Metropolen in Europa und der kolonialisierten Peripherie in Afrika mit der Zivilisierungsmission verbunden und damit zugleich mit einem europäischen Überlegenheitsdiskurs aufgeladen wurde. Insbesondere der Kampf gegen den Sklavenhandel wurde in den 1880er-Jahren zu einem wichtigen Argument für das Engagement europäischer Mächte auf dem afrikanischen Kontinent.<sup>11</sup> Die

10 Eindrücklich wurde die Infragestellung moralischer Argumente bereits 1944 von Eric Williams in seiner klassischen Studie zum Zusammenhang von Sklaverei und Kapitalismus vertreten, in der er die zwar widerlegte, aber für die Forschung äußerst produktive These vorlegte, der Abolitionismus sei erst durchgesetzt worden, als sich dies für Großbritannien ökonomisch ausgezahlt habe. Eric Williams, *Capitalism and Slavery*, Chapel Hill (NC) 1944. Für eine historisch profunde Einordnung der Diskussion siehe Benedikt Stuchtey, *Die europäische Expansion und ihre Feinde. Kolonialismuskritik vom 18. bis in das 20. Jahrhundert* (Studien zur Internationalen Geschichte 24), München 2010, S. 133–140. Einen bedenkenswerten Ausweg aus diesem Kurzschluss eröffnete Hans Joas in seiner Studie zur „Sakralität der Person“. Mit seiner spezifischen Deutung der abolitionistischen Bewegung des 19. Jahrhunderts gelang es ihm, moderne Gewalterfahrung in europäischen und nicht-europäischen Gesellschaften und das humanitäre Anliegen, die Sklaverei abzuschaffen, neu aufeinander zu beziehen. Zugleich wird bei Joas betont, wie notwendig die Vermeidung weltregional zentrierter Überlegenheitsannahmen für eine Wertegeneralisierung ist. Hans Joas, *Die Sakralität der Person*, Frankfurt/M. 2012, S. 132–146.

11 Suzanne Miers, *Humanitarianism at Berlin. Myth or Reality?*, in: Förster/Mommsen/Robinson, *Berlin Africa Conference*, S. 334. Vergleiche ausführlicher zum Zusammenhang

afrikanischen Länder wurden, um es in der Begrifflichkeit des vorliegenden Sammelbandes zu formulieren, als „Ränder der Moderne“ aufgefasst, die aus humanitären Gründen – Kampf gegen den Sklavenhandel – unter die Herrschaft europäischer Metropolen gestellt werden müssten.

In dieser Sicht der Kongokonferenz geraten in der Gegenüberstellung von Metropole und Peripherie, von unterdrückender Kolonialmacht und passiven Opfern, von Zivilisierungsmission und Missionsempfängern nur europäische Akteure in den Blick (die freilich über die Zukunft der überwiegenden Mehrheit der afrikanischen Staaten bestimmten). Lokale Eliten in Afrika verfolgten aber ihre eigenen Interessen und bestimmten das Geschehen wesentlich mit. Die Geschichte der europäischen Kolonialkriege stellt sich ganz anders dar, wenn sie in die afrikanische Tradition der Kriegsführung gestellt wird und der europäische „scramble“ als eine Weiterführung der gewaltvollen afrikanischen Transformation verstanden wird.<sup>12</sup> Diese, eigentlich wenig überraschende, Erkenntnis spielte jedoch in der europäischen Kolonialhistoriografie keine Rolle. Das änderte sich erst mit der von den Postcolonial Studies inspirierten „neuen“ Kolonialgeschichte.<sup>13</sup> Konsequenterweise stehen seither lokale Gegebenheiten, Transformationen, Wechselbeziehungen und die gegenseitige Beeinflussung von individuellen Erfahrungen vor Ort, politischen Überzeugungen oder strategischem Handeln im Vordergrund.<sup>14</sup> Peripherie des globalen Südens und Moderne des globalen Nordens scheinen sich dann nicht mehr so eindeutig voneinander trennen zu lassen. Der „Rand“ oder die „Ränder“ rücken daher ins Zentrum des Interesses, weil sich an

---

von humanitärem Anliegen und Kolonialismus Suzanne Miers/Martin A. Klein (Hg.), *Slavery and Colonial Rule in Africa*, London/Portland (OR) 1999.

- 12 Vgl. die eindrückliche Studie von Richard J. Reid, *Warfare in African History. New Approaches to African History*, Cambridge 2012, S. 139.
- 13 Ulrike Lindner, *Neuere Kolonialgeschichte und Postcolonial Studies*, Version 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte* (2011), URL: [http://docupedia.de/zg/Neuere\\_Kolonialgeschichte\\_und\\_Postcolonial\\_Studies?oldid=84642](http://docupedia.de/zg/Neuere_Kolonialgeschichte_und_Postcolonial_Studies?oldid=84642) (letzter Zugriff: 2. 12. 2013).
- 14 Vgl. z. B. Felix Brahm, *Missionaries and Firearms in Pre-Colonial East Africa. Locating the Criticisms of Alexander Murdoch Mackay Around 1880*, in: Harald Fischer-Tiné/Johannes Paulmann/Alexandra Przyrembel (Hg.), *Religion in the Age of Imperial Humanitarianism 1850–1950*, Mainz 2012; Rebekka Habermas/Alexandra Przyrembel (Hg.), *Von Käfern, Märkten und Menschen. Kolonialismus und Wissen in der Moderne*, Göttingen 2013; Stefanie Michels, *Schwarze deutsche Kolonialsoldaten. Mehrdeutige Repräsentationsräume und früher Kosmopolitismus in Afrika*, Bielefeld 2009.

ihnen besonders gut herausarbeiten lässt, wie sich konvergierende Interessen, Interaktionen unterschiedlicher Akteure und asymmetrische Machtverhältnisse überlagern und gegenseitig beeinflussen. Erst die Analyse dieser Mehrstimmigkeit ermöglicht es, so die grundlegende These dieses Beitrags, die unterkomplexe Dichotomisierung aufzulösen und zu einem tieferen Verständnis der treibenden Kräfte kolonialer Machtverhältnisse zu gelangen.

Im Folgenden beziehe ich die postkoloniale Erkenntnis, dass lokale Eliten neben europäischen Politikern, Militärs und Kolonialbeamten das Aushandeln globaler Machtverhältnisse mitbestimmten, auf einen bisher kaum berücksichtigten Gegenstand: das deutsche Hinterland.<sup>15</sup> Um das Wechselverhältnis von lokalen und globalen Verflechtungsbeziehungen und Machtverhältnissen besser verstehen zu können, ist es nicht nur notwendig, die lokalen Akteure in nicht-europäischen Regionen zu betrachten, es ist auch ein neuer Blick auf die Metropolen selbst notwendig. Die Analyse des deutschen Hinterlands zeigt, dass lokale Akteure jenseits politischer oder industrieller Zentren das koloniale System prägten, stützten und davon profitierten. Eine „De-Zentrierung Europas“, so die hier entfaltete These, kann erst gelingen, wenn auch die Metropolen in ein Geflecht divergierender Beziehungen aufgelöst und nicht mehr als einheitlich betrachtet werden. Die Erforschung der translokalen Beziehungen des europäischen Hinterlands ermöglicht die Analyse der globalen Machtverhältnisse, ohne auf vorschnelle dichotomische Erklärungsmuster zurückgreifen zu müssen. Dann kann genauer verstanden werden, wie das deutsche Hinterland

---

15 Lewis H. Gann und Peter Duignan wiesen bereits 1977 darauf hin, dass sich die deutschen Kolonialbeamten häufig aus kleinen Städten und ländlichen Gebieten rekrutierten. Vgl. Lewis H. Gann/Peter Duignan, *The Rulers of German Africa 1884–1914*, Stanford 1971, S. 42. Der Hinweis wurde immer wieder aufgegriffen, so z. B. bei Michels, *Kolonialsoldaten*, S. 57. Dennoch ist die Bedeutung des Hinterlands, sei es als Rekrutierungsgebiet für Missionare, Soldaten oder Beamte, sei es als Gebiet mit eigenen wirtschaftlichen Interessen, bisher wenig in den Fokus der Forschung geraten. Bezüglich der Frühen Neuzeit liegen hier jedoch erste Ergebnisse vor. So leuchten z. B. Margrit Schulte Beerbühl und Klaus Weber die Bedeutung des deutschen Hinterlands in Westfalen für die britischen Leinenexporte im transatlantischen Handel des 18. Jahrhunderts aus, vgl. Margrit Schulte Beerbühl/Klaus Weber, *From Westphalia to the Caribbean. Networks of German Textile Merchants in the Eighteenth Century*, in: Andreas Gestrich/Margrit Schulte Beerbühl (Hg.), *Cosmopolitan Networks in Commerce and Society 1660–1914*, London 2011, S. 53–98, hier S. 62.

zum Gewinner und kongolesische Handelszentren und deren Hinterland zu Verlierern im Aushandeln globaler Wirtschafts- und Machtverhältnisse werden konnten. Daher möchte ich mich im Folgenden einer metaphorisch ebenfalls als „Rand“ zu bezeichnenden Hinterlandregion zuwenden: Solingen und dem Bergischen Land in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Seit der Frühen Neuzeit war der Fernhandel im Bergischen Land in das „System des Kolonialismus“ (Coloniality) eingebunden. Der aus dem angelsächsischen Sprachraum stammende Begriff der „coloniality“ – hier übersetzt mit „System des Kolonialismus“ – verweist auf den Umstand, dass je spezifische koloniale Praktiken, Werte, Machtverhältnisse, Bedeutungszuschreibungen auch jenseits der historischen Epoche des Kolonialismus die Beziehungen zwischen Europa und weiten Teilen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas nachhaltig geprägt haben.<sup>16</sup> „Coloniality“ wird insbesondere in der Forschung zu Lateinamerika häufig sehr eng mit der Dependenztheorie oder der Wallerstein’schen Welt-systemtheorie verbunden. Dem widersprechen die Ergebnisse der hier vorgestellten Fallstudie. Sie zeigen stattdessen, dass das „System des Kolonialismus“ auf translokalen Beziehungen und damit auf dem Handeln Solinger Kaufleute und ihrer kongolesischen Gegenspieler jenseits der imperialen Peripherie-Zentrum-Dichotomie aufruhte.<sup>17</sup> Diese Beziehungen beeinflussten sowohl das globale „System des Kolonialismus“ als auch lokale kongolesische und bergische Handelszentren. Die Einbettung Solingens in globale Warenmärkte und Machtverhältnisse veränderte die lokalen Gegebenheiten bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein nachhaltig. Umgekehrt nahmen auch die Solinger Kaufleute auf die globalen Warenströme und politischen Aushandlungsprozesse, wie sie zum Beispiel auf der Berliner Kongokonferenz zum Ausdruck kamen,

16 Olaf Kaltmeier/Ulrike Lindner/Binu Mailaparambil, Reflecting on Concepts of Coloniality/Postcoloniality in Latin America, South Asia and African Historiography, in: *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsordnung* 21 (2011) 1, S. 14–31, hier S. 17.

17 Christof Dejung hat mit seiner Studie zu der Handelsfirma Gebrüder Volkart gezeigt, dass erst die Kooperation, mithin die Verinnerlichung einer gemeinsamen kaufmännischen Kultur zwischen europäischen Handelshäusern und außereuropäischen Kaufleuten die Voraussetzung dafür war, dass Geschäfte überhaupt getätigt werden konnten. Die Dichotomisierung von Wirtschaftskulturen greift daher viel zu kurz. Vgl. Christof Dejung, *Die Fäden des globalen Marktes. Eine Sozial- und Kulturgeschichte des Welthandels am Beispiel der Handelsfirma Gebrüder Volkart 1851–1999*, Köln/Weimar/Wien 2013, S. 31.

Einfluss. Solinger Kaufleute, Handwerker und Familien wurden zu Profiteuren und Akteuren innerhalb des Systems des Kolonialismus, dessen Folgen bis heute wirksam sind. Für eine Diskussion der Moderne und ihrer Ränder ist es daher unabdingbar, die Analyse von Verflechtungen der lokalen mit der globalen Ebene und die Aushandlungsprozesse globaler Machtverhältnisse miteinander zu verbinden. Erst dann lässt sich klarer herausarbeiten, wie globale Machtverhältnisse hervorgebracht wurden, auf welchen lokalen Dynamiken sie aufruhten, wie sie ausgehandelt und auf Dauer gestellt wurden.

„Hinterland“ als „periphery within“? Temporale Differenzen,  
geografische Besonderheiten

Im Gegensatz zu den Grenzen oder Rändern der Imperien, im Gegensatz zu den umkämpften *frontiers* oder den *borderlands* und *contact zones*<sup>18</sup>, die in der Forschung der letzten Jahre so viel Aufmerksamkeit erhalten haben, ist der Begriff des „Hinterlands“ wissenschaftlich bisher kaum näher bestimmt.<sup>19</sup> Dabei wurde er angeblich schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Friedrich List prominent ins Spiel gebracht.<sup>20</sup>

Zwar gibt es auch in der Geografie keine eindeutige Definition, üblicherweise bezeichnet das Hinterland jedoch einen Raum, der sich *innerhalb* imperialer

18 Das Konzept der *frontier* wurde auch auf die Erforschung Afrikas übertragen, vgl. Igor Kopytoff (Hg.), *The African Frontier. The Reproduction of Traditional African Societies*, Bloomington 1987; Michels, *Kolonialsoldaten*, S. 27–28; Marie Louise Pratt, *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*, London 1993, S. 1.

19 In der Agrarsoziologie der 1950er-Jahre spielte er kurzfristig eine Rolle, geriet dann aber wieder in Vergessenheit, vgl. Lewis W. Jones, *The Hinterland Reconsidered*, in: *American Sociological Review* 20 (1955) 1, S. 40–44.

20 Dies behauptet zumindest Klaus Thörner, allerdings ohne genaue Quellenangabe. Vgl. Klaus Thörner, *Der ganze Südosten ist unser Hinterland. Deutsche Südosteuropapläne von 1840 bis 1945*, Freiburg im Breisgau 2008. Ich selbst konnte den Begriff nicht nachweisen. Tatsächlich sprach sich Friedrich List ohne Verwendung des Begriffs immer wieder gegen überseeische Kolonien aus, weil an „unserer südöstliche[n] Grenze unermessliche Landesstrecken liegen“, die sich für die Emigration und Kolonialisierung seiner Meinung nach bestens eigneten (vgl. z. B. Friedrich List, *Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung*, Stuttgart/Tübingen 1842, S. 62).

Metropolen oder Nationalstaaten, häufig in direkter Nähe zu einem Hafen, befindet.<sup>21</sup> Das Hinterland ist geografisch gerade nicht an der Peripherie der Kolonialmächte gelegen, und dennoch liegt es auch nicht in deren Zentrum. So wird schnell deutlich, dass sich das Hinterland nicht ohne dazugehörige Referenzpunkte bestimmen lässt. Wie der Begriff der „Peripherie“ oder der Begriff des „Randes“ verweist der Begriff „Hinterland“ auf etwas, das einen Gegenpol bildet; es wird erst fassbar, wenn definiert wird, was im Zentrum steht. Wie auch immer die Verbindung zum Knotenpunkt ausgestaltet ist, das Hinterland lässt sich nur über die Relation zu dem bestimmen, was als zentral definiert wird. Damit ist der Begriff jedoch noch nicht umfassend bestimmt. Mit anderen Raumkonzepten hat er gemein, dass er weder rein geografisch noch ausschließlich über die synchrone Beziehung zum Zentrum zu definieren ist: Das Hinterland zeichnet sich – wie Ränder oder Peripherien – zusätzlich durch eine andere temporale Ordnung aus.

Die Erkenntnis, dass gesellschaftliche Räume mithilfe temporaler Differenzierungen geordnet werden,<sup>22</sup> war in ganz unterschiedlichen Disziplinen Ausgangspunkt und Anlass, um auf die eigene Begrifflichkeit zu reflektieren, die ja selbst von temporalen Ordnungen durchdrungen ist. In geschichtswissenschaftlichen Untersuchungen gelten seit den wegweisenden Studien von Reinhart Koselleck<sup>23</sup> die auf die Offenheit und Gestaltbarkeit der Zukunft ausgerichtete Zeitsemantik sowie die Erfahrung der Beschleunigung als unumstrittene Wesensmerkmale der Moderne.<sup>24</sup> In der internationalen Diskussion wurde die Rede von der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ beziehungsweise von der Verweigerung der Ungleichzeitigkeit unter anderem von dem Sozialanthropologen Johannes Fabian eingeführt, der sich direkt auf das Koselleck'sche Diktum bezog.<sup>25</sup> Im Gegensatz zu Koselleck brachte Fabian die temporale Differenz nicht mit einer epochalen Abgrenzung in Zusammenhang, sondern mit der

21 James Wang/Daniel Olivier/Theo Notteboom/Brian Slack, *Ports, Cities, and Global Support Chains*, Aldershot 2005, S. 52.

22 Susanne Rau, *Räume. Eine historische Einführung*, Frankfurt/M. 2013, S. 109.

23 Wichtige Aufsätze finden sich z. B. in folgenden Sammelbänden: Reinhart Koselleck, *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt/M. 2000; ders., *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt/M. 2010.

24 Vgl. beispielsweise Friedrich Lenger, *Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850*, München 2013.

25 Johannes Fabian, *Time and the Other. How Anthropology Makes its Object*, New York 1983.

Differenz zwischen vermeintlich traditionellen außereuropäischen (oder an den Peripherien Europas gelegenen) Gesellschaften und der europäischen Moderne. Fabian tat dies freilich in kritischer Absicht, um die europäische Selbststilisierung zu hinterfragen. Auch andere Sozialanthropologen wie zum Beispiel Eric Wolf wiesen bereits Anfang der 1980er-Jahre darauf hin, wie in Schriften europäischer Intellektueller, Politiker, Reisender usw. nicht-europäische Regionen dadurch von Europa unterschieden wurden, dass ihnen Geschichtsfähigkeit abgesprochen, der eigenen Kultur dagegen Geschichtsträchtigkeit attestiert wurde. Außereuropäische Völker Gesellschaften wurden dementsprechend als „people without history“ gezeichnet.<sup>26</sup> Diese Analyse ist deshalb so überzeugend, weil sie auch in ganz anderen, nicht auf weltregionale Differenzen bezogenen Diskussionszusammenhängen formuliert und mit zahlreichen empirischen Studien belegt wurde. Wie beispielsweise geschlechtergeschichtliche Arbeiten gezeigt haben, werden mit dem Zu- und Abschreiben von Geschichte resp. Geschichtsfähigkeit gesellschaftliche Hierarchien sowohl zwischen als auch innerhalb von Gesellschaften erzeugt.<sup>27</sup>

Vermutlich ohne die Koselleck'schen Schriften zu kennen, spielte eine ähnliche These auch in den Überlegungen Dipesh Chakrabartys eine grundlegende Rolle. Seitdem ist die Analyse temporaler Ordnungen in globalem Maßstab mit der von ihm geprägten Formel des „not yet“ verbunden, einer Beschreibung, die den Entwicklungsstand kolonialer Länder immer schon in eine abwertende Beziehung zum Entwicklungsstand der Länder des globalen Nordens stellt.<sup>28</sup>

Lässt sich mit dieser Formel auch die temporale Ordnung zwischen industrialisiertem Knotenpunkt und Hinterland auf den Punkt bringen? Tatsächlich scheint dies auf den ersten Blick der Fall zu sein: Während die industriellen Knotenpunkte schon einen gewissen Entwicklungsstand im Prozess der Industrialisierung erreicht hatten, hatte das Hinterland „noch nicht“ aufschließen können. Eine Region als „Hinterland“ (resp. Rand oder Peripherie) zu bezeichnen, steht

26 Eric R. Wolf, *Europe and the People without History*, Berkley/Los Angeles 1982.

27 Angelika Eppele, *Global- und Geschlechtergeschichte. Eine Beziehung mit großer Zukunft*, in: *L'Homme* 2013, S. 87–100, hier S. 95; Claudia Opitz, *Geschlechtergeschichte. Eine historische Einführung*, Frankfurt/M. 2012, S. 22.

28 Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton 2000, S. 8.

also in einer bestimmten Denktradition, die wiederum mit einer bestimmten Geschichtspolitik einhergeht.<sup>29</sup> Tatsächlich scheint genau dieser Mechanismus auch auf die begriffliche Unterscheidung von Hinterland und Zentrum zuzutreffen. Würde der Begriff des „Hinterlands“ in diese auf temporalen Zuschreibungen beruhenden Hierarchisierungspraktiken eingeordnet, würde er zu einem deutschen Pendant des – zumindest in der angelsächsischen Forschung geläufigen – Begriffs der „periphery within“ oder der „interior borders“.<sup>30</sup> Ließe sich eine solche Einordnung beziehungsweise Gleichsetzung auch empirisch halten?

Tatsächlich wurde ein derartiges, zeitlich am industriellen Entwicklungsstand orientiertes Verständnis des Hinterlands am Solinger Beispiel immer wieder in Anschlag gebracht, allerdings mit einer anderen Pointe und meist ohne den Begriff „Hinterland“ explizit zu erwähnen. In wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Studien wurde die Geschichte Solingens meist als Kampf um Zentralität beschrieben.<sup>31</sup> Solingen wurde demzufolge nach jahrhundertelangem Boom im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem Wirtschaftsraum, der sich mit seiner Handwerksorientierung der Massenproduktion entgegenstellte. Das Chakrabarty'sche Paradigma des „not yet“ würde in diesem Fall durch das Paradigma des „not any longer“ ergänzt.

Wenn wir zunächst einmal beiseitelassen, ob Solingens Kampf um Zentralität in ökonomischer Hinsicht erfolgreich oder erfolglos war, lässt sich ein ähnliches Argumentationsmuster bezüglich einer Hinterlandregion in einem ganz anderen Teil der Welt erkennen: Der Wirtschaftshistoriker Kenneth Pomeranz legte bereits Anfang der 1990er-Jahre eine Studie vor, in der er zeigte, dass eine ehemals prominent in Fernhandelsbeziehungen eingebundene Region im Norden Chinas, Huang-Yun, durch die veränderten wirtschaftlichen Beziehungen

29 Chakrabartys Argument, dass die Interaktionen zwischen Gesellschaften davon bestimmt seien, ob eine Gesellschaft als „history-rich“ oder „history-poor“ angesehen werde, bezieht sich auch auf innergesellschaftliche Asymmetrien, hier am Beispiel der Aborigines. Vgl. Dipesh Chakrabarty, *The Politics and Possibility of Historical Knowledge: Continuing the Conversation*, in: *Postcolonial Studies* 14 (2011) 2, S. 243–250.

30 Walter D. Mignolo, *Local Histories/Global Designs. Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking*, Princeton (NJ) 2000, S. 50.

31 Vgl. Lars Magnusson, *The Contest for Control. Metal industries in Sheffield, Solingen, Remscheid and Ekilstuna during Industrialization*, Oxford/Providence 1994; Jochen Putsch, *Vom Handwerk zur Fabrik. Ein Lese- und Arbeitsbuch zur Solinger Industriegeschichte*, Solingen 1985.

boomender Hafenstädte wie Qingdao in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem „Hinterland“ gemacht wurde. Auch wenn sich Huang-Yun und das Bergische Land in vielerlei Hinsicht unterscheiden, so gibt es doch auch einige Parallelen in der Entwicklung. Beide Regionen veränderten ihren Charakter überwiegend dadurch, dass sich das Umland veränderte. Beide Regionen wurden in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte als Regionen angesehen, die durch Modernisierungsprozesse und die Integration der Nationalstaaten in die globale Wirtschaft grundlegend beeinflusst wurden. Beide verloren – wenn auch mit unterschiedlichen Konsequenzen – ihre zentrale Position: Während dies in Huang-Yun zur Abkopplung von übergreifenden wirtschaftlichen Entwicklungen führte, wurde Solingen zum Inbegriff des Widerstandes gegen Massenproduktion in Zeiten der Industrialisierung. Eine der methodischen Implikationen war für Pomeranz die Notwendigkeit, den Begriff des „Raumes“ im Allgemeinen und den des „Hinterlands“ im Besonderen zu dynamisieren.<sup>32</sup> Allerdings ging er dabei einen Schritt weiter. Er differenzierte nämlich zwischen verschiedenen Formen der Zentralität: eine, die sich auf die hierarchische Ordnung zwischen Lokalitäten bezieht, und eine, die sich auf die Zentralität innerhalb von Netzwerken bezieht. So können sich unterschiedliche Positionierungen innerhalb bestimmter Regionen überlagern.

Dies scheint ein Schritt in die richtige Richtung gewesen zu sein. Eine genauere Betrachtung Solingens und seiner Beziehungen zu anderen Weltregionen, insbesondere zu den Amerikas und Afrika, macht nämlich deutlich, dass die dichotomische Betrachtung von Hinterland/Peripherie und Zentrum nicht durchzuhalten ist. Solingen war auch nach dem Verlust seiner zentralen Position im Prozess der Industrialisierung dennoch in das koloniale System und wichtige Handelsnetzwerke eingebunden. Mit dem Handel von Schwertern und Klingen, mit den Geschäftsbeziehungen in andere Weltregionen waren Solinger Kaufleute keineswegs von globalen Entwicklungen abgeschnitten. Ganz im Gegenteil wird deutlich, dass Solingen nicht nur von dem kolonialen System profitierte, sondern es auch aktiv stützte. Darüber hinaus wirkten diese weltweiten Verbindungen auf Solingen zurück und prägten dessen Sozialstruktur.

Das Beispiel Solingens kann also zeigen, dass der Begriff des Hinterlands wie auch der Begriff der Peripherie offensichtlich von zwei sich widersprechenden

32 Kenneth Pomeranz, *The Making of a Hinterland. State, Society, and Economy in Inland North China 1853–1937*, Berkley/Los Angeles/Oxford 1993, S. 279.

Charakteristika geprägt ist: von der Dichotomie Zentrum vs. Peripherie/Hinterland *und* von deren Auflösung durch Verflechtungsbeziehungen. Dabei sind die Peripherien an den kolonialen Rändern der imperialen Mächte und das Hinterland innerhalb der europäischen Regionen auf unterschiedliche Art und Weise in das System des Kolonialismus eingebunden. Um die Unterschiede und Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten und den Begriff des Hinterlands zu schärfen, sollen am Beispiel Solingens beziehungsweise des Bergischen Landes sowohl das dichotomische Verhältnis von Hinterland und Zentrum als auch die jeweiligen Verflechtungsbeziehungen genauer analysiert werden.

#### Globale Verflechtung und lokaler Wandel: Das Bergische Land

Bis heute ist das Bergische Land für seine hoch spezialisierte Produktpalette bekannt: Seit dem ausgehenden Mittelalter ist es das Land der Schwerter, Säbel, Klingen und Messer aller Art. Diese Hochspezialisierung bewirkte, dass das Bergische Land bereits in der Frühen Neuzeit in ein transregionales Netzwerk von Kaufleuten und Händlern eingebunden war. Seit mehr als 200 Jahren sind Solingen und Remscheid die industriellen Zentren des Bergischen Landes. Insbesondere Solingen wurde ein einschlägiger (und seit 1994 geschützter) Markenname für Messer und Schwerter. Seit 2012 trägt die Stadt den amtlichen Zusatz „Klingenstadt“. Die bis heute bekannteste Solinger Fabrik sind die Zwillingwerke.

Ein kurzer Blick in die Messerproduktion verdeutlicht, in welchem hohem Maße sie die Region prägt. Die Produktion von Klingen, Seitengewehren und Blankwaffen umfasst zahlreiche unterschiedliche Tätigkeiten und Handwerke. Eine Besonderheit der Solinger Schwert- und Messerindustrie war, dass sie bereits im 18. Jahrhundert von einer doppelten arbeitsteiligen Organisation geprägt war.<sup>33</sup> Dies führte zu einer regional unterschiedlichen Spezialisierung auf bestimmte Tätigkeiten entlang der Wertschöpfungskette in der Metallverarbeitung: von der Erzgewinnung im Süden des Bergischen Landes über die Produktion von Roheisen und Stahl in der Mitte der Region bis zu den Fertigprodukten, die in Solingen hergestellt wurden. Auf ihrem Weg von Süden nach Norden näherten sich die Produkte auch dem Rhein, von dem aus sie über die ganze Welt verteilt wurden.<sup>34</sup> Doch nicht nur die Region

33 Magnusson, *The Contest for Control*, S. 102.

34 Stefan Gorißen, *Ein vergessenes Revier. Eisenerzbergbau und Eisenhüttenwesen im Herzogtum Westfalen im 18. Jahrhundert*, in: Karl-Peter Ellerbrock/T. Bessler-Worbs

war von einer spezifischen Arbeitsteilung geprägt, sondern auch die lokale Industrie Solingens funktionierte arbeitsteilig, da Handwerker wie Schmiede, Schleifer, Härter und Reider (= „finisher“) an der Schwerherstellung beteiligt waren. Die regionale und lokale Arbeitsteilung veränderte sich während des 19. und 20. Jahrhunderts nur geringfügig.<sup>35</sup> Aufgrund dieser historisch beachtlichen Kontinuität in der industriellen Entwicklung diente Solingen in der Sozialgeschichte, wie dies der Historiker Lars Magnusson ausdrückt, als Beispiel für eine „handcraft alternative‘ to mass production“.<sup>36</sup> Solingen wurde zu einer prominenten Ausnahme in dem umfassenden Prozess der Industrialisierung. Solingen diente nunmehr als Paradebeispiel einer „noch nicht“ industrialisierten Region, die sich dennoch ökonomisch behaupten konnte. Solingen war die beispielhafte Ausnahme in dem ansonsten linear verlaufenden Prozess der Industrialisierung. Besonderes Interesse fand Solingen gerade aufgrund seiner bemerkenswerten Resistenz gegenüber der Modernisierung und aufgrund seines Widerstandes gegen die Massenproduktion.<sup>37</sup>

Wie lässt sich die Geschichte der Region mit einem verflechtungsgeschichtlichen Ansatz betrachten? Die Veränderung der Solinger Sozialstrukturen seit dem Mittelalter und die Geschichte der Beziehungen der Solinger Kaufleute, Händler und Produzenten sind diesbezüglich sehr aussagekräftig: Gute natürliche Rahmenbedingungen ermöglichten Schwertproduktion und -handel bereits im Mittelalter. Erz wurde in speziellen Brennöfen geschmolzen, und die in Köln stationierte Handelsflotte garantierte den Verkauf weit über die Region hinaus. Der Handel war dabei zunächst vom Messehandel bestimmt, entwickelte sich jedoch nach und nach zum Direkthandel. Dies setzte ein hohes Maß an Kooperation der Kaufleute der Region, auch bei der Anbahnung neuer Geschäftsbeziehungen, voraus.<sup>38</sup> Das Bergische Land lebte daher seit Beginn der Schwertproduktion von

---

(Hg.), *Wirtschaft und Gesellschaft im südöstlichen Westfalen*, Dortmund 2001, S. 27–47, hier S. 45.

35 Magnusson, *The Contest for Control*, S. 103.

36 Ebd., S. 98.

37 Rudolf Boch, *Handwerker-Sozialisten gegen Fabrikgesellschaft. Lokale Fachvereine, Massengewerkschaft und industrielle Rationalisierung in Solingen 1870–1914*, Göttingen 1985, S. 296.

38 Stefan Gorißen weist auf die langfristige Entwicklung des Handels hin, die sich als allmählicher Übergang von einem relativ unspezifischen Messehandel über die Zwischenstufe des Distrikthandels bis hin zum Direkthandel darstellt, bei dem dann die Vermarktung spezifischer Produktgruppen im Vordergrund stand, vgl. Stefan Gorißen, *Messetermine*,

dem guten Ruf seiner Exportprodukte und damit von seinen Handelsbeziehungen. In der Frühen Neuzeit war es trotz der zünftigen Organisation zunächst noch jedem Handwerker möglich, auch selbst als Kaufmann tätig zu werden. Allerdings veränderte sich dies nach und nach, bis schließlich der Reider, der letzte Handwerker der Produktionskette, den Handel an sich band. Dies hatte bezüglich der Sozialstruktur einschneidende Auswirkungen. Schwerter waren nur in großen Skalen wirtschaftlich ertragreich. Deshalb war der Fernhandel grundlegend. In dem Maße, in dem die Nachfrage wuchs, wurden auch kaufmännisches Wissen und überregionale Netzwerke von immer größerer Bedeutung. Obwohl die Grafschaft Berg wie die anderen deutschen Länder keine eigenen Kolonien besaß, zeigten sich die Auswirkungen des kolonialen Systems auch im Bergischen Land. Insbesondere die frühen Kolonialmächte wie Portugal, aber später auch die Niederlande rüsteten ihre Truppen mit Solinger Schwertern aus. Zum einen profitierten die Solinger Waffenhersteller so von der Kolonialisierung entfernter Kontinente, zum anderen waren ihre Bindungen an und ihre Abhängigkeit vom Weltmarkt stärker als gegenüber den geografisch angrenzenden Gebieten.<sup>39</sup>

Nach und nach zentralisierten die Kolonialreiche und die entstehenden Nationalstaaten die Nachfrage nach Waffen; in der Folge wurde das Geschäft kapitalintensiver. Gewöhnliche Handwerker konnten dafür nicht mehr genügend Kapital aufbringen. Damit schlug die Stunde der Reider. Sie hatten von jeher die größte Gewinnmarge und daher größere Kapitalrücklagen. Sie spezialisierten sich auf den Handel, wurden zu Verlegern, die von ihren ehemaligen Handwerkskollegen Schwerter zu einem festgelegten Stückpreis bestellten, und verkauften diese anschließend ins europäische Ausland. Als die Handelsprivilegien offiziell bestätigt wurden, wurde es den Mitgliedern aller Zünfte verboten, selbst zu handeln. Philipp Andreas Nemnich (1764–1822) beschrieb die Solinger Arbeitsteilung und die Rolle der privilegierten Kaufleute auf seiner Reise folgendermaßen:

---

Schiffsgelegenheiten und Kommissionen. Vermarktungsstrategien protoindustrieller Kaufleute und Unternehmer der bergisch-märkischen Exportgewerbe im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Michael Schäfer/Veronique Töpel (Hg.), Sachsen und die Welt. Eine Exportregion im Vergleich 1750–2000, Leipzig 2014; Stefan Gorißen, Korporation und Konkurrenz. Die protoindustriellen Eisengewerbe des Bergischen Landes und der Grafschaft Mark 1650–1820, in: D. Ebeling/W. Mager (Hg.), Protoindustrie in der Region. Europäische Gewerbelandschaften vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Bielefeld 1997, S. 381–410.

39 Putsch, Solinger Industriegeschichte, S. 33.

„Die Hauptfabrik von Solingen, besteht in Schwert- und Messerwaaren. Die Schwertfabrik, hat schon im 14. Jahrhundert in Solingen bestanden. Das Fabrizieren der Klingen, und der Handel mit dieser Waare, sind den privilegierten Klingenkauflenten, ausschließlich eigen. Die Solinger Schwerter, Klingen, Seitengewehre oder Waffen, begreifen sich: alle Arten von Säbeln und Degen; Rapiere oder Floretten; Bayonette und Ladstöcke. Alle diese Artikel, von der gemeinsten bis zu der feinsten Qualität, sind in jeder ihrer Zwischen-Sorten vorzüglich. [...]. Bei den hiesigen Armaturen, hat nicht nur jeder einzelne Bestandtheil, sondern auch jeder Grad der Bearbeitung, seinen eigenen Handwerker. Daher können große Bestellungen in sehr kurzer Zeit ausgeführt werden. Die Vertheilung der verschiedenen Arbeiten, ist die Sache des privilegierten Kaufmanns.“<sup>40</sup>

Die Solinger Gesellschaft differenzierte sich aufgrund der Arbeitsteilung sozial aus. Auf der einen Seite entwickelte sich eine Kaufmannselite, die im Fernhandel tätig war, und auf der anderen Seite verfestigte sich die gewöhnliche, familienbasierte Handwerkerschaft, die in unterschiedlichen Zünften organisiert war. Wie groß dabei der Verbreitungsradius der Solinger Ware war, geht ebenfalls aus der Nemnich'schen Beschreibung von 1809 hervor: Die Messer aus Solingen, so Nemnich, würden in See- und Messengut eingeteilt. Insbesondere das Seegut gehe dabei über Amsterdam nach „Ost- und Westindien, Amerika, Afrika und Arabien“, allein die Schustermesser seien nur Brasilien vorbehalten; „wozu sie daselbst gebraucht werden“, gesteht er allerdings, „ist noch unbekannt“.<sup>41</sup> Die Lieferungen in alle Kontinente wuchsen während des 19. Jahrhunderts konstant.

Globale Verflechtungsbeziehungen, so lässt sich die Entwicklung zusammenfassen, prägten die lokale Sozialstruktur. Freilich wirkten auch andere Einflüsse wie Katalysatoren auf die Verstärkung sozialer Spannungen. So blühte beispielsweise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Trucksystem auf und sorgte für bittere Armut unter den Arbeitern. Die reichsten Kaufleute waren diejenigen, die nicht nur Solinger Waren, sondern auch Waren aus Remscheid und anderen Gegenden vertrieben.<sup>42</sup> Globale Verflechtungen mussten dabei nicht aus persön-

40 Philipp Andreas Nemnich, Chronik einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise, Tübingen 1809, S. 442–443.

41 Ebd., S. 446.

42 Vgl. ausführlich zu der Herausbildung der Kaufmannselite und dem System der Warenbezahlung bis zum gesetzlichen Verbot 1849 Alphons Thun, Die Industrie am Niederrhein

lichen Beziehungen bestehen. Sie konnten auch über den Fluss von Waren wie zum Beispiel ins ferne Brasilien bestimmt sein, ohne dass Beobachter oder die Kaufleute vor Ort die Letztverwertung der Waren beschreiben konnten. Eine genauere Untersuchung der zugrunde liegenden Handelsnetzwerke steht für das Bergische Land im 19. Jahrhundert jedoch noch aus. Insbesondere wäre dabei zu untersuchen, wie die lokalen Handelsnetzwerke auch die regionale Sozialstruktur bestimmten: Solinger Waren wurden stets auch von „Remscheider oder Elberfelder Häusern“ vertrieben, die, folgt man Alphons Thun, viel umtriebiger als die unbeweglichen Solinger waren.<sup>43</sup>

#### Lokale Interessen und globale Dynamiken: Solingens Fernhandel

Im Laufe des 19. Jahrhunderts konnte Solingen seinen Fernhandel weiter ausdehnen und geriet dabei immer wieder mit dem englischen Sheffield, mit dem bereits Nemnich Solingen verglichen hatte, in starke Konkurrenz. Sheffield trug hinsichtlich der Absatzzahlen zwar lange Zeit den Sieg davon, in technischer Hinsicht jedoch waren beide Produktionsorte gleichauf.<sup>44</sup> Bezüglich der Ausbildung sahen die Solinger ihre Sheffielder Konkurrenz in den 1840er-Jahren als überlegen an.<sup>45</sup> Nach und nach holte Solingen bei den Absatzzahlen auf. Der britische „Merchandise Act“ aus dem Jahr 1887, der eine Kennzeichnungspflicht für die Herkunft importierter Ware („made in Germany“) einführt, fand in der Sheffielder Kaufmannschaft Unterstützung und richtete sich besonders gegen die Solinger Klingengewirtschaft.<sup>46</sup> Solingen überwand den schlechten Ruf deutscher Waren, der diesen noch in den 1870er-Jahren auf dem englischen Markt anhaftete, im letzten Viertel des Jahrhunderts.<sup>47</sup> Dies lag unter anderem daran, dass Solingen an dem Modell der qualifizierten Facharbeiter so lange wie

---

und ihre Arbeiter. Zweiter Theil. Die Industrie des bergischen Landes (Solingen, Remscheid, Elberfeld-Barmen) (Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen II/3), Leipzig 1879, S. 71.

43 Ebd., S. 80.

44 Joachim Radkau, Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis heute, München 2008, S. 99.

45 Bericht Handelskammer Solingen, 1845, Stadtarchiv Solingen, GA 58, S. 36.

46 Radkau, Technik in Deutschland, S. 164.

47 In den 1890er-Jahren wurde das Sheffielder Exportvolumen erreicht, vgl. Boch, Handwerker-Sozialisten, S. 189.

möglich festhielt. Erst der Erste Weltkrieg stellt in dieser Hinsicht eine Zäsur dar.<sup>48</sup>

1907 kamen alle Klingenexporte weltweit zu 52 % aus Deutschland. Davon wurden 90 % in Solingen produziert.<sup>49</sup> Der langsame, aber stetige Aufstieg von Solingens Klingenindustrie kann am Beispiel der Unternehmensgeschichte der Zwilling J. A. Henckelswerke illustriert werden: Das bekannte Zwillingssymbol der Firma war bereits um 1700, wie Herbert Möhle in seiner Dissertation über den Solinger Exporthandel 1931 schrieb, „in der Zeit der Handelsexpansion der Klingen- und Messerkaufleute entstanden“<sup>50</sup>. Das Symbol ist bis heute bekannt und wurde bald ein Synonym für die Erfolgsgeschichte Solingens. Auf der Weltausstellung 1893 in Chicago präsentierten die Henckels-Brüder stolz ihre Waren und ließen sich selbst in der Pose des „Zwillingss“, des bekannten Markenzeichens des Unternehmens, fotografieren.<sup>51</sup> Das Unternehmen hinterließ auch Spuren im Kongo. Im Jahr 1905, als der Blankwaffenhandel mit der afrikanischen Westküste schon längst seinen Zenit überschritten hatte, benannte der Volkskundler Leo Frobenius (1873–1938) eine Hügelkette am Karsai als „Henckelsberge“, da zwei aus der Ferne in ihrer „Zwillingnatur“ so eigenartig ausgesehen hätten.<sup>52</sup> Über die Verbreitung der Solinger Produkte erfahren wir in seiner Reisebeschreibung leider nichts.

Während Philipp Andreas Nemnich auf seiner Reise durch Deutschland den Export aus Solinger Perspektive beschrieben hatte, berichtete Mitte des 19. Jahrhunderts Heinrich Barth (1821–1865) vom anderen Ende der Warenkette. Heinrich Barth, der heute als einer der Pioniere der Afrikawissenschaft angesehen wird, verband in seinen über 3500 Seiten umfassenden Reiseberichten aus Nord- und Zentralafrika sprachwissenschaftliche, geografische

48 Jochen Putsch, Die Solinger Schleifer 1860–1960, in: Reinhold Reith (Hg.), Praxis der Arbeit. Probleme und Perspektiven der handwerksgeschichtlichen Forschung, Frankfurt/M. 1989, S. 320–356, hier S. 330.

49 Boch, Handwerker-Sozialisten, S. 189.

50 Herbert Möhle, Der Exporthandel der Solinger Schneidwarenindustrie, Frankfurt/M. 1931, S. 13.

51 Radkau, Technik in Deutschland, S. 200.

52 Leo Frobenius, Im Schatten des Kongostaates. Bericht über den Verlauf der ersten Reisen der D. I. A. F. E. (= Deutsche Innerafrikanische Forschungsexpedition) von 1904 bis 1906, Berlin 1907, S. 262.

und historische Ausführungen.<sup>53</sup> Obwohl in Berlin in Geografie und Alter Geschichte habilitiert und bei Carl Ritter promoviert, sprachen sich die Berliner Fakultät und bei einem zweiten Antrag die Lesenden Akademiemitglieder, unter ihnen Leopold von Ranke, August Boeckh und Theodor Mommsen, gegen die Berufung Heinrich Barths auf eine ordentliche Professur aus.<sup>54</sup> Einer der Beweggründe mag Barths Beurteilung Afrikas gewesen sein, die sich nicht in Leopold von Rankes Weltsicht einfügte. Heinrich Barth war wie sein deutlich bekannterer Zeitgenosse David Livingstone (1813–1873) oder sein auf der Reise verstorbener Reiseleiter James Richardson (1809–1851) von der Überlegenheit des christlichen Europa überzeugt. Dennoch bestechen seine Beschreibungen durch die – vergleichsweise! – vorurteilsfreie und respektvolle Darstellung unterschiedlicher afrikanischer, häufig islamisch geprägter Kulturen.<sup>55</sup> Die Beschreibungen verdeutlichen, wie stark das Entstehen eines Marktes für den Export europäischer Waren von afrikanischen ökonomischen Akteuren vor Ort geprägt war.<sup>56</sup> Afrikanische Kaufleute und Konsumenten werden in Barths Berichten im gleichen Maße zu Akteuren des globalen Warenhandels wie ihre europäischen Gegenspieler. Barth gibt darüber hinaus einen aufschlussreichen Einblick in die Verbreitung europäischer Produkte. Als er beispielsweise Kano erreichte, war er tief beeindruckt von dem Niveau des Handwerks und des Handels. Er beschreibt die 30.000 Einwohner zählende Stadt, die ungefähr noch einmal die gleiche Anzahl an Fremden beherbergte, als lebendige Handelsmetropole. Der durchschnittliche jährliche Import, so Barth, betrage circa 100 Millionen Kurdi, wenn man nur die wichtigsten Naturalien rechnet. Bis zu 200 Millionen Kurdi brächten die jährlich an die 5000 verkauften Sklaven ein. Aber auch der Handel mit Europa florierte:

53 Holger Stoecker, *Afrikanistik in Deutschland*, in: Habermas/Przyrembel, *Kolonialismus*, S. 176.

54 Gerhard Engelmann, *Die Hochschulgeographie in Preußen 1810–1914*, Wiesbaden 1983, S. 38–40.

55 Vgl. den anregenden Sammelband: Mamadou Diawara/Paulo Fernando de Moraes Farias/Gerd Spittler (Hg.), *Heinrich Barth et l'Afrique*, Köln 2006.

56 Dass Märkte nicht automatisch durch Angebot und Nachfrage entstehen, sondern es ökonomischer Akteure mit spezifischen Kompetenzen bedarf, die diese Märkte erzeugen, hat Christoph Dejung in seiner eindrücklichen Studie zur der Geschichte der Handelsfirma Volkart gezeigt, vgl. Dejung, *Fäden des globalen Marktes*, S. 19.

„Um das Bild des Handels von Kano zu vervollständigen, bleibt uns nun nur noch übrig, einen Blick auf die Einfuhr aus Europa zu werfen. Die hauptsächlichsten Waaren, welche von da auf den Markt von Kano kommen, sind: gebleichter, ungebleichter und gedruckter Kattun von Manchester, französische Seide, rothes Tuch aus Sachsen und aus Livorno [...], Glasperlen von Venedig, sehr grobes Papier, Spiegel, Nadeln und Kurzwaaren von Nürnberg, Schwertklingen von Solingen, Rasirmesser aus Steiermark und Zucker aus Marseille. [...] Eine bedeutende Rolle dagegen spielen auf dem Markt von Kano die Schwertklingen aus Solingen. Nicht nur ein großer Theil der Kelowi – viele derselben kaufen sich allerdings diese Waffe in Agades – und der benachbarten Tuareg-Stämme, sondern auch Haussaua, Fulbe, Nyssaua und Kanori oder Bornauer versorgen sich damit auf dem hiesigem Markte. Jährlich dürften wohl 50.000 Stück eingeführt werden und dies gäbe, die Klinge zu 100 Kurdi gerechnet[,] den für die Gegenden höchst bedeutenden Werth von 50 Millionen. [...] Fast alle Klingen, die ich sah, selbst bei den westlichen Tuareg bis nach Timbuktu hin, waren aus Solingen, wie denn auch diese Waffe von den verschiedensten Stämmen fast mit einem und demselben Namen – ‚takoba‘ – bezeichnet wird.“<sup>57</sup>

Demnach entsprach der Handel mit Solinger blanken Waffen finanziell gesehen einem Viertel des Umfangs des Handels mit Sklaven! Wie glaubwürdig ist der Barthsche Bericht? Ein Vergleich mit den um die Jahrhundertmitte einsetzenden Berichten der Solinger Königlichen Handelskammer bestätigt, dass der Handel mit der westafrikanischen Küste in den 1850er-Jahren boomte.<sup>58</sup> Über Südamerika und Westindien berichtete die Handelskammer in diesem Zeitraum, dass sie wegen innerer Unruhen und epidemischer Krankheiten als Abnehmer eher „gedrückt seien und der ostindische und australische Markt ebenfalls nur wenig consumirte“. Im Gegensatz dazu sei „das Geschäft nach der Afrikanischen Westküste in manchen unserer Fabrikate recht belebt, weil der hohe Preis in Europa des von dort als Haupt-Retour-Artikel importirten Palmöls diesen Handel äußerst lukrativ macht“.<sup>59</sup> Die Solinger Jahresproduktion an Schwertern betrug circa 400.000–500.000 Stück, die teilweise fertig montiert und teilweise als Halbfer-tigprodukte exportiert wurden. Wenn Heinrich Barths Zahlen stimmen, wären

57 Barth, *Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1851*, Gotha 1859, S. 297 f.

58 Bericht Handelskammer Solingen, 1856, SA Solingen, GA 58, S. 11.

59 Bericht Handelskammer Solingen, 1855, SA Solingen, GA 58, S. 4.

in den 1850er-Jahren circa 15 % der Jahresproduktion an die westafrikanische Küste geliefert worden. Leider ist es nicht möglich, exakte Daten aus dem Solinger Archiv zu rekonstruieren. Ein Feuer während des Zweiten Weltkriegs hat das Archiv fast vollkommen zerstört, nur die Kammerberichte sind erhalten geblieben. Auf Grundlage der Berichte und der Barth'schen Reisebeschreibung lässt sich jedoch mit Sicherheit sagen, dass der Handel mit Afrika in den 1850er-Jahren für Solingen wie für Kano eine große Rolle gespielt haben muss.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts änderte sich die Situation. Der Handel mit Afrika nahm kontinuierlich ab. Für den Export Solinger Produkte waren zunehmend andere Kontinente und Regionen von größerer Bedeutung. Den amerikanischen (wie auch den afrikanischen) Markt teilten sich die Solinger, wie bereits erwähnt, mit anderen Hinterlandregionen, mit denen sie auch in den jeweiligen Heimatländern in Konkurrenz standen: mit Sheffield und Birmingham. Während in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts überwiegend die englische Konkurrenz auf dem Weltmarkt Probleme bereitete, traten Solingen und das gesamte Bergische Land in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch mit nordamerikanischen Produzenten in einen rasanten Wettbewerb: Um 1885 hatte das Bergische Land alle Konkurrenten auf dem Machetenmarkt Kubas bis auf die nordamerikanische Collins Company (Collinsville, CT) verdrängt. Johann Kreßen stellte 1926 auf Grundlage der damals noch vorhandenen Archivmaterialien folgende verlässliche Ausfuhrangaben über die Exporte der Solinger „Schneidwaren“ für das Jahr 1913 zusammen:

Weltregion	1913 (Angaben in Mark)
Europa	17.059.000
Nordamerika	8.509.000
Rest Amerikas	6.827.000
Asien	4.074.000
Afrika	764.000
Australische Föderation	329.000

Quelle: Johann Kreßen, Die Krise in der Solinger Stahlwarenindustrie und ihre Lage auf dem Weltmarkt, Solingen 1926, S. 8.<sup>60</sup>

60 Kreßen spezifiziert die Weltregionen dabei noch genauer: Europa „ohne Albanien, Montenegro, Serbien und europ. Türkei“, unter Nordamerika fasst er „Canada, Neufundland und Vereinigte Staaten“, unter „übriges Amerika“ sind „Argentinien, Bolivien, Brasilien,

Seinen Zahlen zufolge war der Handel mit außereuropäischen Regionen im Jahr 1913 bereits gewinnträchtiger als der innereuropäische Handel, der auch den Handel innerhalb Deutschlands mit einbezog. Die Binnennachfrage ließ zu Beginn des 20. Jahrhunderts immer mehr nach. Zwar wurden im Ersten Weltkrieg noch Bajonette „aufgepflanzt“, deren Bedeutung nahm jedoch stark ab, da Nahkämpfe durch die neue Waffentechnologie keine kriegsentscheidende Rolle mehr spielten. Bajonette schrumpften auf die Länge von Dolchen, während Messer noch heute zur militärischen Grundausrüstung gehören.

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs waren die wichtigsten Handelspartner die Amerikas. Nur noch circa 2 % der Produktion wurden nach Afrika, insbesondere nach Ägypten, Britisch-Ost-, -Süd- und -Westafrika, nach Belgisch-Kongo und in das portugiesische Ost- und Westafrika geliefert.

Globale Einflussnahme aus dem Hinterland:

Die Solinger Handelskammer und die Kongokonferenz

Obwohl die Bedeutung des Handels mit Afrika im Laufe des Jahrhunderts abnahm, entschied sich die Solinger Kaufmannschaft dennoch dafür, in den 1880er-Jahren Druck auf Bismarcks Außenpolitik auszuüben.<sup>61</sup> Dabei ging es den Solingern nicht um die direkte Unterstützung eines kolonialen Ausgreifens, sondern darum, die Prinzipien des freien Handels durchzusetzen, die für die Solinger auch im Handel mit anderen Weltregionen von grundlegender Bedeutung waren. Indem sie Einfluss auf die Politik nahmen, brachten sie zugleich die Auffassung zum Ausdruck, dass der Handel gerade nicht durch politische

---

Chile, Columbien, Cuba, Ecuador, Guatemala, Honduras, Mexiko, Peru, Salvador, Uruguay, Venezuela“ zusammengefasst, unter Asien „Britisch-Indien, China, Japan, Malakka, Niederl. Indien, Philippinen, Siam, Türkei, Ceylon, Palästina“, und schließlich unter Afrika „Ägypten, Britisch-Ost, Süd- und Westafrika, Belgisch-Kongo, Portug. Ost- und Westafrika“, vgl. Johann Kreßen, *Die Krise in der Solinger Stahlwarenindustrie und ihre Lage auf dem Weltmarkt, Solingen 1926*, S. 8.

61 Eine Tatsache, die auch 80 Jahre später noch als Ruhmestat gefeiert wurde. Vgl. Heinz Rosenthal, *Solingen und die Kongofrage im Jahr 1884. Eine große Stunde unserer Industrie- und Handelskammer*, in: *Die Heimat. Beiträge zur Geschichte Solingens und des Bergischen Landes, Solingen 1967*.

Maßnahmen begrenzt werden sollte.<sup>62</sup> Am 1. April 1884 sandte die Handelskammer Solingen eine Eingabe an Bismarck, in der sie sich über die britisch-portugiesische Zollpolitik beklagte.

„Nachdem wir uns von den Gefahren überzeugt hatten, welchen durch den englisch-portugiesischen Congo-Vertrag die für dieses Gebiet arbeitenden deutschen Fabrikanten sowohl wie die mit Capital an den daselbst in's Leben gerufenen ausländischen Unternehmungen beteiligten deutschen Firmen ausgesetzt sind, beschloss das Collegium[,] bei dem Herrn Reichskanzler Hülfe zu suchen und sich an denselben mit der nachstehend[en] Eingabe zu wenden.“<sup>63</sup>

Tatsächlich hatte Großbritannien einen Vertrag unterschrieben, der es den Portugiesen erlaubte, die Zölle an der Mündung des Flusses Kongo zu erhöhen. Die Solinger verdeutlichten, wie wichtig das Gebiet für den eigenen Absatz war. Die Eingabe fiel just in die Zeit, als Otto von Bismarck überlegte, wie er mit den Besitzungen des Kaufmanns Adolf Lüderitz in Südwestafrika verfahren sollte. Am 27. April 1884 wies Bismarck den deutschen Konsul in Kapstadt telegrafisch an, Angra Pequena unter deutschen Schutz zu stellen.<sup>64</sup>

Im Anschluss beantwortete er die Solinger Eingabe und zeigte sich ganz mit deren Einschätzung und Beschwerden einverstanden. Er teilte den Solingern außerdem mit, dass er diese Meinung auch gegenüber den beteiligten ausländischen Regierungen zum Ausdruck gebracht habe. Nun überschlugen sich die Ereignisse. Im Sommer 1884 konnten Frankreich und die USA ebenfalls für die Ablehnung der Zölle gewonnen werden. Schließlich lud Bismarck die Kolonialmächte zu einer Konferenz, die, wie oben ausgeführt, unter dem Namen „Berliner Kongokonferenz“ oder „Westafrikakonferenz“ bekannt wurde. Deren Abschluss im April 1885 feierte die von Bismarck finanzierte preußische Amtspresse auch als erfolgreiche Einflussnahme der Industrie- und Handelskammern Solingens und anderer Städte:

62 Darauf, dass sich europäische Kaufleute überwiegend für die eigenen wirtschaftlichen Interessen engagierten und staatlichen Bürokraten keinen Einfluss auf ihre Geschäfte gewähren wollten, wurde in der Forschungsliteratur bereits mehrfach hingewiesen, vgl. Dejung, Fäden des globalen Marktes, S. 33.

63 Stadtarchiv Solingen, GA 58: Berichte der Solinger Handelskammer 1883 [sic!], S. 3.

64 Van Laak, Deutscher Imperialismus, S. 66.

„Den Ausgangspunkt der gesammten in dieser Angelegenheit entwickelten Thätigkeit unseres auswärtigen Amtes bildete die Fürsorge dafür, daß die dem deutschen Handel durch den englisch-portugiesischen Vertragsentwurf vom 26. Febr. v. J. angedrohte Schädigung abgewendet werde. Als die Handelskammern von Hamburg, Solingen, Hannover, Nürnberg, Plauen, Elberfeld, Cöln, Bremen, Mannheim u. s. w. sich in dieser Angelegenheit an die Reichsregierung wandten, fanden sie nicht nur ein offenes Ohr, sondern eine starke und thätige Hand, welche sich ihrer Interessen sofort annahm. Der gesammte diplomatische Apparat wurde in Bewegung gesetzt, um die Sache der Handelsfreiheit der westafrikanischen Länder gegen die ihr drohenden Beeinträchtigungen zu sichern und der deutschen Ausfuhr nicht nur die alten Absatzgebiete zu erhalten, sondern neue hinzu zu erwerben. Noch bevor das Jahr zu Ende ging, war nicht nur das englisch-portugiesische Projekt aufgegeben, sondern eine Conferenz zusammengetreten, der das wichtige Werk der Gewährleistung einer den deutschen Interessen entsprechenden freien Handelsbewegung gelungen ist. In Afrika wie in Australien hat es nur eines festen und entschiedenen Eintretens von Seiten unserer Regierung bedurft, damit den Vertretern des deutschen Handels die Stellung eingeräumt wurde, auf welcher sie durch den Umfang und die Bedeutung ihrer commerciellen Thätigkeit Anspruch erworben hatten. Seit dieses feste Auftreten da ist, geht es mit dem deutschen Handel allenthalben vorwärts.“<sup>65</sup>

Dass der „gesammte diplomatische Apparat“ zugunsten des deutschen Handels eingesetzt wurde, sollte als überzeugendes Zeichen der direkten Förderung des deutschen Unternehmertums im In- und Ausland gelten. Die Aufzählung der unterschiedlichen Handelskammern verdeutlicht dabei, wie wichtig auch andere Hinterlandregionen wie Plauen oder Elberfeld waren. Den „Neuesten Mittheilungen“ wird der Erfolg der Kongokonferenz zu einem Beweis dafür, dass es Bismarck gerade nicht nur um die Förderung der Agrarindustrie ging, sondern mit der Kolonial- und der internationalen Politik vor allem der nationale Handel gefördert werden sollte.<sup>66</sup> Die Solinger interpretierten den Erfolg ihrer Intervention selbstbewusst:

„Nicht minder haben wir zu danken für die günstige Aufnahme, welche unsere am 1. April 1884 an Se. Durchlaucht gerichtete Eingabe wegen des englisch-portugiesischen Congo-Vertrages, deren Wortlaut in unserem vorigjährigen Bericht wiedergegeben

65 Neueste Mittheilungen, Nr. 42, 16. 4. 1885, S. 1.

66 Neueste Mittheilungen, Nr. 42, 16. 4. 1885, S. 1.

wurde, gefunden hat; dieselbe ist vielleicht der erste öffentliche Anstoss zu der von Sr. Durchlaucht nach Berlin berufenen internationalen Conferenz gewesen, welche mit grösstem Geschick geleitet, die Abgrenzung und Neutralisirung des Congo-Staates (Etat indépendant du Congo) beschloss, über den Se. Majestät der König von Belgien, der sich für die Erforschung des Landes schon lange Jahre hindurch interessierte, die Souveränität übernommen hat.“<sup>67</sup>

Nun muss man die Selbstsicht der Solinger nicht teilen. Sicherlich waren die Eingaben der Solinger und der anderen Handelskammern nicht der einzige Faktor für die Entscheidung Bismarcks, Vertreter der europäischen Mächte, des Osmanischen Reichs und der USA nach Berlin einzuladen. Die Eingaben, Bismarcks ausführliche Reaktion und deren Resonanz zeigen jedoch, wie sich lokale beziehungsweise regionale und nationale Interessen auch in ihrer Legitimierung gegenseitig bedingten. Weder in der Eingabe der Solinger Kammer noch in Bismarcks Antwort spielten dabei humanitäre Argumente eine Rolle. Wenn auf Werte abgehoben wurde, dann nur, wenn es um das Verhältnis der europäischen Mächte untereinander ging. Endlich, so schreibt die Amtspresse über die „Congofrage“, hätten auch die Niederlande, Spanien, Italien und Nordamerika anerkannt, „daß es zweckmässig sei, das Princip der Solidarität und Gleichberechtigung, welches seit Jahren mit Erfolg bei Regelung der Handelsverhältnisse in Ostasien Anwendung gefunden habe, auch in Afrika zur Geltung zu bringen“<sup>68</sup>.

Keine Frage der Moral:

Solingen und das Aushandeln globaler Asymmetrien – ein Resümee

Bereits seit dem Mittelalter, verstärkt in der Frühen Neuzeit und weiter ausgeprägt im Zeitalter des Hochimperialismus war das Bergische Land auf vielfältige Weise mit dem europäischen und dem nicht-europäischen Ausland verbunden. Die Fernhandelsbeziehungen der Region hatten starke Rückwirkungen auf die lokale Sozialstruktur und verdeutlichen paradigmatisch, wie mikro- und makrogeschichtliche Prozesse miteinander verbunden sind. Ein

67 Stadtarchiv Solingen, GA 58: Berichte der Solinger Handelskammer 1884, S. 9.

68 Neueste Mittheilungen, Nr. 40, 10. 4. 1885, S. 3.

verflechtungsgeschichtlicher Ansatz kann zeigen, wie die örtliche Sozialstruktur Solingens vom Fernhandel wesentlich bestimmt wurde. In einer vertieften Untersuchung der Verflechtungen der lokalen mit der globalen Ebene ließen sich noch zahlreiche weitere Aspekte ausloten, die hier nur am Rande angeklungen sind. Solingen war nicht nur über den Export seiner Klingen, Schwerter und Messer mit der Welt verbunden, sondern auch über andere Handelsnetzwerke sowie über den Konsum von Produkten aus anderen Weltregionen. In den zitierten Berichten der Solinger Handelskammer wurde nur ein Produkt erwähnt, das den Handel mit afrikanischen Ländern für die Solinger attraktiv machte: das Palmöl. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es ein anderes Produkt gewesen, das den Handel so attraktiv gemacht hatte: der Rohrzucker. Ihn bezahlten die Solinger mit Plantagenmessern und Macheten.<sup>69</sup>

Ein weiterer wichtiger Aspekt, der hier unberücksichtigt geblieben ist, ist die Tatsache, dass die Einbindung des Solinger Fernhandels in die ökonomischen Strukturen des kolonialen Systems auch geschlechtergeschichtliche Auswirkungen hatte. Während die teilmechanisierten Handwerksbetriebe in Solingen meist familiengeführt waren, wurde mit den Fernhandelsbeziehungen ein Wissen produziert, das neue Männlichkeitsideale entstehen ließ. Sowohl die neue kaufmännische, männliche Elite als auch die handwerklichen Familien waren Profiteure dieser Strukturen.<sup>70</sup> Wie stark sich Solinger Kaufleute selbst als Lobbyisten ihrer Interessen engagierten und auf das koloniale ökonomische System stabilisierend einwirken wollten, zeigt sich an der Eingabe an Bismarck, die in direktem Zusammenhang mit der Kongokonferenz zu sehen ist. Im Gegensatz zu lokalen Eliten afrikanischer Handelszentren konnten sich die Solinger über Bismarck und dessen Diplomaten in globalen Aushandlungsprozessen Gehör verschaffen.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts veränderten sich die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in Solingen. Nicht der Widerstand gegen die Massenproduktion ließ die Solinger Klingenwirtschaft schrumpfen, sondern die geringer werdende nationale und europäische Nachfrage nach militärisch zu verwendenden

69 Reinhard Wendt, *Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Europa und die Welt seit 1500*, Paderborn [u. a.] 2007, S. 16, 205, 301 f.

70 Auf den Zusammenhang von Kolonialwirtschaft und den Gewinnen auf den Weltmarkt, die Solingen, Remscheid oder Gevelsberg mit ihrer Produktion, hat auch Reinhard Wendt immer wieder hingewiesen, vgl. ebd., S. 205, 301 f.

Klingen. Dementsprechend nahm die Bedeutung des Handels mit den Amerikas immer mehr zu.

Der Elite des deutschen Hinterlands war es 1884 möglich, auf das Aushandeln globaler Machtverhältnisse Einfluss zu nehmen. Dies unterschied sie von Eliten afrikanischer Länder. Ein verflechtungsgeschichtlicher Ansatz zeigt, wie stark lokale, nationale und globale Interessen aufeinander bezogen waren und wie sie sich gegenseitig zu legitimieren suchten. Aussagekräftig ist dann auch, welche Plausibilisierungsstrategien gerade nicht eingebracht wurden. Während die Kongoakte mit einem humanitären Diskurs aufgeladen wurde, war die Korrespondenz zwischen Bismarck und der Solinger Handelskammer davon nicht berührt. Die Solinger Handelskammer setzte in keinem ihrer Berichte die Sorge um Vor- oder Nachteile für den Export eigener Produkte mit der Situation der Kongolesen oder der Abschaffung der Sklaverei oder der Plantagenwirtschaft in Beziehung. Es lassen sich in den Berichten der Kammer nicht die leisesten Spuren eines humanitären Diskurses finden. Interessant wäre daher die Frage, ob und, wenn ja, wann, wie und wo sich eine „humanitäre Sensibilität“, die für Hans Joas eine Voraussetzung für die moralische Mobilisierung gegen den Abolitionismus darstellt, in Solingen herausbildete.<sup>71</sup>

Das Hinterland ist, so lässt sich schließen, nicht durch seine vermeintlich dichotomische Beziehung zu einem vermeintlichen Zentrum definiert, sondern durch seine Position als Akteur in lokalen, nationalen und globalen Verflechtungszusammenhängen. Solingen zeigt sich dabei als einer der Profiteure des wirtschaftlichen Systems des Kolonialismus. Es sind diese Verflechtungsbeziehungen, die das jeweilige Hinterland definieren und seine Einflussmöglichkeiten und Handlungsspielräume, aber auch seinen moralischen Horizont eröffnen oder begrenzen.

---

71 Joas, *Sakralität der Person*, S. 142. Hans Joas bezieht sich dabei auf die Überlegungen von Thomas Haskell, *Capitalism and the Origins of the Humanitarian Sensibility*, in: Thomas Haskell, *Objectivity is not Neutrality. Explanatory Schemes in History*, Baltimore 1998, S. 235–279.



## Moderne Gegenwelten

Ein mikrohistorischer Beitrag zur europäischen Globalgeschichte

Europa gilt als die Wiege der Moderne. Wissenschaft, Medizin und Technik, Aufklärung, Demokratie und Rechtsstaat, Kapitalismus, Industrialisierung und Wohlfahrt nahmen alle ihren Ausgang im europäischen Denken und Handeln, in einer spezifisch europäischen Kultur, die es Europa beziehungsweise dem Westen erlaubte, sich über den Rest der Welt zu erheben.

Dieses Narrativ ist alt. Es entstand im Zivilisations- und Zivilisierungsdiskurs des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, blieb aber bis heute aktuell.<sup>1</sup> Gegen diese Meistererzählung sind in jüngerer Zeit im Wesentlichen zwei Einwände vorgebracht worden.<sup>2</sup> Zum einen wurde die Überlegenheit europäischer Mächte insbesondere im asiatischen Raum relativiert und die Singularität der europäischen Moderne mit dem Konzept der „multiple modernities“ aufgehoben.<sup>3</sup> Diese Ansätze gehen historisch vergleichend vor. Damit vermögen sie den Interpretationsrahmen „Europa/Westen und der Rest“ zwar zu verschieben, indem sie die gängigen Attribute „fortschrittlich“ und „träge“ neu verteilen, aber letztlich vermögen sie ihn nicht aufzubrechen. Zum anderen sind postkoloniale und globalgeschichtliche Ansätze zu nennen, die sich für die Transfers, Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen Europa und ihren ehemaligen Überseekolonien interessieren. Sie zeigen die vielfältigen Rückwirkungen der

---

1 Jüngstes prominentes Beispiel ist Niall Ferguson, *Civilization. The West and the Rest*, London 2011.

2 Grundlegend dazu Gurinder K. Bhambra, *Rethinking Modernity. Postcolonialism and the Sociological Imagination*, Basingstoke 2009; Dominic Sachsenmaier, *Global perspectives on global history. Theories and approaches in a connected world*, Cambridge 2011; Sebastian Conrad, *Globalgeschichte. Eine Einführung*, München 2013.

3 Die klassischen Positionen stammen von Kenneth Pommeranz, *The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy*, Princeton 2000; Shmuel Eisenstadt, *Die Vielfalt der Moderne*, Weilerswist 2000.

imperialen Eroberung der Welt in Übersee für die historische Entwicklung Europas auf.<sup>4</sup>

Unser Beitrag versteht sich als Variante dieses zweitgenannten Ansatzes. Gegen Eisenstadt schließen wir uns den Ansichten von Frederick Cooper und Ann Laura Stoler an, dass es weder sinnvoll ist, die Vergangenheit in zwei Räume (den fortschrittlichen Westen und den trägen Rest), noch in eine Vielzahl von Räumen einzuteilen, die sich parallel entwickeln. Vielmehr ist davon auszugehen, dass sich die Vergangenheit in einem „shared but differentiated space of empire“<sup>5</sup> abspielte: in einem *gemeinsamen* Raum mit vielfältigen Beziehungen über Ozeane und Kontinente hinweg, der nicht nur, aber vornehmlich durch die europäische Expansion ab dem 17. Jahrhundert geschaffen wurde; in einem nicht zuletzt aufgrund ungleicher Machtbeziehungen und unterschiedlicher Herrschaftsverhältnisse aber auch *fragmentierten (differentiated)* Raum. In diesem Raum wurden moderne Gegenwelten erschaffen, so die hier verfochtene These, die konstitutiv für die europäische Moderne wurden. Diese Gegenwelten wurden indes nicht nur in der außereuropäischen Welt geschaffen, sondern auch innerhalb Europas, an den europäischen Peripherien. Indem wir den Blick für die ko-konstitutive Konstruktion von inner- und außereuropäischen Gegenwelten

---

4 Programmatisch dazu: Sanjay Subrahmanyam, *Connected Histories. Notes toward a Reconfiguration of Early Modern Eurasia*, in: *Modern Asian Studies* 31 (1997), S. 735–762. Kathleen Wilson (Hg.), *A New Imperial History. Culture, Identity and Modernity in Britain and the Empire. 1660–1840*, Cambridge 2004. Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe. Postcolonial thought and historical difference*, Princeton 2000; Nicolas Bancel/Pascal Blanchard, *La fracture colonial. La société française au prisme de l’heritage colonial*, Paris 2005. Johannes Feichtinger/Ursula Prutsch/Moritz Csáky (Hg.), *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*, Innsbruck 2003; Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M. 2002. Remco Raben, *A New Dutch Imperial History? Perambulations in a Prospective Field*, in: *BMGN – Low Countries Historical Review* 128 (2013) 1, S. 5–30. Zu den überzeugendsten empirischen Umsetzungen dieses Ansatzes im deutschen Sprachraum zählen Sebastian Conrad, *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*, München 2006; Andreas Zangger, *Koloniale Schweiz. Ein Stück Globalgeschichte zwischen Europa und Südostasien (1860–1930)*, Bielefeld 2011.

5 Ann Laura Stoler/Frederick Cooper, *Between Metropole and Colony. Rethinking a Research Agenda*, in: dies. (Hg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a bourgeois World*, Berkeley 1997, S. 3.

schärfen, greifen wir Argumente von postkolonial inspirierten Forschenden auf, die das Phänomen des Kolonialismus gegenwärtig aus den europäischen Peripherien heraus neu betrachten.<sup>6</sup>

Damit wenden wir uns selbstredend gegen eine europäische Geschichte, die Europa politisch oder geografisch definiert. Eine solche Geschichtsschreibung verschiebt die Defizite einer am nationalstaatlichen Paradigma ausgerichteten Geschichtswissenschaft lediglich, indem sie einen räumlichen Container durch einen neuen ersetzt. Für die historische Erkundung Europas scheint uns vielmehr eine Perspektive angemessen, die sich an den zeitgenössischen Europavorstellungen und den damit verbundenen Handlungsräumen orientiert, die den Wandel dieser Vorstellungen und Räume ins Zentrum rückt, die Europa nicht als gegebenen Ausgangspunkt, sondern als zu erklärendes Phänomen nimmt und die ihre interpretatorische Kraft gerade aus dem historischen Wandel zieht, indem sie nicht zuletzt die zeitspezifischen Europavorstellungen historisiert. Diese Art der Geschichtsschreibung folgt den jüngeren Entwicklungen der Mikrogeschichte, „große Fragen“ nicht nur quellennah anhand konkreter historischer Akteure zu analysieren, sondern auch in ihren globalen Bezügen zu kontextualisieren.<sup>7</sup> Im Zentrum unserer Fallstudie stehen zwei Schweizer Forschungsreisende, Paul und Fritz Sarasin. Wir fragen, welche Europavorstellungen sie im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert auf ihren Reisen und in ihren Gelehrtenstuben entwickelten, wie ihre Vorstellungen mit ihren Handlungen zusammenhängen und welche Folgen ihr Denken und Handeln zeitigten. In einem ersten Abschnitt werden wir die Protagonisten kurz vorstellen, um sodann ihr Tun und Denken in drei peripheren Räumen zu rekonstruieren: in der britischen Kronkolonie Ceylon (Sri Lanka), in der niederländischen Kolonie Celebes (Sulawesi) sowie in den rätischen Alpen der Schweiz. Damit werden einige der Gemeinsamkeiten und Unterschiede deutlich, die diese drei miteinander verbundenen inner- und außereuropäischen Peripherien beim Aufbau einer europäischen imperialen Selbstwahrnehmung kennzeichneten – einer Selbstwahrnehmung,

6 Patricia Purtschert/Harald Fischer-Tiné (Hg.), *Colonial Switzerland. Revisiting Colonialism from the Margins*, London 2015.

7 Natalie Zemon Davis, *Decentering History. Local Stories and Cultural Crossings in a Global World*, in: *History and Theory* 50 (2011), S. 188–202. Carlo Ginzburg, *Latitudo, Slaves and the Bible. An experiment in Microhistory*, in: *Critical Inquiry* 31 (2005) 3, S. 665–683.

die auf der paradoxen Gleichzeitigkeit von Abgrenzung vom „Ursprünglichen“ und „Primitiven“ in diesen Räumen sowie der (gewaltsamen) Modernisierung dieser Räume beruhte.

Wer waren die Sarasins?

Paul und Fritz Sarasin kamen 1859 respektive 1856 in Basel zur Welt. Sie studierten Medizin in Basel und promovierten in den frühen 1880er-Jahren als Zoologen in Würzburg. Danach begannen sie eine Karriere als Entdeckungs- und Forschungsreisende, die sie zwischen 1883 und 1907 mehrmals gemeinsam nach Ceylon und Celebes führte. Fritz reiste 1910 auch nach Neukaledonien und den Loyaltinseln. Die Zeit zwischen den Reisen verbrachten die Sarasins in Berlin, bis sie 1896 in ihre Vaterstadt am Rheinknie zurückkehrten, wo sie in den folgenden Jahrzehnten etliche wissenschaftliche Institutionen leiteten, so etwa das Basler Völkerkundemuseum, das Naturhistorische Museum und die Kuratel (das Leitungsgremium der Basler Universität), auf nationaler Ebene die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft (Fritz) und deren Naturschutzkommission sowie die Eidgenössische Nationalparkkommission (Paul).<sup>8</sup>

Die Sarasins stammten aus einer der reichsten und einflussreichsten Familien des Basler Patriziats, das seit dem 18. Jahrhundert global vernetzt war. Durch den Seidenhandel und die Seidenfabrikation sowie generell mit dem Kolonialwarenhandel waren diese patrizischen Familien sehr reich geworden. Einige waren auch in den transatlantischen Sklavenhandel involviert.<sup>9</sup> In Basel bildeten sie eine quasi-aristokratische Herrschaftselite, die nach der Französischen Revolution zwar unter Druck geriet, faktisch jedoch bis Ende des 19. Jahrhunderts an der Macht blieb.<sup>10</sup> Durch ihre Handelsnetzwerke waren die Basler Patrizier mit den

8 Biografisches in Christian Simon, *Reisen, Sammeln und Forschen für die Basler Naturgeschichte – Paul und Fritz Sarasin*, Basel 2015.

9 Niklaus Stettler/Peter Haenger/Robert Labhardt, *Baumwolle, Sklaven und Kredite. Die Basler Welthandelsfirma Christoph Burckhardt & Cie. in revolutionärer Zeit (1789–1815)*, Basel 2004.

10 Sara Janner, *Zwischen Machtanspruch und Autoritätsverlust. Zur Funktion von Religion und Kirchlichkeit in Politik und Selbstverständnis des konservativen alten Bürgertums im Basel des 19. Jahrhunderts*, Basel 2012; Lionel Gossman, *Basel in der Zeit Jacob Burckhardts. Eine Stadt und vier unzeitgemäße Denker*, Basel 2005; Philipp Sarasin, *Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft. Basel 1846–1914*, Göttingen 1997.

aristokratischen und bürgerlichen Eliten in den Kolonien wie auch in Paris, London, Berlin und in den italienischen Stadtstaaten verbunden. Über die globalen Handelsbeziehungen kamen ab dem 18. Jahrhundert auch unzählige tropische Objekte nach Basel, namentlich Paradiesvögel für die privaten Kabinette oder Zitrusfrüchte für die Orangerien auf den patrizischen Landgütern. Diese Affinität für tropische Objekte befeuerte im 19. Jahrhundert die Basler Naturforschung, was sich in einem universitären Lehrstuhl für Naturgeschichte und der Gründung eines naturhistorischen Museums niederschlug. Hinzu kamen die Einrichtung eines zoologischen und die Erneuerung des botanischen Gartens.<sup>11</sup>

Der Blick auf die soziale Herkunft der Sarasins aus dem Basler Patriziat macht also bereits deutlich, dass eine herkömmliche europäische Geschichtsschreibung nicht ausreicht, um die historischen Grundlagen des Reichtums, der politischen Macht und des Selbstverständnisses dieser europäischen Herrschaftseliten zu erfassen. Der räumliche Analyserahmen muss ausgedehnt werden. Dies gilt auch für die Analyse der Laufbahnen von Paul und Fritz Sarasin. Blicken wir nun zuerst nach Ceylon.

Ceylon: Schädel, Steine und „die ganze europäische Cultur“

Im Herbst 1883 schifften sich die Sarasins ein erstes Mal nach Ceylon ein. Sie nutzten ihre finanziellen Möglichkeiten, um lokale Führer und Träger anzuheuern und die Insel im gut ausgerüsteten Tross in mehreren Expeditionen zu erkunden. Mithilfe lokaler Zulieferer legten sie ausgedehnte Sammlungen von Totem und Lebendem an, die sie im Anschluss an ihre Streifzüge nach Europa verschiffen ließen. Daraus resultierte schließlich ein vierbändiges Werk, betitelt als Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon<sup>12</sup>. Am meisten Aufsehen

11 Zur Basler Wissenschaftsgeschichte siehe Christian Simon, *Naturwissenschaften in Basel im 19. und 20. Jahrhundert*. Die Philosophisch-Naturwissenschaftliche Fakultät, Basel 2010, online: [www.unigeschichte.unibas.ch](http://www.unigeschichte.unibas.ch) (letzter Zugriff: 26. 5. 2015).

12 Paul Sarasin/Fritz Sarasin, *Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon in den Jahren 1884–1886*, Wiesbaden 1887; Paul Sarasin/Fritz Sarasin, *Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften. Ein Versuch die in der Phylogenie des Menschen ruhenden Räthsel der Lösung näher zu bringen*, Wiesbaden 1892; Paul Sarasin/Fritz Sarasin, *Die Steinzeit auf Ceylon*, Wiesbaden 1908. Siehe zudem die *Erinnerungen von Fritz Sarasin: Fritz Sarasin, Reisen und Forschungen in Ceylon in den Jahren 1883–1886, 1890, 1902, 1907 und 1925*, Basel 1939.

erregten die Bände 3 und 4, die zugleich für die hier interessierende Frage nach der Konstruktion von Europavorstellungen in europäischen Überseekolonien am relevantesten sind. Sie behandeln eine kleine Gemeinschaft, die sogenannten „Weddas“, die vorwiegend in abgelegenen Gebieten lebten und sich sowohl von den singhalesischen als auch den tamilischen Gemeinschaften der Insel abhoben. Die „Weddas“ waren Gegenstand einer hitzigen Kontroverse zwischen britischen und deutschen Anthropologen. Während die einen in den „Weddas“ „verwilderte“ und „degenerierte“ Abkömmlinge aus der singhalesischen Gesellschaft zu erkennen glaubten, sahen andere in evolutionstheoretischer Manier die „Weddas“ als Überbleibsel der „Urbevölkerung“ der Insel, aus der die singhalesische und andere südindische „Rassen“ hervorgegangen seien.<sup>13</sup>

Während die führenden deutschsprachigen Anthropologen in Berlin sich bis um 1900 gegen die Adaption der „Affenlehre“, wie sie die Evolutionstheorie nach Darwin nannten, sträubten,<sup>14</sup> waren die Sarasins aufgrund ihrer zoologischen Erstausbildung evolutionstheoretischem Denken keinesfalls abgeneigt. So brachten sie sich mit einer explizit evolutionstheoretischen These in die Debatte ein, die sie mit Daten stützten, die sie aus ihren anthropologischen, fotografischen Feldaufnahmen von „Weddas“ sowie der Vermessung von 84 Schädeln und weiterem Skelettmaterial, das sie aus Gräbern dieser Gemeinschaften entwenden ließen, gewonnen hatten. Sie verglichen die Schädelvolumen von „Weddas“ mit demjenigen „des Schimpansen“ sowie „des Europäers“. Ihre Hauptthese war, dass der „Wedda“-Schädel in puncto Hirnvolumen zwar näher beim „Europäer“ liege und insofern durchaus als menschlich anzusehen sei, jedoch hinsichtlich seiner Form auch Ähnlichkeiten mit dem Schimpansenschädel aufweise. Die nebeneinandergelegten „Schimpansen“- „Wedda“- und „Europäer“-Schädel waren für die Sarasins folglich Zeugen der evolutionären Entwicklung vom Primaten zum Menschen. Die biologische Höherentwicklung des „Menschen“

13 Gananath Obeyesekere, *Colonial Histories and Vadda Primitivism. An unorthodox Reading of Kandy Period Textes*, online: <http://vedda.org/obeyesekere1.htm> (letzter Zugriff; 8. 3. 2013); James Brow, *Vedda Villages of Anuradhapura. The historical Anthropology of a community in Sri Lanka*, Seattle 1978, S. 3–39.

14 Andrew Zimmerman, *Anthropology and Antihumanism in Imperial Germany*, Chicago 2001, S. 61–85; Anja Laukötter, *Von der ‚Kultur‘ zur ‚Rasse‘ – vom Objekt zum Körper? Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts*, Bielefeld 2007, S. 57–138.

schlossen sie kurz mit der Vorstellung einer parallel verlaufenden kulturellen Höherentwicklung. Schnittpunkt für beides war die Entwicklung des menschlichen Gehirns. So betrachteten die Sarasins die evolutionäre „Vergrößerung des Gehirns“ als „einen der wesentlichen Unterschiede des Durchschnittseuropäers [zu] den Angehörigen niederer Varietäten, als deren Paradigma uns der Wedda dienen soll“.<sup>15</sup> Zu den konstatierten Unterschieden in den Hirnvolumina heißt es an anderer Stelle, es sei „wunderbar, wie mit diesem Plus von Gehirn die ganze europäische Cultur hat geschaffen werden können“.<sup>16</sup>

Im antidarwinistischen Kontext der deutschsprachigen Anthropologie kam der Sarasin'schen Wedda-Studie eine Pionierrolle zu. Nicht nur war ihr „Versuch[,] die in der Phylogenie des Menschen ruhenden Räthsel einer Lösung näher zu bringen“, so der Untertitel ihres Werkes, der erste ernsthafte explizit evolutionstheoretische Beitrag zur deutschsprachigen Rassenforschung. Auch empirisch (insbesondere durch die 84 im „Feld“ erworbenen Schädel) und in Bezug auf die angewendeten Messmethoden genügte die Studie in den Worten des führenden deutschen Anthropologen Rudolf Virchow „den strengsten Ansprüchen“ und galt als „Musterleistung“.<sup>17</sup> Ein anderer Rezensent lobte das Werk als „unübertreffliches Vorbild anthropologisch-ethnologischer Forschung“.<sup>18</sup> Nur erwähnt, aber nicht ausgeführt werden kann an dieser Stelle, dass es sich bei dieser Schädelstudie um eine hochgradige Konstruktion handelte. Schädel und Messmethoden wurden so ausgewählt und so lange neu gruppiert, bis sie die vorgängig feststehende Überzeugung der evolutionären Überlegenheit des „Europäers“ über alle anderen bestätigten.<sup>19</sup>

Festzuhalten ist in diesem Zusammenhang, dass die rassentheoretische Konstruktion des größeren europäischen Hirnvolumens untrennbar mit der patriarchalen bürgerlichen Geschlechterordnung verbunden war. Als aussagekräftige Vertreter

15 Sarasin/Sarasin, *Weddas*, S. 210.

16 Ebd., S. 214.

17 Rudolf Virchow, Rezension zur Sarasin-Studie, in: *Zeitschrift für Ethnologie* 25 (1893), S. 176.

18 Emil Schmidt, *Das Weddawerk von Dr. Paul und Dr. Fritz Sarasin*, in: *Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde* 63 (1893), S. 21–23.

19 Ausführlich dazu Bernhard C. Schär, *Tropenliebe. Schweizer Naturforscher und niederländischer Imperialismus in Südostasien um 1900*, Frankfurt/M. 2015, S. 223–240. Vgl. auch Christine Hanke, *Zwischen Auflösung und Fixierung. Zur Konstitution von ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ in der physischen Anthropologie um 1900*, Bielefeld 2007.

der europäischen oder anderer „Varietäten“ und „Rassen“ galten nur die männlichen Schädel. Weibliche Schädel seien kleiner, „kindlicher“ als männliche. Stets zeige sich, „dass der weibliche Schädel vom männlichen, wie ein Kern von einer Schale, umschlossen wird [...] es ist gewissermaßen [sic] dem weiblichen Schädel, welcher in seiner Rundung kindliche Verhältnisse aufbewahrt, eine Maske aufgesetzt, die ihn allseitig umschließt“<sup>20</sup>. Ontogenetisch ausgedrückt hieß das, dass Frauen in ihrer individuellen Entwicklung auf einer früheren Stufe des Erwachsenwerdens, in einem vergleichsweise kindlichen Stadium, stehen blieben und daher gegenüber den sich voll ausbildenden Männern ins Hintertreffen gerieten. Ein vehementer Vertreter dieser These war der in Genf lehrende Zoologe und Anatom Carl Vogt, bei dem Fritz Sarasin Ende der 1870er-Jahre sein Studium begonnen hatte.<sup>21</sup>

Zum Verdruss der Sarasins wurde ihre phylogenetische These, dass die „Weddas“ ein Überbleibsel aus einem früheren evolutionären Stadium der Naturgeschichte des Menschen darstellten, nicht von allen geteilt. Die Gegenthese der „degenerierten“ Singhalesen hielt sich hartnäckig in der Forschungsliteratur. Um diese „endgültig zu beseitigen“, machten sie sich ein paar Jahre später nach Ceylon auf mit dem erklärten Ziel, „die Existenz einer Urbewohnerschaft“ durch entsprechende archäologische Funde zu belegen: „Wenn es gelingen sollte, eine mit Sicherheit als vorsinghalesisch anzusprechende Steinzeit in Ceylon und speziell in den Höhlen des Wedda-Landes aufzudecken, so schien uns damit die vielumstrittene Frage nach der Autochthonie der Wedda in behandelndem Sinne gelöst zu sein.“<sup>22</sup>

Die Suche gestaltete sich erfolgreich. Im Südosten der Insel stießen die Sarasins in der Nigalahöhle auf „Steinzeit“-Artefakte. Wie schon auf ihren früheren Reisen transportierten sie die Fundgegenstände ab, um sie zurück in Europa genauer zu analysieren und zu sortieren.<sup>23</sup> Anhand von sogenannten „Leitartefakten“ versuchten die Sarasin zunächst, die „Steinindustrie der Urwedda“ zu charakterisieren, um daraufhin „den Versuch zu machen, sie irgendwie in die aus europäischen Funden bekannt gewordene Kulturenfolge einzugliedern“<sup>24</sup>, wofür ihnen

20 Sarasin/Sarasin, *Weddas*, S. 212.

21 Zu Vogt siehe Martin Amrein/Kärin Nickelsen, *The Gentleman and the Rogue. The Collaboration between Charles Darwin and Carl Vogt*, in: *Journal of the History of Biology* 41 (2008), S. 237–266.

22 Sarasin/Sarasin, *Steinzeit*, Vorwort.

23 Ebd.

24 Ebd., S. 42.

die von Gabriel de Mortillet entwickelte Klassifizierung des Paläolithikums in verschiedene Zeitalter als Grundlage diente. Allerdings sperrten sich nicht nur die Funde eindeutigen Zuordnungen (paläolithische und neolithische Schichten überlagerten sich). Wie die Sarasins herausstrichen, fehlten auch typische Steinzeit-Artefakte gänzlich, so insbesondere jegliche Keramik und das Steinbeil. Dass Letzteres den „Urwedda“ unbekannt gewesen sein muss, erhärtete sich in den Augen der Sarasins dadurch, dass die gegenwärtigen „Weddas“ die Funktion eines aus Europa mitgebrachten Steinbeils nicht erkannten.<sup>25</sup> Gleichwohl hielten es die Sarasins für „wissenschaftlich berechtigt, für alle exotischen Steinzeitkulturen eine Anknüpfung an die europäischen, speziell die französischen Forschungsergebnisse zu suchen, eventuell aber diese letzteren mit außereuropäischen Fundergebnissen zu bereinigen oder zu bereichern“<sup>26</sup>.

Als Resultat dieses vergleichenden Vorgehens entstand eine Stufenleiter der menschlichen (Höher-)Entwicklung. „Niedrige und höhere Varietäten“ des Homo sapiens ließen sich nicht nur in ihrer zeitlichen Abfolge, sondern auch in ihrer räumlichen Verbreitung verzeichnen. Der gegenwärtige Europäer (in seiner männlichen Form) als die in der evolutionären Entwicklung am weitesten vorangeschrittene menschliche Varietät bildete den selbstverständlichen Ausgangs- und Kalibrierungspunkt der Klassifikation. In der Erforschung der (Ur-)Weddas und anderer „Urvölker“ sahen die Sarasins die Chance, die Kenntnisse über die Entwicklung des (europäischen) Menschen zu prüfen und, wo nötig, zu korrigieren, um zu einem vollständigen Bild zu gelangen. Hierzu diente neben archäologischen Funden explizit auch die anthropologische Beobachtung zeitgenössischer Gesellschaften. Ohne diesen vergleichenden, auf die Evolution der Menschheit als Spezies abzielenden Anspruch hätte, so die Sarasins, die „Anthropologie des lebenden Menschen nicht mehr Wert als die Beschreibung der spontanen Varietäten irgend einer andern Tierspezies, nämlich einen sehr geringen“.<sup>27</sup> Die Gegenwart des außereuropäischen Raums ließ sich als Fenster in die eigene europäische Vergangenheit lesen.

25 Ebd., S. 42 ff.

26 Ebd., S. 48.

27 Ebd., S. 56.

Celebes: „Christlich humane europäische Cultur und Sitte“

In Celebes (heute: Sulawesi, Indonesien) landeten die Sarasins erstmals im Frühjahr 1893. Es handelte sich um eine der sogenannten „äußeren Inseln“ des niederländischen Kolonialreichs im indoaustralischen Archipel. Die Niederländer beherrschten nur zwei kleinere Regionen in der nordöstlichen Minahassa sowie rund um die Hafenstadt Makassar auf der südwestlichen Halbinsel direkt. Der Rest der Insel, die etwa vier Mal so groß wie die Schweiz oder die Niederlande ist, war in Europa praktisch unbekannt. Das war auch der Hauptgrund, weshalb die Sarasins dorthin reisten. Sie wollten das unbekannte Hochland der Insel geologisch, zoologisch, geografisch und anthropologisch erkunden.<sup>28</sup> Dieses wurde von muslimischen Rajas, Adeligen aus den Gemeinschaften der Bugis, beherrscht.<sup>29</sup> Die Beziehungen zwischen Bugis und niederländischen Kolonisten waren angespannt, da beide um die Herrschaft auf der Insel konkurrierten. Aus der Perspektive der Sarasins hieß das, wie Fritz im Februar 1894 nach Basel an seine Mutter schrieb:

„[Die] friedlich humane Cultur hört auf, sobald man die unabhängigen Staaten [der Bugis, Anm. d. A.] betritt. Hier ist die Religion der Machthaber die mohammedanische, und damit ist der Widerwille gegen alles Europäische gegeben. Große Teile dieser Länder sind auch heidnisch [...] geblieben, und im Ganzen haben wir gefunden, dass der Europäer in diesen Theilen lieber gesehen ist und die Leute zutraulich sind. Es wäre jedenfalls eine schöne Aufgabe, bevor der Mohammedanismus alles frisst, in diese Dörfer christliche und somit human europäische Cultur und Sitte einzuführen.“<sup>30</sup>

Das Zitat bringt die antiislamische Stoßrichtung der europäischen Zivilisierungsmission in Niederländisch-Ostindien zum Ausdruck. Der Hauptkonflikt bestand demnach auf Celebes zwischen dem „Mohammedanismus“, vertreten durch die Rajas, einerseits und dem „Europäischen“ respektive der „christlichen und somit human europäischen Cultur“ andererseits. Auf der europäischen, christlichen Seite des Konfliktes auf Celebes traten im Wesentlichen drei Akteursgruppen auf, die je unterschiedliche Ziele verfolgten, hierfür jedoch aufs

28 Zum Ganzen Schär, *Tropenliebe*, 2015, S. 126–194.

29 Christian Pelras, *The Bugis*, Oxford 1996.

30 Fritz an seine Mutter, in: *Reisebriefe*, Kema 21. 2. 1894, Staatsarchiv Basel-Stadt, PA 212a, T2, XLI.

Engste miteinander kooperierten: die beiden Schweizer Naturforscher Paul und Fritz Sarasin, die beiden niederländischen Missionare Nicolaas Adriani und Albert Kruijt, die ebenfalls in den 1890er-Jahren nach Celebes gekommen waren, sowie die lokalen niederländischen Kolonialbeamten auf Celebes. Im Zentrum des Konfliktes zwischen Bugis und Europäern stand eine dritte, „heidnische“ Gruppe, die Fritz Sarasin im oben angeführten Zitat anspricht. Es handelte sich um Bevölkerungsgruppen im gebirgigen Hochland der Insel, die in der Sprache der Bugis als „Torajas“ (Leute aus den Bergen) bezeichnet wurden. Die Europäer übernahmen diese Fremdbezeichnung der Bugis.<sup>31</sup> Während die Sarasins sich in naturwissenschaftlicher Hinsicht primär für die natürliche Umwelt der „Torajas“ sowie in rassentheoretischer Hinsicht auch für ihre Körper und materielle Kultur interessierten,<sup>32</sup> waren die Missionare primär an der Sprache und der Kultur dieser Gruppen interessiert.<sup>33</sup> Ihre linguistischen und ethnografischen Studien sollten den Boden für die erfolgreiche Bekehrung der „Heiden“ zum Christentum bereiten.<sup>34</sup>

Das Problem der Wissenschaftler und Missionare war, dass sie wegen des „Widerwillens“ der islamischen Bugi-Herrscher „gegen alles Europäische“ nur schwer Zugang zu den Landschaften, Körpern und Seelen der „heidnischen Torajas“ im Hochland erhielten. Die Sarasins lancierten während ihres Aufenthaltes auf Celebes insgesamt sieben größere Hochlandexpeditionen. Diese stießen, wie Paul Sarasin 1898 vor der Geografischen Gesellschaft in Bern erörterte, „allesamt auf den zähen Widerstand, welchen die Eingeborenen von Celebes dem Eindringen von Europäern in ihr Land entgegenstellen. Diesen Widerstand der Bevölkerung zu durchbrechen, bildete die hauptsächliche und schwierigste

31 „Toradja“, in: *Encyclopaedie van Nederlandsch Indie*, vierde deel, Soemb-Z, 's Gravenhage 1921, S. 414–418.

32 Paul Sarasin/Fritz Sarasin, *Materialien zur Naturgeschichte der Insel Celebes*, 5 Bde., Wiesbaden 1898–1906.

33 Nicolaas Adriani/Albert Kruijt, *De Bareë sprekende Toradjas van Midden-Celebes*, 4 Bde., Batavia 1912–1914; Albert Kruijt, *Het Animisme in den indischen Archipel*, 's Gravenhage 1906.

34 Gerrit Noort, *De Weg van magie tot geloof. Leven en werk van Albert C. Kruyt (1869–1949), zendeling-leraar in Midden-Celebes, Indonesie*, Zoetermeer 2006; Joost Coté, *Colonising Central Sulawesi. The ‚ethical Policy‘ and Imperialist Expansion 1890–1910*, in: *Itinerario* 20 (1996) 3, S. 87–107; Albert Schrauwers, *Colonial ‚Reformation‘ in the Highlands of Central Sulawesi, Indonesia. 1892–1995*, Toronto 2000.

Arbeit auf unsern Reisen.<sup>35</sup> In dieser Konstellation begannen die Sarasins und die Missionare, die in einem engen Briefaustausch standen, ein zunehmend kolonialrassistisches Bild der Gesellschaft der Bugis zu zeichnen. In ihren Publikationen sprachen die Missionare von „Opium-schiebenden Potentätchen“<sup>36</sup>; von einer „völlig degenerierten Regierung und einer dem Opium und dem Glückspiel verfallenen Bevölkerung, die ganz auf Kosten der umliegenden Toradjas lebt“<sup>37</sup>. Die Sarasins sahen dies ähnlich. In ihrem Reisebericht zu Celebes heißt es etwa:

„Die herrschende Kaste ... bilden mohammedanische Bugi oder Buginesen, eine im allgemeinen wenig arbeitslustige Gesellschaft, vielfach dem Opium und dem Spiel ergeben. In den Mitteln, ihren Lebensunterhalt mit möglichst wenig Arbeit zu gewinnen, sind sie keineswegs wählerisch. Die Kosten bezahlt der heidnische Binnenländer. Überfall eines Dorfes wegen angeblicher Beleidigung oder Ungehorsams liefert Sklaven oder andere Kontributionen genug, um wieder eine Zeit lang ohne Sorgen zu leben.“<sup>38</sup>

Mit ihrer öffentlichen Kritik an den Bugis auf Celebes wurden die Sarasins und die Missionare Teil eines tief greifenden kolonialpolitischen Umschwungs in der niederländischen Öffentlichkeit. Hatten die Niederlande bis in die 1870er-Jahre eine Politik der „Enthaltung“ (*onthouding*) verfolgt und sich militärisch und politisch primär auf ihre zwei „Hauptinseln“ Java und Sumatra konzentriert, begannen sie im ausgehenden 19. Jahrhundert zu einer Politik der „Abrundung“ (*afronding*) überzugehen.<sup>39</sup> Damit war die Eroberung aller sogenannten „äußeren Inseln“ gemeint, die in der kolonialen Imagination der Niederlande schon

35 Paul Sarasin, Ueber unsere Reisen im Innern von Celebes. Vortrag gehalten in der Festsetzung zur Feier des 25jährigen Bestehens der Berner Geographischen Gesellschaft am 14. Mai 1898, Separatdruck aus dem XVII. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern, Bern 1898, S. 14.

36 Adriani an die Sarasins, in: Reisebriefe, Poso 7. 9. 1896, StABS, PA212a, T2, XVII, 3.

37 Nicolaas Adriani, Mededeelingen omtrent de Toradja's van Midden-Celebes, in: ders., Verzamelde Geschriftenn1, Haarlem 1931 [1900], S. 36 („[...] en zeer zwak rijk met een geheel gedegeneerd bestuur en eene aan opium en spel verslaafde bevolking, die geheel op kosten der omliggenden Toradja's leeft“).

38 Paul Sarasin/Fritz Sarasin, Reisen in Celebes 1, Wiesbaden 1905, S. 197 f.

39 Maarten Kuitenbrouwer, The Netherlands and the rise of modern Imperialism. Colonies and Foreign Policy, 1870–1902, New York 1991.

seit dem 17. Jahrhundert als Teil des eigenen Kolonialreichs betrachtet wurden, die jedoch bis dahin nur sehr lose an den niederländischen Kolonialstaat angebunden waren.<sup>40</sup> Dieser politische Umschwung war seinerseits eingebettet in einen kulturellen Wandel, der zeitgenössisch als „ethische Politik“ bezeichnet wurde.<sup>41</sup> Es handelte sich um eine spezifisch niederländische Variante der Zivilisierungsmission. Als neutrale europäische Kleinmacht mit dem zweitgrößten Kolonialreich hinter Großbritannien legten sich die Niederlande im ausgehenden 19. Jahrhundert ein idealistisches Selbstbild zurecht: das Bild einer Nation, die ihr Kolonialreich im Unterschied zu den europäischen Großmächten nicht aggressiv vergrößere, sondern sanft und im Interesse universeller Ziele sowie im Interesse der „Inländer“ modernisiere. Zur so verstandenen „ethischen“ Politik zählte auch die Unterstützung ausländischer Wissenschaftler wie etwa der Sarasins sowie die Unterstützung der Missionare.<sup>42</sup>

Während nun die Wissenschaftler und Missionare in der Öffentlichkeit das Bild einer barbarischen und unzivilisierten Herrschaft von opiumsüchtigen Bugis über versklavte „Torajas“ zeichneten, traten die lokalen Beamten innerhalb des Verwaltungsapparates für ein „kräftigeres Auftreten“ ein. Dies führte 1905 zum Erfolg, als die Niederlande beschlossen, alle bis dahin noch autonomen Bugi-Herrscher militärisch zu unterwerfen und somit die gesamte Insel unter direkte niederländische Herrschaft zu bringen. Die Machtübernahme der Niederlande bildete zugleich das Ende der „wilden ursprünglichen Kultur“, wie Fritz Sarasin Jahre später den Untergang der autonomen Gesellschaften auf Celebes kommentierte.<sup>43</sup> Die Christianisierung wurde in Teilen des Hochlands erfolgreich vorangetrieben,

40 Elsbeth Locher-Scholten, Dutch Expansion in the Indonesian Archipelago Around 1900 and the Imperialism Debate, in: *Journal of Southeast Asian Studies* 1 (1994), S. 91–111.

41 Elsbeth Locher-Scholten, *Ethiek in fragmenten. Vijf studies over koloniaal denken en doen van Nederlanders in den Indonesisch Archipel 1877–1942*, Utrecht 1981; Marieke Bloembergen/Remco Raben (Hg.), *Het koloniale beschavingsoffensief. Wegen naar het nieuwe Indië. 1890–1950*, Leiden 2009.

42 Speziell zur „ethischen“ Wissenschaftspolitik Wim Van der Schoor, *Ziuvete en toegepaste wetenschap in de tropen. Biologisch onderzoek aan particuliere proefstations in Nederlands-Indië 1870–1940*, Apeldoorn 2012; Robert-Jan Wille, *A national race for universal and complete knowledge. Scientific expeditions, dutch liberals and imagined communities. 1848–1900*, Utrecht 2007 (unpublizierte Masterarbeit).

43 Fritz Sarasin, *Aus den Tropen. Reiseerinnerungen aus Ceylon, Celebes und Neu-Caledonien*, Basel 1931, S. 122.

die lokale Bevölkerung in die niederländische imperiale Plantagenökonomie eingebunden. Die Forschungsreisen der Sarasins wurden von niederländischer Seite ausdrücklich als Teil ihrer Zivilisierungsmission gelobt. 1903 verlieh die niederländische Königin den Sarasins einen Orden. „Solche Männer sind der Regierung stets willkommen“, sagte der Kolonialminister in seiner Rede, „weil sie die Speerspitzen der Zivilisation sind und die Arbeit der Regierung stark erleichtern.“<sup>44</sup> Auch die Sarasins sahen ihre Forschungsreise als Beitrag zur Zivilisierung und Europäisierung von Celebes. Sie gaben sich überzeugt, dass „die Eingeborenen [...] die modernen europäischen Anschauungen über die Sklaverei“ nur unter direkter niederländischer Führung übernehmen würden. Ihre Forschungsreisen hätten hierfür die Voraussetzungen geschaffen. In ihren Worten:

„Es kann dies nur durch eine vollständige Unterwerfung des Landes erreicht werden, dessen Inneres, dessen verborgene Zustände überhaupt zu erforschen waren. Jetzt, nachdem darüber Aufklärung gewonnen ist, wird dies eher tunlich sein.“<sup>45</sup>

Die „Zivilisierung“, glaubten die Sarasins, würde die Insel in eine rosige Zukunft führen. „Celebes wird einmal eine tropische Schweiz“, prophezeite Fritz in einem Brief an seine Mutter.<sup>46</sup> Diese Deutung korrespondierte mit Schwärmereien über die „überaus herrliche“ Natur der Insel. Die Berglandschaften nördlich von Makassar erinnerten sie an den Jura, und die Südwesthalbinsel verglichen sie mit dem Mittelland: „hohe Felsberge, grüne Weiden, [...] Wald und herrliches Klima. Es ist die eigentliche Celebes Schweiz, da auch größere Seen nicht fehlen.“<sup>47</sup>

Alpen: Die Wiederherstellung „helvetischer Urnatur“

Mit diesen Eindrücken kehrten die Sarasins nach Europa zurück, und sie veränderten ihren Blick auf die europäische Gesellschaft und Natur, so wie es

44 Veslag van den 114de Algemeene Vergadering op Zaterdag 7 November 1903, in: Tijdschrift van het Koninklijk Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap (1904), S. 449 f. „Zulke mannen, zeide de Minister, zijn der Regeering steeds welkom, omdat zij baanbrekers der beschaving zijn en het werk der Regeering zeer vermakelijken.“

45 Paul Sarasin/Fritz Sarasin, *Reisen in Celebes 2*, Wiesbaden 1905, S. 194.

46 Fritz Sarasin an seine Mutter, in: *Reisebriefe, Makassar 7. 11. 1902*, StABS, PA 212a, T2, XLI, 80.

47 Fritz Sarasin an seine Mutter, in: *Reisebriefe, Makassar 27. 8. 1985*, StABS, PA 212a, T2, XLI, 60.

Europäern vor ihnen widerfahren war und auch nach ihnen widerfuhr.<sup>48</sup> Auf Celebes imaginierten die Sarasins eine tropische Schweiz, bevölkert von zivilisierten, christianisierten Eingeborenen. In der Schweiz begaben sie sich hingegen auf die Suche nach den Spuren urtümlicher Natur. Und diese Suche führte sie naheliegenderweise in die peripheren Gebiete der Alpen.

So engagierten sich die Sarasins nach ihrer zweiten Celebesreise in der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft (SNG). 1906 gehörten beide zu den Gründungsmitgliedern der Kommission für die Erhaltung von Naturdenkmälern und prähistorischen Stätten, für die sich bald die abgekürzte Bezeichnung Naturschutzkommission einbürgerte und die den Beginn einer institutionalisierten Naturschutzbewegung in der Schweiz markiert. Als Kommissionspräsident schwang sich Paul Sarasin zum energischen Vorkämpfer für Naturschutzanliegen auf, während Fritz als Kommissionsmitglied und zugleich als Präsident der SNG von 1904–1910 sein Wirken im Hintergrund stützte.<sup>49</sup> Unter Paul Sarasins straffer Führung wurde die Naturschutzkommission unverzüglich tätig, gründete kantonale Subkommissionen und lancierte mehrere Naturschutzinitiativen, von denen der Schaffung von Nationalparks die größte Aufmerksamkeit zuteilwerden sollte. Paul Sarasin machte von Beginn an deutlich, dass seine Ambitionen nicht an der schweizerischen Grenze endeten. So wies er Ende 1906 seine zukünftigen Mitstreiter in den Kantonen an, „eine Organisation zustande zu bringen, die wie das geographische Längen- und Breitennetz ohne Hiatus an die der Nachbarstaaten angeschlossen werden könnte“<sup>50</sup>.

Die Ideen für einen schweizerischen Nationalpark konkretisierten sich in den Jahren 1907 und 1908, just zu jener Zeit also, in der sich die Sarasins mit

48 Klassisch: Richard Grove, *Green imperialism. Colonial expansion, tropical island Edens and the origins of environmentalism. 1600–1860*, Cambridge 1995. Viele Parallelen weist 50 Jahre später das Engagement von Bernhard Grzimek auf. Bernhard Gissibl, *A Bavarian Serengeti. Space, Race and Time in the Entangled History of Nature Conservation in East Africa and Germany*, in: Bernhard Gissibl et al. (Hg.), *Civilizing Nature. National Parks in Global Historical Perspective*, New York 2012, S. 102–119.

49 Zum Folgenden Patrick Kupper, *Wildnis Schaffen. Eine transnationale Geschichte des Schweizerischen Nationalparks*, Bern 2012. Speziell zur SNG Patrick Kupper/Bernhard C. Schär (Hg.), *Die Naturforschenden. Auf der Suche nach Wissen über die Schweiz und die Welt, 1800–2015*, Baden 2015.

50 Schreiben Sarasin an NK-Präsidenten, in: Schweizerische Naturschutzkommission, 31. 12. 1906, Jahresbericht 1906/07, S. 95 f.

der „Steinzeit auf Ceylon“ auseinandersetzen. In Nationalparks sollten Räume aus der Produktionssphäre ausgeschieden werden in der Erwartung, dass unter diesen Bedingungen die dortige Natur ihren ursprünglichen Zustand von alleine wiederherstellen würde. Den Wissenschaften war es aufgetragen, durch genaueste Beobachtung der Pflanzen- und Tierwelt „die Wege aufzudecken [...], auf denen sie ihr Gleichgewicht sucht und findet“<sup>51</sup>. Der Gemeinde Zernez gegenüber, auf deren Territorium der Park seinen Ausgang nehmen sollte, bezeichnete die Naturschutzkommission in einem von Paul Sarasin Ende 1908 verfassten Brief ihr Vorhaben als das „großartige Experiment“, in dem „alpine Urnatur wieder hergestellt und, gleichsam als ein großes Reservoir ungestörten Naturlebens, der Zukunft zum Geschenk überreicht“ werde.<sup>52</sup> Einige Jahre später, in der durch Spannungen zwischen den Landesteilen politisch aufgeladenen Atmosphäre des Ersten Weltkriegs, sah sein Mitstreiter Carl Schröter im inzwischen errichteten Nationalpark „Alt-Helvetien wieder erstehen“<sup>53</sup>.

Die Verwendung der Wörter „wieder herstellen“ beziehungsweise „wieder erstehen“ geschah sehr bewusst. Paul Sarasin und seinen Mitstreitern war nicht verborgen geblieben, dass es in der Schweiz keine Urnatur im Sinne von vom Menschen unberührten Landschaften mehr gab. Sie mussten sich daher mit einer Annäherung zufriedengeben, mit verhältnismäßig wenig kultivierten Landstrecken, deren „Verwilderung“ sie in der Folge beobachten und dokumentieren zu können hofften. Basis hierfür bildete der Rückzug des Menschen aus Gebieten, deren „gesamte Tier- und Pflanzenwelt ganz ihrer freien natürlichen Entwicklung überlassen“ werden müsse, wie es im Bundesbeschluss zum Nationalpark im Unterengadin von 1914 hieß.<sup>54</sup> Die zeitgenössischen Helvetier hatten in „Alt-Helvetien“ keinen Platz, es sei denn, sie

51 Reglement für den Schweizerischen Nationalpark im Unterengadin, 16. 3. 1916, Archiv Schweizerischer Nationalpark, 106.100, ENPK, § 11.

52 Schreiben Reservationenkomitee SNK an Gemeinderat Zernez, in: SNK, 15. 12. 1908, Jahresbericht 1908/09, S. 52–57, hier S. 54 f.

53 Zit. nach Christian Tarnuzzer, Die offizielle Exkursion der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in den Nationalpark am 9. August 1916, in: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 98 (2016) 1, S. 217–234, hier S. 223. Dies geschah anlässlich einer Rede auf der Jahresexkursion der SNG in den Nationalpark. In diese Richtung auch Carl Schröter, Der Schweizerische Nationalpark Im Unterengadin, in: Die Naturwissenschaften 52 (1918) 6, S. 761–765, hier S. 765.

54 Bundesbeschluss betreffend die Errichtung eines schweizerischen Nationalparkes im Unter-Engadin, 3. 4. 1914, Art. 1.

waren (mit einer Bewilligung ausgestattete) Wissenschaftler oder (in ihrer Bewegungsfreiheit stark eingeschränkte) naturliebende Besucher. Aber auch die „alten“ Helvetier waren im Nationalpark nicht gefragt, vielmehr sollte jene Natur wieder aufleben, die vor der Ankunft der ersten Menschen bestanden hatte. Der „totale Schutz“ wurde proklamiert und lokale Nutzungen wie Holzgewinnung, Viehweide oder Jagd entsprechend unterbunden, was in Dienstbarkeitsverträgen mit den Gemeinden als den Eigentümerinnen und Nutzungsberechtigten der in Parkgebiet umgewidmeten Ländereien festgehalten wurde. Diese Verträge wurden in kommunalen Abstimmungen gutgeheißen, wobei die angebotene monetäre Entschädigung den Ausschlag für ihre Befürwortung durch die stimmberechtigten Bürger gab. Über die Einhaltung der Bestimmungen wachten fortan von der Parkbehörde eingestellte Parkwächter. Die Beziehungen der kommunalen Behörden zum Park und dessen Organen blieben über Jahrzehnte hinweg spannungs- und konfliktgeladen. Die lokale Bevölkerung wiederum duldeten den Park mehr, als dass sie ihn guthieß.

Wie eng verzahnt die Sarasins ihre Tätigkeiten inner- und außerhalb der geographischen Grenzen Europas sahen, zeigt sich darin, dass es ihnen auf allen Schauplätzen um die bewahrende Dokumentierung des Ursprünglichen ging, der Urvölker und der Urnatur. Im außereuropäischen Raum bedurfte es dafür die von ihnen auf Ceylon, Celebes und später auch in Neukaledonien praktizierte Verbindung von Naturgeschichte, Archäologie und Anthropologie in ihrer physischen wie kulturellen Ausrichtung. Im europäischen Raum trat an die Stelle der kulturellen Anthropologie die Volkskunde. Für die Schweiz lange Zeit wegweisend waren die Arbeiten des Basler Arztes Leopold Rütimeyer. Dieser war der Sohn des bedeutenden Basler Zoologen Ludwig Rütimeyer, dem die Sarasins als ihrem wissenschaftlichen Mentor tief verbunden waren. Mit Leopold waren die Sarasins seit Studienzeiten eng befreundet, und der Arzt, der sich zunehmend mit Anthropologie beschäftigte, begleitete sie auf mehrere Reisen, so auch 1902 nach Ceylon.<sup>55</sup> Nach 1900 konzentrierte sich Rütimeyers Interesse auf den Alpenraum, wo er die Ursprünge der schweizerischen Kultur zu ergründen suchte. Sein 1924 erschienenes Hauptwerk trug den bezeichnenden Titel *Ur-Ethnographie der Schweiz* und erhob den Anspruch, die materielle Kultur der schweizerischen Bergbevölkerung systematisch

---

55 Leopold Rütimeyer, *Die Nilgalaweddas in Ceylon*, in: *Globus* 83 (1903), S. 201–207, 220–223, 261–267. Zu Rütimeyer und den Sarasins vgl. Serge Reubi, *Gentlemen, prolétaires et primitifs. Institutionnalisation, pratiques de collection et choix muséographiques dans l'ethnographie suisse. 1880–1950*, Bern 2011.

zu erfassen. „Es galt auch hier, wie bei Anlegung ethnographischer Sammlungen bei primitiven Völkern, zu sammeln und zu erhalten“, schrieb Rütimeyer im Vorwort des Buches, das er Fritz und Paul Sarasin widmete. Im Unterschied zu den Ethnografen beschäftigte er sich aber mit „Überlebseln [sic] längst vergangener primitiver Kulturzustände unseres Landes“<sup>56</sup>.

Die Verzahnung der geografischen Räume zu einem globalen Projekt unter europäisch-zivilisatorischer Führung äußerte sich ganz konkret im Projekt des Weltnaturschutzes, das Paul Sarasin 1910 lancierte und das 1913 mit einer internationalen Naturschutzkonferenz in Bern und der dortigen Einsetzung einer konsultativen Kommission für internationalen Naturschutz unter Sarasins Präsidium seinen Höhepunkt erreichte, bevor der Erste Weltkrieg weiterführende Bestrebungen im Keim erstickte.<sup>57</sup> Bei der Lancierung seiner Initiative 1910 am Internationalen Zoologischen Kongress in Graz berief sich Paul Sarasin auf seine auf vielen Reisen gewonnene Überzeugung, „dass der Schutz der mit schwerer Schädigung, ja mit Untergang bedrohten lebendigen Natur“ ins Pflichtenheft jedes Forschers gehöre. Was die zu ergreifenden Maßnahmen betraf und den Weg, diese zu realisieren, verwies Sarasin auf seine Arbeit in der Schweiz. Insbesondere der Schweizerische Nationalpark im Unterengadin diene Paul Sarasin als nachahmenswertes Beispiel. „Es geschieht nicht aus nationaler Eitelkeit, sondern um eine Tatsache festzustellen, wenn ich sage, dass es auf der ganzen Erde erst eine einzige totale und im totalen Sinn streng überwachte Reservation von größerem Umfange gibt, und diese ist der schweizerische Nationalpark im Unterengadin; dieser soll und kann allen andern zum Vorbilde dienen“, ließ Sarasin die Delegierten an der Naturschutzkonferenz in Bern und kurz darauf die Leser seiner als Separatdruck erschienenen Eröffnungsrede wissen.<sup>58</sup>

In der globalisierten Version des Totalschutzes wird klar, dass Paul Sarasin die für das Nationalparkkonzept so fundamentale Trennung zwischen innen

56 Leopold Rütimeyer, *Ur-Ethnographie der Schweiz*, Basel 1924, S. X.

57 Siehe Kupper, *Wildnis*, S. 81–91.

58 Paul Sarasin, *Über die Aufgaben des Weltnaturschutzes*. Denkschrift gelesen an der Delegiertenversammlung zur Weltnaturschutzkommission in Bern am 18. November 1913, Basel 1914, S. 40. Die Rede selbst, die Paul Sarasin in der Konferenzsprache Französisch hielt, findet sich in den ebenfalls publizierten Konferenzakten: *Conférence Internationale pour la Protection de la Nature Berne*, ed. *Recueil Des Procès-Verbaux*, Bern 1914.

und außen nicht etwa zwischen Mensch und Natur vornimmt, sondern zwischen Zivilisation und Natur, eine Haltung, die er zweifelsfrei in der Verarbeitung seiner kolonialen Erfahrungen gebildet hatte. So kürte er in seiner Rede von 1910 „die Erhaltung der letzten Reste jener hochinteressanten Varietäten der Spezies Homo, welche wir als ‚Naturvölker‘ bezeichnen“, zur vielleicht höchsten Aufgabe des Weltnaturschutzes. „Wie der Mensch die Krone der lebendigen Naturgeschöpfe ist, so wird diese Tat die Bekrönung des Werkes des Weltnaturschutzes sein, nämlich die Erhaltung der anthropologischen Naturdenkmäler.“<sup>59</sup> Total geschützte Reservate schienen ihm auch hier die passende Lösung, Reservate, „welche kein Europäer ohne Erlaubnis der Regierung betreten darf, wahre anthropologische Sanktuarien, deren Grenzen auch der Eingeborene, für welchen sie geschaffen sind, nicht soll überschreiten dürfen“<sup>60</sup>.

Die „Naturvölker“ schlug Sarasin der gefährdeten (Ur-)Natur zu. Sie galt es folglich ebenso wie jene „in möglichst unberührter Reinheit der Wissenschaft, uns selbst und der Nachwelt zu sichern“, als „Reste, welche wie durch ein Wunder unserem Planeten erhalten geblieben sind“.<sup>61</sup> Schließlich könnten, dozierte Paul Sarasin 1913 in unverkennbarer Analogie zu seinen oben zitierten Ausführungen zur Steinzeit in Ceylon, „wir uns doch glücklich schätzen, dass ein günstiges Schicksal bis auf unsere Tage Menschenstämme erhalten hat, die nach Lebensweise und nach Denken und Empfinden, nach dem, was wir Ergologie oder Tatenlehre genannt haben, einen Durchgangszustand unserer eigenen Kultur darstellen, sodass, indem wir auf ihr Leben und Treiben hinblicken, wir wie von einem Turme herab unsere eigene Vergangenheit mit leiblichem Auge schauen“<sup>62</sup>. Sarasins Appell, Reservate für „Naturvölker“ zu schaffen, blieb allerdings unbefolgt. Eine Mehrheit der Konferenzteilnehmer sprach sich 1913 gegen die Aufnahme des „anthropologischen Naturschutzes“ in den Aufgabenkatalog

59 Sarasin, Weltnaturschutz, S. 23.

60 Ebd., S. 22 f.

61 Sarasin, Weltnaturschutz, S. 55. In seinem Aufsatz „Über die niedrigsten Menschenformen des südöstlichen Asiens“ bezeichnete Fritz Sarasin diese als „eigentliche Völkertrümmer, [...] gewissermaßen lebende Fossilien“. Fritz Sarasin, Über die niedrigsten Menschenformen des südöstlichen Asiens, in: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 90 (1907) 1, S. 245.

62 Sarasin, Weltnaturschutz, S. 54 f.

der internationalen Naturschutzkommission aus – ob aus kategorischen Gründen oder aus dem politischen Grund, um die Befugnisse der neuen Kommission einzuschränken, muss dahingestellt bleiben.<sup>63</sup>

Mit oder ohne „Naturvölker“, der Naturschutz war eine Erfindung von Europäern für Europäer, geboren aus einer Identitätskrise angesichts einer maßgeblich von Europäern vorangetriebenen Globalisierung. Die Krise betraf den Zivilisationsbegriff und damit den Kern europäischer Überlegenheitsvorstellungen. Schließlich war es seine Zivilisation, die den Europäer über den Rest der Welt erhob. Desavouierte sich diese Zivilisation, indem sie die Natur zerstörte, war auch die Stellung des Europäers in der Welt erschüttert. Glücklicherweise barg die zivilisatorische Krise die Chance einer globalen Erneuerung: Die Rettung Europas und der Welt würde aus der angeschlagenen europäischen Zivilisation selbst kommen, in Figuren wie Paul Sarasin und einem durch die zivilisierten Nationen orchestrierten Weltnaturschutz.

#### Fazit

Was lernen wir aus dem Fall der Sarasins für die europäische Geschichte? Der Fall zeigt zunächst, dass sich „Europa“ nicht räumlich definieren lässt. Sowohl im britischen Ceylon, im niederländischen Celebes als auch in den rätischen Alpen (er-)fanden und schufen die Sarasins europäische Ursprünge, sei es im Schädelvolumen und den steinzeitlichen Werkzeugen der „Weddas“, sei es durch die gewalttätige Einführung „christlich humaner Cultur“ im Hochland von Celebes oder die Wiederbelebung (einer in Südostasien entwickelten Idee) „Alt-Helvetiens“ in der Südostschweiz. Aus Sicht der Sarasins handelte sich um moderne Gegenwelten: Gegenwelten, weil sie als Verkörperung des Ursprünglichen imaginiert wurden; modern, weil die Sarasins selbst und in Interaktion mit den (kolonial-)politischen Kräften ihrer Zeit sowie gegen lokale Widerstände zur Veränderung dieser Räume beitrugen. Der Fall der Sarasins zeigt damit auch, dass diese Räume keine isolierten Einheiten bildeten, sondern auf vielfältige Weise vernetzt waren. Akteure wie die Sarasins erneuerten und verstärkten diese Vernetzungen nicht nur durch ihr Handeln, sondern auch auf einer imaginativen Ebene, indem sie etwa die südostasiatische Gegenwart mit europäischen Vergangenheiten

---

63 Siehe *Conférence, Recueil*.

verknüpften respektive diese Vergangenheit in den südostschweizerischen Alpen wiederzubeleben versuchten.

Freilich dürfen trotz aller Verflechtungen und Verbindungen zwischen der innereuropäischen Peripherie der Südostschweiz und den kolonialen Peripherien Süd- und Südostasiens die Unterschiede nicht aus den Augen verloren werden. Die lokale Bevölkerung Graubündens hatte stets rechtstaatliche Mittel, um sich gegen die Zumutungen urbaner Naturschützer und Wissenschaftler zu wehren. Die lokale Bevölkerung von Zentralcelebes hingegen wurde Opfer von Gräueltaten der niederländischen Kolonialarmee, die auf den Pfaden der Schweizer Naturforscher ins Hochland vordrang, um es zu erobern.<sup>64</sup> Während moderne Gegenwelten in den europäischen und kolonialen Peripherien zwar vergleichbare Funktionen für europäische Eliten erfüllten, waren sie für die darin lebenden lokalen Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen historischen Erfahrungen bürgerlich-demokratischer Herrschaft und kolonialer Gewaltausübung verbunden.

Wenn die Geschichte Europas also keine Geschichte eines geografischen Raumes ist, was ist sie dann? Uns scheint, „Europa“ handelt primär von der Geschichte einer Idee und einer damit zusammenhängenden Praxis, die Akteure wie die Sarasins im Zuge des Imperialismus zunehmend auf der ganzen Welt verfolgten. Freilich wäre es verwegen, die Sarasins als typische Repräsentanten einer solchen Geschichte zu sehen. Die Sarasins repräsentieren lediglich eine Variante. Als protestantisch-konservative Patrizier standen sie für eine äußerst ambivalente und pessimistische Sicht auf „die europäische Maschinenkultur“ des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, wie es etwa Fritz Sarasin 1917 formulierte. Diese breite sich „wie ein Tod bringendes Netz über den Erdball und erstickt in seinen unentrinnbaren Maschen alles ursprüngliche Völkerleben. [...] Vielfach verschwinden sogar bei der Berührung mit den Weißen nicht nur die primitiven Kulturen, sondern auch ihre Träger selbst vom Schauplatz des Lebens.“<sup>65</sup> Als protestantisch-konservative Schweizer Patriziersöhne gehörten die Sarasins zu einer kleinen Minderheit innerhalb der europäischen Herrschaftseliten ihrer Zeit. Mit der Technologisierung, dem Weltkrieg, der Zerstörung von Natur und „Naturvölkern“ bewegte sich der Europäisierungsprozess für die Sarasins in eine

64 Schär, *Tropenliebe*, 2015, S. 178–182.

65 Fritz Sarasin, *Ansprache beim offiziellen Festakt in der Martinskirche*, in: *Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel*, Basel 1917, S. 203.

falsche Richtung. Nichtsdestotrotz gehörten die Sarasins zu jenen „Weißen“, die mit ihren Reisen in die europäischen Kolonien das „Tod bringende Netz“ mit sich brachten. Darin zeigen sich die tiefen Ambivalenzen der europäischen Moderne. Wir sehen daher die Kernaufgabe einer mikrohistorischen Analyse der Globalgeschichte Europas darin, die Pluralität historischer Europäisierungsprozesse mit ihren bis heute anhaltenden Widersprüchen zu rekonstruieren.

Siegfried Weichlein

## Zählen und Ordnen

Der Blick der Statistik auf die Ränder der Nationen im späten 19. Jahrhundert

Viele Antworten werden durch die Art und Weise vorherbestimmt, wie gefragt wird. Dieser Zusammenhang, der in der öffentlichen Kommunikation heute eine tragende Rolle spielt, galt im späten 19. Jahrhundert auch für Fragen wie „Was ist eine Nation?“ oder „Wer gehört zur Nation und wer gehört nicht zu ihr?“. Ob die Nation Ränder, Mischlagen und Unschärfen kannte, hing auch davon ab, wie gezählt und geordnet wurde. Zählen, Ordnen und Beschreiben waren Aufgaben der nationalen Statistik, die mit dem Anspruch auf Objektivität ihren Gegenstand darzustellen vorgab, tatsächlich aber zumeist überhaupt erst erzeugte. Damit aber war eine Art Zirkelschluss hergestellt, der die Antwort bereits in der Frage und im Fragenden fand. „Die Nation, wenn sie entsteht, bestimmt selbst die Merkmale, die sie bestimmen“, meinte dazu einst treffend der deutsche Verfassungsrechtler Ernst-Wolfgang Böckenförde.<sup>1</sup>

Zählen strukturiert und ordnet. Indem das Zählen ordnet weist es Rollen zu. Zu diesen Rollen gezählter Einheiten im Raum gehörten das Zentrum und die Peripherie. Die Rollenzuteilungen erfolgten nach dem Skript der Modernisierungstheorie. Das Zählen war eine Art Sehen, das seinen Gegenstand suchend konstituierte. Der statistische „Tatsachenblick“ wurde übersetzt in Bilder, seien es Karten oder Grafiken, mit quasiobjektiver Geltung. Als Argument in der öffentlichen Debatte zählte der Hinweis „Wie ein Blick auf die Karte lehrt, [...]“. Wer zählte und entsprechend hinsah, wusste aber bereits, was er suchte. Dieser Zusammenhang von Bildgebung und Blickbildung, von bildgebenden Verfahren und blickinformierenden Strukturen steht im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen.<sup>2</sup> Gegen-

---

1 Ernst-Wolfgang Böckenförde, Die Nation – Identität in Differenz, in: Krzysztof Michalski (Hg.), Identität im Wandel, Stuttgart 1995, S. 129–154, hier S. 133–135, unter Hinweis auf: Ivan Katarski, On the Nature and Origin of the Nation, unveröffentlichtes Manuskript.

2 Jakob Tanner, Der Tatsachenblick auf die ‚reale Wirklichkeit‘. Zur Entwicklung der Sozial- und Konsumstatistik in der Schweiz, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 45 (1995), S. 94–108.

stand ist die nationale und die internationale Statistik im späten 19. Jahrhundert. Sie waren Objektivitätsfabriken des Nationalen, die sich die Fragen stellten: „Was ist eine Nation?“ und „Was ist Nationalität?“.

Die Modernisierungstheorie wies den gezählten historischen Gegenständen wie den Religions- und Sprachgruppen bestimmte Rollen zu. Das davon informierte Zählen implizierte Erwartungen. Die wichtigste Erwartung steckte in der Rollenverteilung von Zentrum und Peripherie, von Mittelpunkt und Rand. Das Zentrum war aktiv und handelte. Der Rand war sein Objekt. Im Zentrum saßen die Akteure, die versuchten, bis an den Rand eines Staates ihren Maßgaben Geltung zu verschaffen.

Gleichzeitig waren Ränder nicht nur geografische Ränder und Orte im Raum. Minderheiten fanden sich nicht nur am geografischen Rand moderner Gesellschaften. Der geografische Rand als Raumtyp war nicht identisch mit den Übergängen von Sprachgruppen innerhalb von modernen Gesellschaften. Raumtypen konnten von Systemtypen unterschieden werden. Ziel der Nationalstaatsbildungen im späten 19. Jahrhundert war es, beide Typen zur Deckung zu bringen, also die systemischen Ränder zu topografischen äußeren Grenzen zu machen und die Deckungsgleichheit von Sprache und Nation herzustellen. Aus Raumtypen sollten Systemtypen des Sozialen werden. Beide sollten unter der Maßgabe systemischer Angaben identisch sein. Die verschiedenen Kriterien der Nationalität – Sprache, Religion, Abstammung, politische Zugehörigkeit und andere mehr – machten dieses Unterfangen aber zu einem Dauerkonflikt, der nie zu einem Ende kam und zu nationalen Konflikten führte. Nationale Räume blieben „contested spaces“, wie der treffende Begriff in der urbanen Konfliktforschung lautet.<sup>3</sup>

Historiografie und Statistik fungierten als Platzanweiser im Raum, sie gaben Raumverhältnisse vor, bestimmten, wo oben und unten, wo vorne und hinten, wo Zentrum und Peripherie, wo die Mehrheit und wo „Sprachinseln“ der Minderheit waren.<sup>4</sup> Dabei waren geografische Raumbilder wie Fläche, Insel, Rand und Zentrum blickbildend, aber auch Bilder von Normalität und Abnormalität wie „rein“ und „vermischt“.

3 Sebastian Muth, Language, power and representation in contested urban spaces the linguistic landscapes of Chisinau and Vilnius, Diss. Universität Greifswald 2012.

4 Zu Sprachinseln vgl. Emil Brix, Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation: die Sprachenstatistik in den zisleithanischen Volkszählungen, 1880 bis 1910, Wien 1982, S. 87, 177, 230, 253, 322.

Gegenstand der folgenden Ausführungen sind die reichsdeutsche, vornehmlich die preußische Statistik sowie die Debatten des Internationalen Statistischen Kongresses, der diese Fragen intensiv zwischen 1863 und 1878 verhandelte. Ziel ist es, die Wandelbarkeit vermeintlich objektiver Raumkategorien herauszuarbeiten. Welche Form der Bildgebung des Raumes herrschte in der Nationalitätenstatistik auf nationaler und internationaler Ebene im späten 19. Jahrhundert vor? Das bedeutet: Wo lagen die Kriterien, um Nationales sichtbar zu machen, welche Erhebungsformen und Darstellungsformen gab es? Wie wurden Ränder hergestellt, wie wurde mit Mischlagen umgegangen? Inwiefern spielte das Regionale eine Rolle, wenn Nationales sichtbar gemacht wurde? Welche Blickbildung und Bildgebung herrschte in der nationalen und internationalen Statistik vor? Welche Blickrichtungen waren dominant? Wo und mit welchen Mitteln schuf die Statistik Ränder und Peripherien, wo verzichtete sie darauf und stellte Eindeutigkeit und Unmittelbarkeit her? Allgemeiner noch: Wie bildete die Statistik die Moderne ab, wenn sie zählte und ordnete?

Der Plot: Rollenverteilungen in der Modernitätstheorie

Taktgebend für die liberale Form der Nationalhistoriografie, die sich nach 1945 durchsetzte, war der Gegensatz von Modernisierung und Rückständigkeit.<sup>5</sup> Aus der Erzählperspektive des nationalen Zentrums heraus sah Peripherie tendenziell rückständig aus. Das Gefälle von Zentrum und Peripherie basierte auf Grundannahmen der Modernisierungstheorie, wie sie in den 1960er-Jahren vom „Committee on Comparative Politics“ ausgearbeitet wurde. Diese Großtheorie ließ ihren zeitbedingten Kontext erkennen und bildete die Blaupause für die Politik des Nation-Building in Afrika und Asien. Die Modernisierungstheorie à la Lucian Pye, Sidney Verba, Gabriel Almond und David Lerner fokussierte auf den westeuropäisch-nordamerikanischen Raum und seine erwiesene Fähigkeit zur gleichzeitigen politischen Nationsbildung und wirtschaftlichen Marktbildung.<sup>6</sup> Die Pathosformel dieser Form der Historiografie im Kalten Krieg war

5 Vgl. Siegfried Weichlein, Freiheit und Modernisierung. Der Ort der Region im Lichte zweier Pathosformeln des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 150 (2014) (im Druck).

6 Lucian W. Pye/Sidney Verba, Political culture and political development, Princeton (NJ) 1965; Gabriel A. Almond, Politische Systeme und politischer Wandel, in: Wolfgang Zapf

„Entwicklung“. Der Moderne, wie sie mit dem Aufstieg der westlichen Nationalstaaten verbunden wurde, stand die Tradition gegenüber, die für Rückständigkeit stand. Überhaupt bildete der Gegensatz von Moderne und Tradition den spannungsgebenden Kontrast. Die Region übernahm die Rolle der Peripherie. Sie geriet in den frühen Modernisierungstheorien in den Geruch der Tradition, des Vormodernen und des Rückständigen. Aus dem Blickwinkel der neuen Staaten Afrikas und Asiens, um die die beiden Supermächte im Kalten Krieg warben, erschienen beide Wege, der kapitalistisch-demokratische wie auch der staatssozialistische, als Varianten der einen Modernisierungstheorie, versprachen sie doch beide Wachstum und eine Stärkung des Zentrums.<sup>7</sup>

Die Modernisierungstheorie arbeitete mit Dichotomien, die die geschichtliche Entwicklung bestimmten. Die wichtigsten waren Zentrum und Peripherie und Moderne und Tradition. Die Bühne für diese Gegensätze war der Nationalstaat. Nach der Theorie konnte nur er, nicht aber die zeitgleichen osteuropäischen Reiche des späten 19. Jahrhunderts zur Auflösung dieser Gegensätze führen.<sup>8</sup> Wie im Kalten Krieg schien im 19. Jahrhundert nur der liberale (westliche) Nationalstaat zu garantieren, dass das fortschrittliche Zentrum die rückständige Peripherie modernisieren und dass generell der liberalen Moderne, nicht aber der Tradition die Zukunft gehören werde.<sup>9</sup>

Zu diesem Erbe des Kalten Krieges gehörte auch, dass die Modernisierungstheorie andere als die verstaatlicht gedachten Räume marginalisierte. Raumkonstruktionen, die anderen Mustern folgten, gerieten in den Geruch des Rückständigen und des Antimodernen. Dazu gehörten etwa religiöse Räume. So verweigerte sich die katholische Kirche im 19. Jahrhundert der nationalstaatlichen Schließung von Räumen. Ihre Pastoralstrategien waren von vornherein

---

(Hg.), *Theorien des sozialen Wandels*, Köln 1969, S. 211–227; David Lerner, *Die Modernisierung des Lebensstils. Eine Theorie*, in: Zapf, *Theorien*, 1969, S. 362–381.

- 7 Vgl. Odd Arne Westad, *The Cold War and the international history of the twentieth century*, in: Odd Arne Westad Melvyn P. Leffler (Hg.), *The Cambridge History of the Cold War*, Cambridge 2010, S. 1–19; Susan Buck-Morss, *Dreamworld and catastrophe: the passing of mass utopia in East and West*, Cambridge (MA) 2000.
- 8 Eine gründliche Kritik dieses Musters in: Celia Applegate, *A Europe of the regions: reflections on the historiography of sub-national places in modern times*, in: *American Historical Review* (1999), S. 1157–1182.
- 9 Nils Gilman, *Mandarins of the future: modernization theory in Cold War America*, Baltimore [u. a.] 2003.

transnational angelegt. Der „katholische Aufbruch“ fand nicht nur in Westfalen und im Rheinland, sondern auch in Irland, Spanien und Frankreich statt. Marienfrömmigkeit und Herz-Jesu-Frömmigkeit waren sowohl in West- wie auch in Mittel- und Südeuropa zu finden. Der Katholizismus hielt Distanz zum liberalen Nationalismus, was es der Geschichtsschreibung umso leichter machte, in ihm die Verkörperung der Tradition par excellence zu sehen. Er wurde zum Erzübel für die liberalen Nationalbewegungen. Das ging bis hin zur Verdächtigung, die Katholiken bildeten eine „Schwarze Internationale“.<sup>10</sup> Auch die bildenden Künste gingen über verstaatlichte Räume hinweg, lange Zeit auch die Wissenschaften.<sup>11</sup>

Überhaupt ließ das Denken in verstaatlicht gedachten Räumen virtuelle Räume wie Bildungsräume oder ästhetische Räume außer Acht. Dabei schuf die Bildung in Schule und Wissenschaft ihrerseits ebenfalls Räume: historische Räume wie das Römische Reich der Antike oder des Mittelalters, sprachliche Räume wie den Raum der deutschen Sprache, aber auch soziale Räume wie „die Gebildeten“ oder „die Ungebildeten“. In die gleiche Richtung wirkten die Künste. Die Romantik zählte zu diesen geteilten Räumen genauso wie die Neorenaissance oder die Neugotik.

Die Statistik und die Politik verlangten nach Eindeutigkeit. Überlappungen und Mischlagen wurden daher zu kognitiven Problemzonen. Grenzräume wie der Raum um Triest, Elsass-Lothringen oder Oberschlesien bildeten Mischzonen von Loyalitäten und kulturellen Zugehörigkeiten.<sup>12</sup> Auch wenn das Recht ein Instrument der Schließung nationaler Räume und der „inneren Nationsbildung“

10 Vgl. Emiel Lamberts, *The black international. 1870–1878; the Holy See and militant catholicism in Europe*, Leuven 2002; Christopher Clark, *Culture wars: secular-catholic conflict in nineteenth-century Europe*, Cambridge [u. a.] 2003.

11 Ralph Jessen, *Wissenschaft und Nation in der europäischen Geschichte*, Frankfurt/M. [u. a.] 2002.

12 Vgl. Philipp Ther, *Der Zwang zur nationalen Eindeutigkeit und die Persistenz der Region. Oberschlesien im 20. Jahrhundert*, in: Philipp Ther/Holm Sundhaussen (Hg.), *Regionale Bewegungen und Regionalismen in europäischen Zwischenräumen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts*, Marburg 2003, S. 233–257; James E. Bjork, *Neither German nor Pole: Catholicism and national indifference in a Central European borderland*, Ann Arbor (MI) 2008; Laurence Cole/Daniel L. Unowsky, *The limits of loyalty. Imperial symbolism, popular allegiances, and state patriotism in the late Habsburg monarchy*, New York [u. a.] 2007; Laurence Cole, *„Für Gott, Kaiser und Vaterland“: nationale Identität der deutschsprachigen Bevölkerung Tirols 1860–1914*, Frankfurt/M. [u. a.] 2000; Ders., *Different paths to the nation regional and national identities in Central Europe and Italy, 1830–70*, Basingstoke [u. a.] 2007.

war,<sup>13</sup> hielten sich doch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts Räume mit überlappenden Rechtsordnungen. Links des Rheins galt bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches am 1. Januar 1900 der Code civil Napoleons, in Teilen noch lange darüber hinaus, im Wegerecht der linksrheinischen Pfalz noch nach 2000. Letztlich waren Gesetzgebung und Politik Arbeiten am Raumbegriff. Der Raumbegriff war der Verhandlungsort für die Beziehung von Politik, Wirtschaft und Kultur. Als soziale Praktiken verräumlichen Politik, Recht, Künste und Religion ihre Gegenstände, Artefakte und materiellen Arrangements.<sup>14</sup>

Dass Räume verstaatlicht werden, ist nicht selbstverständlich und war bis ins 20. Jahrhundert hinein nicht überall soziale Praxis. Über einen langen Zeitraum stellte der moderne Nationalstaat seit seiner Gründung die Deckungsgleichheit zwischen dem wirtschaftlichen, dem sozialen und dem politischen Raum her, um so die Voraussetzung für die Einwirkung auf die Gesellschaft zu besitzen. Erst unter der Bedingung der Deckungsgleichheit des sozialen und wirtschaftlichen Raums konnte auf staatlich-politischer Seite die Interaktion zwischen Wirtschaft und Sozialstruktur politisch gestaltet werden. Wie James C. Scott in seiner Studie *Seeing like a state* herausgearbeitet hat, hatten moderne staatliche Agenturen einen feststellenden Blick auf Gesellschaften, die sie als die ihren reklamierten. Sie trugen maßgeblich dazu bei, Deutsche, Franzosen oder Italiener herzustellen. Sie ordneten die Gesellschaft nach staatlich bestimmten Kriterien und machten Gesellschaften lesbar.<sup>15</sup> Wie ein Staat zu sehen, bedeutete, die Lesbarkeit der Gesellschaft nach staatlichen Kriterien herzustellen und dabei lokales Wissen zu marginalisieren. James C. Scott greift hier weit über die klassische Statistik hinaus: „Processes as disparate as the creation of permanent last names, the standardization of weights and measures, the establishment of cadastral surveys and population registers [...] the standardization of language and legal discourse, the design of cities [...] as attempts at legibility and simplification“ stellen nicht nur

13 Michael Stolleis, „Innere Reichsgründung“ durch Rechtsvereinheitlichung 1866–1880, in: Christian Starck (Hg.), *Rechtsvereinheitlichung durch Gesetze. Bedingungen, Ziele, Methoden*, Göttingen 1992, S. 15–41; Dieter Grimm, *Historische Erfahrungen mit Rechtsvereinheitlichung – das frühe 19. Jahrhundert in Deutschland*, in: *Rabels Zeitschrift* 50 (1986), S. 61–76.

14 Henri Lefebvre/Donald Nicholson-Smith, *The production of space*, Oxford [u. a.] 1991.

15 James C. Scott, *Seeing like a state: how certain schemes to improve the human condition have failed*, New Haven (CT) [u. a.] 2008.

die Lesbarkeit einer Gesellschaft her.<sup>16</sup> Sie objektivieren nationale Gesellschaften durch Simplifizierung disparater und komplexer Vorgänge. Sein Ansatz erwies sich als fruchtbar zur Analyse neu entstehender Bürokratien in der Dritten Welt.<sup>17</sup>

Scott beschreibt en détail die Vorgänge der Standardisierung. Das beginnt schon bei den Namen: Alle Bewohner müssen einen Vor- und einen Nachnamen haben, mit dem sie identifiziert werden können. Der englische Utilitarist Jeremy Bentham bedauerte in seinen *Principles of Penal Law* 1843, dass die englischen Namen in hohem Maße irregulär waren. Die Unterscheidungen, die vor Ort in den einzelnen Kommunen getroffen wurden, erfüllten nur bedingt ihren Zweck in einer großen Nation wie der englischen. Eine Grundvoraussetzung war, dass der Staat jedes Individuum nach seinem Namen identifizieren und von anderen unterscheiden konnte. Dafür brauchten sie verschiedene Namen, was vor Ort jedoch in vielen Fällen nicht gegeben war. Außerdem wechselten die Systeme der Namensgebung von Ort zu Ort. Benthams Empfehlung war eine „new nomenclature [...] so arranged, that, in a whole nation, every individual should have a proper name, which should belong to him alone“<sup>18</sup>. Indem der Staat durch seine Agenturen eine Gesellschaft lesbar machte, beobachtete, zählte, einschätzte und verwaltete, wurde eine Gesellschaft beherrschbar. Diese Praktiken waren im Kern nicht deskriptiv, sondern transformativ.

Eines der effektivsten Mittel, staatliche, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Räume zur Deckung zu bringen, war die Statistik. Vornationalstaatlich entstanden, war die Statistik ein Mittel, Auskunft über den Umfang, den Konfessionsstand und die Mortalität der Gesellschaft zu erhalten.<sup>19</sup> Im 19. Jahrhundert erreichte die Statistik „a hegemonic status as a mode of representation“<sup>20</sup>.

16 Ebd., S. 2.

17 Thomas Bierschenk/Jean-Pierre Olivier de Sardan, *States at work. Dynamics of African bureaucracies*, Leiden 2014; Christopher J. Coyne/Adam Pellillo, *The art of seeing like a state. State building in Afghanistan, the DR Congo, and beyond*, in: *The review of Austrian economics* 25 (2012), S. 35–52.

18 Jeremy Bentham, *Principles of Law*, in: John Bowring (Hg.), *The Works of Jeremy Bentham* 1, Edinburgh 1843, S. 557.

19 Theodore M. Porter, *The rise of statistical thinking, 1820–1900*, Princeton (NJ) 1986; Libby Schweber, *The history of statistics, a laboratory for social theory*, in: *Revue Française de Sociologie* 37 (1996), S. 107–128; Scott, *Seeing like a state*, 2008.

20 Silvana Patriarca, *Numbers and nationhood: writing statistics in nineteenth-century Italy*, Cambridge England; New York (NY) USA 1996, S. 2.

Ursprünglich waren dabei militärische Zwecke wichtig. Erst allmählich erreichte die Statistik eine zentrale Bedeutung für die Lesbarkeit der Gesellschaft. Die Geschichte der Statistik zeigt, dass die Statistiker sich selten einig waren, was wie gezählt und gedeutet werden sollte. Dies galt in erster Linie für die Kategorie der „Nationalität“. Sie wurde nach den lange üblichen Parametern wie Konfession und Mortalität in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch für die Statistik wichtig – was zahlreiche praktische und methodische Probleme nach sich zog. Wie sollte die Nationalität objektiv mit wissenschaftlichen Mitteln gemessen werden? Die konkurrierenden Ansätze, die Zugehörigkeit zu einer Nationalität zu zählen, unterschieden sich in ihren Raumordnungen. Anhand der Diskussion unter den Statistikern in Deutschland und auf dem Internationalen Statistischen Kongress wird deutlich, dass die raumschließende Deckungsgleichheit von Staat und Nation im Grunde genommen ein imaginäres Unterfangen blieb. Sie entsprach sehr viel stärker den Intentionen der Nationalbewegungen als der sozialen und kulturellen Wirklichkeit.

Im Zeitalter der „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ (Lutz Raphael) war der wissenschaftliche Nachweis die wirksamste Art, die Nation zu typisieren und zu objektivieren.<sup>21</sup> Statistik und Kartografie bildeten „objektive“ Referenzsysteme der Politik. Statistische Zählungen informierten in Deutschland und im Habsburgerreich über die Zugehörigkeit zu Nationalitäten und über Raumgrößen von Nationen. Sie beanspruchten, bildgebend die Nation objektiv in den Blick zu nehmen und aus dem Streit der Parteien herauszuhalten. Tatsächlich waren sie nicht nur bildgebend, sondern mindestens genauso sehr blickbildend.<sup>22</sup> Die Wissensgeschichte, die diesem Zusammenhang auf der Spur ist, weiß, dass beides engstens miteinander zusammenhängt.<sup>23</sup>

21 Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), S. 165–193.

22 Sybilla Nikolow, Die Nation als statistisches Kollektiv. Bevölkerungskonstruktionen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: Jakob Vogel/Ralph Jessen (Hg.), *Wissenschaft und Nation in der europäischen Geschichte*, Frankfurt/M. 2002, S. 235–262, hier S. 240; Michael Hagner, Zwei Anmerkungen zur Repräsentation in der Wissenschaftsgeschichte, in: Hans Rheinberger (Hg.), *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur*, Berlin 1997, S. 343–359; Alain Desrosières/Manfred Stern, *Die Politik der großen Zahlen: eine Geschichte der statistischen Denkweise*, Berlin [u. a.] 2005.

23 Hagner, Zwei Anmerkungen zur Repräsentation in der Wissenschaftsgeschichte, 1997.

### Bildgebung und Blickbildung in der deutschsprachigen Statistik

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren der Begriff und die Sache der „Nationalität“ für Statistiker noch undeutlich. Die Statistik war im Zuge der Gründung der deutschen Mittelstaaten aufgeblüht und hatte neue Aufgaben gefunden. Als exakte Wissenschaft spielte sie bei der Verwissenschaftlichung des politischen Vokabulars eine wichtige Rolle. Nur Sachsen verfügte im Deutschen Bund über eine entwickelte Nationalitätenstatistik. Der Grund dafür war der geschärfte Blick der Regierung in Dresden auf die katholischen Sorben. In den östlichen Provinzen Preußens wurde die Nationalität über die Kirchensprache erhoben. Dies änderte sich erst, als Ernst Engel 1860 Direktor der preußischen Statistik wurde.<sup>24</sup> Lange blieb unklar, was eigentlich gezählt werden sollte, wenn es um die Nationalität ging. Konfession und Kirchensprache waren keine eindeutigen Kriterien für einen notorisch so schwer zu fassenden Gegenstand wie die „Nationalität“.

Dasjenige Kriterium, das am häufigsten für die Nationalität genannt wurde, war die Sprache. In einer Denkschrift vom März 1861 äußerte sich Ernst Engel zur statistischen Aufnahme der Nationalität in den Volkszählungen über das Kriterium Sprache:

„Sie ist bis zu einem gewissen Grade gleichbedeutend mit der Nationalität. Allein die Letztere genau von jedem Bewohner zu ergründen, gehört zur Unmöglichkeit. Wer will sagen, ob die Kinder eines polnischen Vaters und einer deutschen Mutter in den ehemals polnischen Landesteilen des preußischen Staates ihrer Nationalität nach Polen oder Deutsche sind?“ Dennoch plädierte er für die Aufnahme der Nationalität über die Sprache: „Die der Wahrheit am nächsten kommende Entscheidung wird durch das Sprachverhältnis gewonnen.“<sup>25</sup>

24 Richard Boeckh, Die geschichtliche Entwicklung der amtlichen Statistik des Preussischen Staates. Eine Festgabe für den internationalen statistischen Congress in Berlin, Berlin 1863; Brix, Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation, 1982, S. 67–115.

25 Ernst Engel, Die Methoden der Volkszählung, mit besonderer Berücksichtigung der im preussischen Staate angewandten. Eine Denkschrift, bearbeitet in Hinblick auf die am 3. December d. J. stattfindende Volkszählung von Dr. Ernst Engel, Director des königlichen statistischen Bureaus, Berlin [März 1861], ND Wiesbaden 2011, S. , S. 77.

Aber auch hier blieb unklar, welche Sprache gezählt werden sollte: die Kirchensprache, die Umgangssprache, die Familiensprache, die Geschäftssprache, die Schulsprache oder die Amtssprache? Engel sprach sich für die Familiensprache aus: „Welche Sprache hauptsächlich in der Familie gesprochen wird, so kann man sicher sein, in der Antwort zugleich die der Nationalität zu erhalten.“ Engel stützte sich dabei auf die belgische Volkszählung von 1846, die nach der Familiensprache gefragt und ergeben hatte, dass die Mehrheit der Belgier zu Hause Flämisch und nicht Französisch sprach. Eine ähnliche Überraschung hatte es in Irland gegeben.

In Österreich-Ungarn brachte die Statistik der Nationalitäten massive Probleme. Die ziffernmäßige Objektivierung der Nationalitäten konnte als politisches Druckmittel eingesetzt werden.<sup>26</sup> 1846 hatte Karl von Czoernig noch eine prästatistische Feststellung der Nationalitäten auf der Basis ethnografischer Beobachtungen durchgeführt.<sup>27</sup> Die Stabilisierung der Donaumonarchie in der siegreichen Gegenrevolution von 1848 und 1849 veränderte auch hier das Klima. In der Ära des Neoabsolutismus nahmen die Versuche zu, die Nationalität zu erfassen, um so die innere Staatsbildung voranzutreiben. Zwischen 1850 und 1872 fand in der deutschsprachigen Statistik eine intensive Methodendiskussion um die statistische Erfassung der Nationalität statt.<sup>28</sup> Die statistische Methodendiskussion wurde nie rein wissenschaftlich geführt, vielmehr spiegelten die verschiedenen methodischen Ansichten politische Perspektiven und Probleme, die allesamt die Konstruktion des nationalen Raumes betrafen. Die Sprache, zumal im familiären Zusammenhang, als Kriterium der Nationalität zu nehmen, hatte massive Rückwirkungen auf die Frage „kleindeutsch oder großdeutsch“. Sobald das Sprachenprinzip – wie in der preußischen Statistik – in Österreich-Ungarn angewandt wurde, musste

26 Brix, Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation, 1982, S. 67.

27 Biografische Angaben zu Czoernig im Nachruf, in: Statistische Monatsschrift 15 (1889), S. 545–554.

28 Brix, Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation, 1982; Morgane Labbé, Die Grenzen der deutschen Nation. Raum der Karte, Statistik, Erzählung, in: Etienne Francois/Jörg Seifarth/Bernhard Struck (Hg.), Die Grenze als Raum, Erfahrung und Konstruktion. Deutschland, Frankreich und Polen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 2007, S. 293–324; Porter, The rise of statistical thinking, 1986; Schweber, The history of statistics, 1996.

es die nationalen Gegensätze offenlegen und tendenziell verschärfen. Gab es also ein gemeinsames statistisches Kriterium für Nationalität in Preußen und in Österreich-Ungarn, oder wenigstens im cisleithanischen Reichsteil? Konnte in Österreich-Ungarn und in Preußen Nationalität nach dem gleichen Muster und dem gleichen Kriterium gezählt werden? Eignete sich die Nationalität überhaupt zur statistischen Erfassung? Oder musste die Verwissenschaftlichung dieses Kriteriums nicht schlussendlich für die Einheit des Habsburgerreiches gefährlich werden?

Statistiken gingen mit der Erstellung von neuen Karten einher. Karten objektivierten die erhobenen Daten. Dennoch blieben auch sie Imaginationen und waren „mental maps“.<sup>29</sup> In der Öffentlichkeit konnten sie auf Objektivitätsglauben zählen. Die Karten trogen nicht und dienten als objektive Referenz für politische Kontrahenten. Karten waren visuelle Argumente. Die Bildgebung der Nationalitätenstatistik ist damit einer von mehreren Parametern, die den Fokus der Europäischen Geschichte des 19. Jahrhunderts auf nationale Raumgrößen lenkten. Eine neue Europäische Geschichte des 19. Jahrhunderts muss sich zuerst über den Zusammenhang zwischen Bildgebung und Blickbildung klar werden, um diesen Fokus konstruktiv zu überwinden. Wie wurden aus statistischen Angaben objektive Daten, die Ordnungen im Raum begründen halfen?<sup>30</sup>

Die Aufnahme der Nationalität in Statistik und Bildgebung reicht bis vor die Revolution von 1848 zurück. Die deutschen Staaten verhielten sich in dieser Frage uneinheitlich. In Preußen galt das Sprachenkriterium zwar als ausschlaggebend,

29 Dazu bereits das Kapitel „Census, Maps, Museums“ in: Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt/M. [u. a.] 2005. Zu mental maps vgl. Frithjof Benjamin Schenk, *Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung*, in: *Geschichte und Gesellschaft / Sonderheft 28* (2002), S. 493–514.

30 Vgl. für den Zusammenhang von Geografie und Bildgebung die Arbeiten von Hans-Dietrich Schultz: Hans-Dietrich Schultz, *Land – Volk – Staat. Der geografische Anteil an der „Erfindung“ der Nation*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 51* (2000), S. 4–16; Ders., *Raumkonstrukte der klassischen deutschsprachigen Geographie des 19./20. Jahrhunderts im Kontext ihrer Zeit. Ein Überblick*, in: *Geschichte und Gesellschaft / Sonderheft 28* (2002), S. 343–377; Ders., *Deutschland und seine „Mitte“ in der klassischen deutschen Geographie*, in: Monika Gibas/Rüdiger Haufe (Hg.), *Mythen der Mitte*, Weimar 2005, S. 23–57; Ders., *Raum als kartographische Repräsentation von Politik. Verirrungen der (Schul-)Geographie vor 1945 am Beispiel Deutschlands*, in: Michael Geiger (Hg.), *Raum und Erkenntnis*, Köln 2007, S. 148–161.

wurde aber methodisch nicht konsequent diskutiert und umgesetzt. Es blieb bei vereinzelt Versuchen der statistischen Erhebung der Kirchensprache. Anders dagegen in Österreich-Ungarn. Die statistische Diskussion um die Nationalität durchlief hier drei Phasen: eine frühe militärisch-administrative seit Maria Theresia, eine zweite ethnografische und methodische und eine dritte politische Phase.<sup>31</sup> Die differenzierteste Literaturlage findet sich in der ethnografischen und methodischen Phase zwischen der Volkszählung von 1846 und 1880. Wie Österreich-Ungarn seine methodischen Probleme bei der Zählung der Nationalitäten löste, war angesichts seiner Größe und Heterogenität maßgeblich für andere Länder.

Im Habsburgerreich veranstaltete die Statistische Behörde 1846 eine reichsweite Zählung, deren Daten durch ihren Leiter Karl von Czoernig zu einer Nationalitätenstatistik und schließlich zu einer Nationalitätenkarte weiterverarbeitet wurden.<sup>32</sup> In der Biografie und im Œuvre Karl von Czoernigs werden die Verbindungen zwischen politischer Blickbildung und statistischer Bildgebung deutlich. Czoernig stand politisch dem österreichischen Neoabsolutismus und seiner Verwaltungstradition nahe. Er war 1848 Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung gewesen, wo er im volkswirtschaftlichen und im Finanzausschuss mitgearbeitet hatte. Nach dem Erfolg der Wiener Gegenrevolution kehrte er zurück und trat in das neu gebildete Handelsministerium des Freiherrn von Bruck ein, dem eine zentrale Rolle bei der Stabilisierung des neoabsolutistischen Regimes zukam. Czoernig war damit eine derjenigen wissenschaftlichen Fachkräfte, die bei der Professionalisierung der Administration eine zentrale Rolle spielten. Er ordnete das Budget des Handelsministeriums neu und baute als Sektionschef nach 1850 die Verwaltung in Triest mit allen untergeordneten Ämtern auf. Zwischen 1853 und 1859 war er für die Staatseisenbahnen zuständig. Früh schon als Statistiker

31 Brix, Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation, 1982; Adolf Ficker, Die Völkerstämme der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Ihre Gebiete, Grenzen und Inseln: historisch, geographisch, statistisch dargest, Wien 1869; Morgane Labbé, La carte ethnographique de l'empire autrichien: la multinationalité dans «l'ordre des choses», in: *Le Monde des cartes, Revue du Comité Français de Cartographie* 180 (2004), S. 71–83.

32 Karl von Czoernig, *Statistisches Handbüchlein für die Oesterreichische Monarchie*, Wien 1861; Ders., *Ethnographischer Atlas. 4 Karten*, Wien 1855; Ders., *Ethnographie der österreichischen Monarchie*, Wien 1855.

tätig, organisierte Czoernig den dritten Internationalen Statistischen Kongress in Wien. 1863 errichtete er die Statistische Central-Commission, deren erster Präsident er war.<sup>33</sup>

Czoernig verband zwei zeittypische Tendenzen: die Professionalisierung der Verwaltung und die Verwissenschaftlichung der Politik. Dafür standen seine 1858 publizierte, jedoch unvollendet gebliebene Ethnographie der österreichischen Monarchie, an der er elf Jahre lang gearbeitet hatte, besonders aber seine Ethnographische Karte der österreichisch-ungarischen Monarchie von 1855.<sup>34</sup> Diese Karte erschien als große vierblättrige Karte, aber auch in einer Volksausgabe mit einem Blatt. Parallel dazu publizierte er eine stärker verwaltungsgeschichtliche Arbeit zu Österreichs Neugestaltung 1848–1858, in welcher er den allgemeinen verwaltungsgeschichtlichen Teil seiner Ethnografie Österreichs weiter ausbaute und auf die öffentliche Verwaltung einging.<sup>35</sup> Czoernig stand an der Schnittstelle von Verwaltung, Politik und objektivierender wissenschaftlicher Statistik. Gleichzeitig popularisierte er seine statistischen Ergebnisse in dem Statistischen Handbüchlein für die österreichische Monarchie.<sup>36</sup> Durch ihn sind die „Arbeiten der amtlichen Statistik Gemeingut der Nation geworden und konnten auch erst von nun an ihre volle Wirkung für die Verwaltung, die Wissenschaft und das öffentliche Leben äußern“, wie es im Nachruf auf Czoernig 1889 hieß.<sup>37</sup> Der wissenschaftliche Raum der Nation wurde ein Teil der öffentlichen Kommunikation.

Das Wissen, das der bildgebenden Kartografie zugrunde lag, stammte bei Karl von Czoernig und der von ihm beeinflussten Reichsstatistik nicht aus individuellen Befragungen der sprachlichen Zugehörigkeit. Er war ein Vertreter der ethnografischen Statistik und Kartografie. Der ruthenische Statistiker Stanislaus Dnistrianskyj beschrieb diese Methode im Rückblick 1909 wie folgt:

33 Adolf Ficker, et al., Rechenschafts-Bericht über die dritte Versammlung des internationalen Congresses für Statistik, abgehalten zu Wien vom 31. August bis 5. September 1857 veröffentlicht über Anordnung [...] des Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten Georg Ritter von Toggenburg unter Leitung des Congress-Präsidenten Karl Freiherrn von Czoernig. Mit 2 Tafeln, Wien 1858.

34 Karl von Czoernig, Über die Ethnographie Österreichs, Wien 1858; Ders., Ethnographischer Atlas, 1855; Ders., Ethnographie der österreichischen Monarchie, 1855.

35 Ders., Oesterreich's Neugestaltung 1848–1858, Stuttgart [u. a.] 1858.

36 Ders., Statistisches Handbüchlein für die Oesterreichische Monarchie, 1861.

37 Nachruf Czoernig, S. 548.

„Daher kann nach seiner [scil. Czoernigs] Ansicht die Erhebung der Sprache bei der Volkszählung an sich nicht genügen, um die Nationalität zu erfassen, vielmehr ist eine Korrektur nötig und diese Korrektur liegt in den historischen Studien über die Abstammung, über die geschichtliche Entwicklung und gemeinsamen Schicksale des Volkes, ferner in den geographischen Studien über die Lage, Grenzen und die klimatischen Verhältnisse desselben sowie in den anthropologischen und ethnologischen Studien und physische und geistige, äußere und innere Eigenschaften des Volkes, über dessen Gebräuche, Sitten usw.“<sup>38</sup>

Die Sprachverteilung als solche war damit nicht das bildgebende und raumorganisierende Prinzip. Vielmehr wies Czoernig seine Beamten an, vor Ort die entsprechenden Angaben zu überprüfen. Es war also der Blick der staatlichen Behörden auf die Sprachverteilung, der ausschlaggebend war.<sup>39</sup> Die Wiener Statistik stützte sich auf die örtlichen Landes- und Komitatsbehörden sowie auf eigene Vertrauensmänner, „um ihre sachkundigen Bemerkungen über die ethnographischen Verhältnisse ihrer Heimat auf Grundlage der ihnen vorgelegten Teilabschnitte der Karte zu erlangen. Auf diese Weise wurde die geographische Darstellung der Sprachgruppen und Sprachinseln mit genauester Bezeichnung der Sprachenübergänge und Sprachenmischung entworfen, die Karte zugleich auch als Administrativkarte eingerichtet.“<sup>40</sup> Czoernig orientierte sich auch hier am kognitiven Muster von Zentrum und Peripherie, drückte dies jedoch nicht geometrisch als Mittelpunkt und Rand, sondern topografisch als Meer und Insel aus. Der Metaphorik von Meer und Insel aber ist die kognitive Vorstellung von Zentralität fremd.

Für Czoernig garantierte erst die Autorität des Staates – nicht die der Statistik als Wissenschaft – das System der ethnisch eindeutigen und Doppelzugehörigkeiten ausschließenden Klassifizierung. Was epistemisch und methodisch in der Statistik der 1850er-Jahre praktiziert wurde, wurde erst Jahrzehnte später soziale Realität. Jeremy King geht in seiner Untersuchung zu Budweis sogar noch weiter, wenn er behauptet: Der Habsburgerstaat schuf durch seine Statistik die ethnischen

38 So der Ruthene Stanislaus Dnistrianskyj am 24. 6. 1909 im Wiener Abgeordnetenhaus, zitiert in: Brix, *Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation*, 1982, S. 76.

39 Scott, *Seeing like a state*, 2008.

40 Nachruf Czoernig, S. 549.

Unterschiede, die zu zählen er lediglich vorgab. „By allowing only one language per person, state demographers provided to ethnic nationhood a boost that was as great as it was unintentional.“<sup>41</sup> Die Objektivität der Karte kam nicht durch individuelle Angaben zustande, sondern durch wissenschaftlich-ethnografische Beobachtungen, die hinzugefügt wurden. Den Exaktheitsvorstellungen entsprach auch, dass jeder Bewohner statistisch nur eine einzige Sprache haben durfte. Zwei- oder Mehrsprachigkeit verschwand aus der österreichischen Statistik.<sup>42</sup> Der internationale Höhepunkt dieser ethnografisch ermittelten Nationalität war der Internationale Statistische Kongress in Wien 1857.

Dieser Ansatz wirkte bildgebend in den Nationalitätenkarten Czoernigs. Seine Präferenz für die Beobachtung und den ethnografischen Zusammenhang gegenüber dem Selbstbekenntnis führte ihn dazu, eine Reihe von städtischen Siedlungen im tschechischen Sprachgebiet Böhmens, Mährens und Schlesiens, in denen auch Deutsch gesprochen wurde, aufgrund seiner ethnografischen Angaben als tschechische Siedlungen auszuweisen.<sup>43</sup> Dennoch verfehlte Czoernigs ethnografische Nationalitätenkarte ihre Wirkung nicht. Noch 1909 bestätigte ihr der Dnistrianskyj:

„Diese Karte war so präzise, dass sie noch heutzutage im großen Ganzen den Tatsachen entspricht und als Grundlage für die neuesten wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiet angesehen werden muss.“<sup>44</sup>

Die Präzision hatte ihren Preis. In dem Maße, in dem Ambiguitäten und Mehrsprachigkeit in der statistisch-wissenschaftlich eindeutigen Bildgebung zurückgedrängt wurden, musste die Loyalität zum Habsburgerreich zurücktreten und Kategorien des Nationalen Platz machen. In Jeremy Kings Terminologie: *Budweisers into Czechs and Germans*. Czoernigs Schüler Adolf Ficker setzte

41 Jeremy King, *Budweisers into Czechs and Germans a local history of Bohemian politics, 1848–1948*, Princeton (NJ) 2002, S. 59.

42 Ebd.

43 Brix, *Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation*, 1982, S. 72; Karl von Czörnig, *Ethnographie der oesterreichischen Monarchie 2* [...], Wien 1857, 1, S. X.

44 Zitiert in: Brix, *Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation*, 1982, S. 71.

dessen Tradition der Nationalitätenstatistik fort. Geschichte, Geografie, Anthropologie und Ethnografie müssen ihm zufolge gemeinsam ein notwendiges Korrektiv zum Sprachenkriterium bilden. Die Sprache und vor allen Dingen die Methode des nationalen Selbstbekenntnisses können für sich genommen nach Ficker kein klares Bild ergeben:

„Wollte man sich auf die Befragung der zur Ausfüllung einer Haushaltungsliste berufenen Personen über die Nationalität der Einzutragenden beschränken und bei den erteilten Antworten, wie sie immer lauten, beruhigen, so würde man – vielleicht eine kleine Anzahl sehr gebildeter und unbefangener Haushaltungsvorstände abgerechnet – zweifellos eine Fülle der größten Missverständnisse und Sinnlosigkeiten, ja der unverkennbarsten Unwahrheiten in Kauf nehmen müssen.“<sup>45</sup>

Im Unterschied zu Czoernig hielt es Ficker jedoch für praktisch unmöglich, durch zusätzlichen Sachverstand, zusätzliche Beamte und Agenturen dieses Bild auf der individuellen Ebene zu korrigieren. Zwar bestand auch er auf dieser Korrektur durch eine ethnografisch orientierte Nationalitätenstatistik. Doch konnte das Ergebnis immer nur die Feststellung von Durchschnittswerten im Großen sein. Durchschnittsziffern ersetzen aus seiner Sicht damit die exakte Angabe vor Ort. Auf dieser Grundlage konnten aber weder exakte Karten erstellt noch genaue Ränder der Nationalitäten angegeben werden. Adolf Ficker setzte die ethnografische Methode zwar fort, war jedoch – im Unterschied zu Czoernig – aufgeschlossener für das Kriterium der Sprache, das er als Familiensprache interpretierte.

Der Leiter des Statistischen Amtes der Stadt Berlin Richard Böckh formulierte in den 1860er-Jahren eine Reihe methodischer Einwände gegen die ethnografische Aufnahme der Nationalität. Er zweifelte an der Objektivität des Wiener Vorgehens. Böckh verlangte ein eindeutiges statistisches Kriterium, das reproduzierbar und objektivierbar die Nationalität angab. Er lehnte die Vielfalt der in der ethnografischen Tradition angegebenen historischen, anthropologischen, ethnologischen, geografischen und klimatischen Elemente ab. Alle diese Momente könnten weder zusammen noch für sich alleine genommen ein ausreichend objektivierbares Kriterium der Nationalität angeben. Er fand

45 Adolf Ficker, Die „ethnographie internationale“, in: Statistische Monatsschrift 4 (1878), S. 549–563, hier S. 553.

dieses Kriterium stattdessen in der Sprache. Mit der Tradition des Sprachdenkens seit Johann Gottfried Herder teilte er die Annahme, dass erst die gemeinsame Sprache aus der Gemeinschaft der Sprechenden ein Kollektiv machte. Nur mittels Sprache war dieses Kollektiv zu tieferem geistigen Verständnis und zur Kommunikation in der Lage:

„Die Sprache ist das unverkennbare Band, welches alle Glieder einer Nation zu einer geistigen Gemeinschaft verknüpft; in der ersten menschlichen Gemeinschaft durch das Bedürfnis des gegenseitigen Verständnisses erzeugt, bewirkt sie fortdauernd die Möglichkeit dieses Verständnisses.“<sup>46</sup>

In zwei Publikationen arbeitete er die „statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität“ heraus. Alle anderen Merkmale der Nationalität wie auch alle anderen Formen jenseits der Erhebung der Volkssprache lehnte er aus wissenschaftlichen Gründen ab:

„Das charakteristische Zeichen der Völkerindividuen ist die Volkssprache, weil die Sprache das naturgemäße gesellschaftliche Organ des Menschen ist; jede Nation erstreckt sich so weit wie die Verständigung mittels einer Volkssprache erfolgt.“<sup>47</sup>

Sein Akzent auf Individualität und vertiefter geistiger Kommunikation führte ihn dazu, dass er die Sprache als Familiensprache auffasste. Auch für Richard Böckh kam es nicht infrage, die Nationalität direkt durch das Selbstbekenntnis der Befragten zu erfassen. Vielmehr sollte die Familiensprache erfragt werden. Er kombinierte einen idealistischen Ansatz geistiger Kommunikation durch Sprache mit der exakten statistischen Erfassung und quantifizierte die Volkssprache auf unterster Ebene. Das aber brachte ihn in Konflikt mit Grenzziehungen, die der Staat vorgenommen hatte. Seine Sprachkarte vom Preußischen Staat von 1864 erlaubte es, die Verhältnisse von mehreren Nationalitäten vor Ort in

46 Richard Boeckh, Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität, in: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 4 (1866), S. 259–402, hier S. 304.

47 Richard Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten, Berlin, 1869, S. 1; Boeckh, Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität, 1866.

20-Prozent-Schritten anzugeben: „Nicht nur das Überwiegen, sondern auch der Grad der Mischung zweier Volkssprachen in den einzelnen Ortschaften bietet besonderes Interesse dar.“<sup>48</sup>

Mit seinen Ergebnissen erreichte Böckh nicht nur ein wissenschaftliches Publikum, sondern auch die Öffentlichkeit und die Politik. 1863 veröffentlichte er eine Sprachenkarte des preußischen Staates. Bis 1871 wurden seine Veröffentlichungen zur Volkssprache als Argument für die Annexion des Elsass und Lothringens aufgefasst. Dennoch verteidigte er sprachliche Minderheitenrechte auf der Basis exakter statistischer Daten. Dies wirkte sich 1871 aus, als er in einem Artikel über die „natürlichen Grenzen Deutschlands gegen Frankreich“ eine Grenzlinie, die weitestgehend entlang der sprachlichen Grenze verlief, forderte. So sollte die frankofone Festungsstadt Metz bei Frankreich bleiben. Auch wenn er damit politisch nicht durchdrang, hatten seine statistischen Arbeiten doch Einfluss auf die Ränder des Deutschen Reiches. Mit Heinrich Kiepert zusammen forderte er Bismarck in einer Eingabe auf, drei deutschsprachige Gemeinden bei Thionville (= Diedenhofen) in das neue Reichsland einzubeziehen und im Gegenzug drei frankofone Gemeinden bei Belfort an Frankreich zurückzugeben. Dieser Forderung wurde tatsächlich im Frankfurter Frieden Rechnung getragen. Prompt galt er auf der französischen Seite als „statisticien de M. de Bismarck“.<sup>49</sup>

In der Nationalitätenpolitik Preußens und des Deutschen Reiches spielte die Statistik eine wichtige Rolle. Das Geschäftssprachengesetz von 1876, das „Gesetz über die Geschäftssprache der Behörden, Beamten und politischen Körperschaften des Staates“, bezog sich in erster Linie auf die Polnisch sprechenden Gebiete im Osten Preußens. Das politische Ziel des Gesetzes war es, die Zweisprachigkeit der Provinz Posen aufzuheben und durch das Deutsche zu ersetzen. Sein Paragraph 1 lautete:

48 Zitiert in: Labbé, *Die Grenzen der deutschen Nation*, 2007, S. 303.

49 Richard Boeckh, *Zur Erinnerung an Richard Boeckh*, *Geh. Reg. R. u. Prof. d. Statistik an d. Univ. Berlin Reden bei d. Trauerfeier am 9. Dezember 1907*; *Lebensgang u. Schriftenübersicht*, Halensee 1907, S. 21; Torsten Leuschner, *Richard Böckh (1824–1907). Sprachenstatistik zwischen Nationalitätsprinzip und Nationalstaat*, in: *Historiographia Linguistica* 31 (2004), S. 385–417, S. 407; Richard Boeckh/Heinrich Kiepert, *Historische Karte von Elsass und Lothringen: zur Uebersicht der territorialen Veränderungen im 17. und 18. Jahrhundert*, Berlin 1871.

„Die deutsche Sprache ist die ausschließliche Geschäftssprache aller Behörden, Beamten und politischen Körperschaften des Staats. Der schriftliche Verkehr mit denselben findet in deutscher Sprache statt.“<sup>50</sup>

Das Geschäftssprachengesetz von 1876 stellte den Versuch dar, sprachliche und nationale Räume zur Deckung zu bringen und damit den Nationalstaat als verbindliche Raumgröße auf lokaler Ebene durchzusetzen. Nationalpolitisch war das Ziel des Geschäftssprachengesetzes, einen systemischen inneren Rand an die äußere Grenze zu verlegen, also mehrere Ränder deckungsgleich zu machen: die Ränder der deutschen Sprachgruppe, die Ränder des preußischen Staates und im Prinzip die Ränder des deutschen Nationalstaates. In den Motiven zum Geschäftssprachengesetz hieß es entsprechend:

„Zu den Erscheinungen, in welchen sich das eigentümliche Leben einer Nation kundgibt, gehört in erster Reihe ihre Sprache. Ein Staat, welcher auf das nationale Gepräge Gewicht legt, muss daher die Nationalsprache, als ein Wahrzeichen seiner Einheit, im gesamten öffentlichen Leben zur Anwendung bringen. Umschließt er in seinen Grenzen eine anders redende Bevölkerung, so darf die Rücksicht auf die Freiheit der Letzteren in der Ausbildung und Benutzung ihres Idioms doch niemals dahin führen, diese andere Sprache als eine gleichberechtigte Staatssprache anzuerkennen.“<sup>51</sup>

Damit waren Formen legitimer Zweisprachigkeit nicht mehr zu vereinbaren. In ihrer Kritik an der Gesetzesvorlage griffen die polnischen Abgeordneten auf die Arbeiten von Richard Böckh zurück. Dieser hatte in seinen Arbeiten zwischen der Staatssprache und der Volkssprache differenziert. Den sachlichen Kern einer Nationalität hatte er in der Volkssprache gesehen, nicht in der Staatssprache. Mehr noch: Böckh war für einen Sprachenpluralismus eingetreten, weil er in den Volkssprachen die gemeinsamen geistigen Grundformen vorliegen gesehen hatte:

50 Zitiert in: Torsten Leuschner, „Die Sprache ist eben ein Grundrecht der Nation, das sich nur bis zu einer gewissen Grenze gewaltsam verkümmern läßt.“ Deutsch-polnische Gegensätze in der Entstehungsgeschichte des preußischen Geschäftssprachengesetzes von 1876, in: Germanistische Mitteilungen 54 (2000), S. 149–165, hier S. 151.

51 Zitiert ebd., S. 155.

„Mit dem Ausdrucke der Volkssprache kann man die Sprache bezeichnen, deren sich die zusammenlebenden Menschen im engsten Kreise der Familie und im weiteren Kreise des örtlichen und landschaftlichen Verkehrs zu ihrer Verständigung bedienen; sie ist das ihrem gemeinsamen Verständnisse entsprechende, ihr geistiges Gemeingut.“<sup>52</sup>

Die polnischen Abgeordneten wandten sich entschieden gegen die Dominanz der Staatssprache gegenüber der Volkssprache.<sup>53</sup> In ihrer Begründung zitierten die polnischen Abgeordneten Kasimir Kantak und Ignacy von Lyskowski am 7. März 1876 die Arbeiten von Richard Böckh. Wenn in den Motiven zu dem Geschäftssprachengesetz auf die Sprache als die Erscheinung, „in welcher sich das eigentümliche Leben einer Nation kundgibt“, verwiesen werde, dann verpflichte dies den Staat keineswegs zu einer einheitlichen Staatssprache, sondern vielmehr im Gegenteil zum Schutz aller Sprachen im Staate. Kantak meinte im Anschluss an Böckh: „Die Sprache ist eben ein Grundrecht der Nation, das sich nur bis zu einer gewissen Grenze gewaltsam verkümmern lässt.“<sup>54</sup> Diese Grenze war eine systemische Grenze, keine Raumgrenze. Die polnischen Abgeordneten insistierten unter Rückgriff auf die Sprachenstatistik und die Grundannahmen der Völkerpsychologie, wie sie Böckh und andere teilten, darauf, dass das Sprachkriterium der Nationalität den Sprachenpluralismus und die Mehrsprachigkeit erfordere, nicht die Dominanz der Staatssprache.

Bereits hier standen sich zwei begriffliche Systeme gegenüber, die blickbildend waren. Die Blickbildung auf die Nationalität war auf polnischer und preußischer Regierungsseite unterschiedlich. Die Autoren des preußischen Geschäftssprachengesetzes argumentierten mit der objektiven Bedeutung des Nationenkriteriums Sprache und verbanden es mit der nationalen kollektiven Ebene. Auch ihre Widersacher unter den polnischen Abgeordneten im preußischen Abgeordnetenhaus betonten die objektive Bedeutung von Sprache, wollten sie jedoch sehr viel stärker auf der lokalen, wenn nicht individuellen Ebene messen. Die Objektivität der Nationalität war mehrdeutig: Sie konnte den staatlich verfassten Raum meinen, aber auch das individuelle Bekenntnis. Sie konnte Raumtyp oder Systemtyp sein.

52 Böckh, *Der Deutschen Volkszahl*, 1869, S. 8.

53 Leuschner, *Grundrecht der Nation*, 2000.

54 Kasimir Kantak, zitiert ebd., S. 162.

Die Blickbildung auf Nationalität auf dem Internationalen Statistischen Kongress  
Dieser Widerspruch wurde in den Debatten des Internationalen Statistischen Kongresses zu Beginn der 1870er-Jahre offensichtlich. Die Statistik hatte sich von der allgemeinen Beschreibung der Staaten hin zur exakten zahlenmäßigen Erfassung von Gesellschaft, Wirtschaft und Staat entwickelt. Während sie im 18. Jahrhundert noch methodisch ungenau gewesen war und Kataloge von qualitativen Merkmalen angehäuft hatte, entwickelte sich die Statistik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluss des Belgiers Quetelet zu einer exakten Disziplin, die mittels ihrer Daten Räume genau abgrenzen wollte. Die „Politik der großen Zahlen“ erlaubte es den Nationalstaaten, sich in objektivierten Räumen zu verorten.<sup>55</sup> Im Zeitalter der Nationalstaaten erhoben die Statistiker Daten in einem bis dahin unbekanntem Ausmaß. Dazu trug nicht nur die wirtschaftliche Entwicklung bei, sondern auch die Migration. Zum Forum des internationalen Austausches der Statistiker und der Klärung gemeinsamer methodischer Fragen wurde der 1853 gegründete „Internationale Statistische Kongress“. Wiewohl kein Staat gezwungen war, den Empfehlungen des Internationalen Statistischen Kongresses zu folgen, setzten die allermeisten Regierungen seine Empfehlungen um. Die Volkszählungen wurden in der Folge mit ähnlichen Methoden und Kriterien abgehalten. In England zählte man seit 1801 alle zehn Jahre, in Britisch-Indien ab 1871 ebenfalls, und auch in der Habsburgermonarchie seit 1880. Der Internationale Statistische Kongress diskutierte seit seinem Treffen in London 1860 die Frage, ob die Nationalität zu einem Kriterium moderner Volkszählungen werden könne. Die britische und die französische Seite sahen in der Nationalität den Ausdruck der Staatsangehörigkeit. Deutsche, österreichische und russische Statistiker erkannten darin das Merkmal ethnischer Zugehörigkeit. Der Kongress von Sankt Petersburg 1872 sollte hier endlich eine methodische Klärung bringen.<sup>56</sup> Man entschied sich sowohl für die Einführung einer Rubrik „Nationalität“ als Staatsangehörigkeit als auch für eine eigene Rubrik „langue parlée“, was sich an die Überlegungen von Richard Böckh anschloss. Die „langue parlée“ verstand man in Österreich-Ungarn als „Umgangssprache“. Zur Begründung führten die Protokolle an:

55 Desrosières/Stern, Die Politik der großen Zahlen, 2005.

56 Vgl. Jörn Leonhard/Ulrike von Hirschhausen, Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert, Göttingen [u. a.] 2011, S. 56–58.

„La langue maternelle ou la langue parlée est donc le seul caractère ethnographique, que le recensement puisse rechercher. La recherche de la langue est de la plus haute importance pour la statistique internationale ethnographique, la seule, qui puisse être étudiée attendu que sa solution permet de trouver les limites des nationalités.“<sup>57</sup>

Mit diesem Kompromiss, sowohl die Staatsangehörigkeit als auch die Umgangssprache zu zählen, blieb jedoch die Frage unbeantwortet, wie sich beide Kriterien zueinander verhielten und wie die Nationalität theoretisch verstanden und praktisch gemessen werden sollte, wenn beide Kriterien nicht übereinstimmten. Vor allem aber bot die exakte Erhebung der Sprache statistische Probleme. Drei Gutachten wurden für den Sankt Petersburger Kongress in Auftrag gegeben. Sie sollten folgende Fragen beantworten:

„De quelle manière et par quels moyens la nationalité de la population peut-elle le plus sûrement être constatée? Quels sont les signes caractéristiques (langue, naissance, descendance, aveu) sur lesquels se fonde l'idée de nationalité et sous quelle forme les formulaires qui devraient servir à des levées de ce genre, devraient-ils être rédigés aussi pour une population moins avancée en civilisation?“<sup>58</sup>

Alle drei Gutachter kamen aus Österreich-Ungarn, wo dieses Problem am markantesten auftrat. Dabei zeigte sich, dass auch die Definition der Nationalität entlang des Kriteriums der Umgangssprache nicht eindeutig war. Besonders Adolf Ficker bezweifelte in seinem Gutachten für die Permanenzkommission des Internationalen Statistischen Kongresses, dass die „Umgangssprache“ so erhoben werden könne, dass sie Auskunft über die Nationalität geben könne. Die Umgangssprache sei dem Druck der Nationalitätenbewegungen ausgesetzt, wie sie im Habsburgerreich zuhauf vertreten seien. Der öffentliche Raum sei sprachlich ein umstrittener Raum, seine statistische Erfassung mithin immer eine Stellungnahme im Kampf der Nationalitäten um räumliche Vorherrschaft und Ausdehnung. Die „langue parlée“ sei daher

57 Zitiert in: Brix, Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation, 1982, S. 90.

58 Zitiert ebd., S. 91.

„gewiss nicht notwendig die Sprache, welche vom betreffenden Individuum im öffentlichen Leben geredet wird, da eine solche Sprache in der Regel für eine größere administrative Genossenschaft eine einheitliche sein muss und den Gliedern derselben durch mancherlei Umstände, ja nicht ganz selten bloß durch den Willen einer leitenden Gewalt oder herrschenden Partei vorgezeichnet wird.“<sup>59</sup>

Stattdessen kam Adolf Ficker auf seinen früheren Vorschlag zurück, stärker ethnografisch geleitet die Nationalität vor Ort durch eine Summe von Merkmalen zu beschreiben, die dann einen Durchschnitt der Zuordnung zu Nationalitäten angeben konnten. Zu diesen ethnografischen Merkmalen gehörte auch die Sprache, die er nicht als Umgangssprache, sondern als „Familiensprache“, als „Sprache, deren sich das betreffende Individuum im Familienkreise gewöhnlich bediente“, auffasste. Ficker blieb skeptisch gegenüber der Erhebung durch Selbstbekenntnis. Er und seine Kollegen führten hier immer wieder den niedrigen Bildungsstand weiter Teile der Bevölkerung als Grund an. Stattdessen bevorzugte Ficker die Beobachtung durch die Beamten.

Dies lief auf den paradoxen Umstand hinaus, dass letztlich die Befragten wegen ihres niedrigen Bildungsstandes nicht Auskunft geben konnten über ihre Familiensprache, die sie doch von Kind an in der Familie benutzten. Fickers Raumkonstruktion arbeitete zwar nicht mit Rändern und Grenzen, dafür jedoch mit einem hierarchischen staatlichen Zentrum. Es war der Blick des Zentrums, der die Zuordnung zu Nationalitäten herstellte. Bis 1880 und damit zur nächsten österreichisch-ungarischen Volkszählung sollte diese Interpretation für den Vielvölkerstaat in Kraft bleiben. International konnte Ficker sich damit nicht durchsetzen.

Der ungarische Statistiker und Ministerialrat Karl Keleti distanzierte sich in seinem Gutachten für die Permanenzkommission von der ethnografischen Aufnahme der Nationalität, die letztlich durch die Zählbehörde an den Gegenstand herangetragen wurde. Für ihn war die Nationalität das Ergebnis von subjektiver Anteilnahme und Zugehörigkeitsgefühl. Gefragt werden sollte also der Einzelne. Nur durch das Selbstbekenntnis konnte die Nationalität des Einzelnen erfasst werden. Nationalität war für Keleti nicht der Durchschnitt einer Großgruppe, sondern entstand aus dem individuellen Selbstbekenntnis. In seinem

---

59 Zitiert ebd., S. 94.

Gutachten von 1874 ging Keleti auf die praktische und die theoretische Seite dieses Zählvorgangs ein:

„Pour obtenir les résultats désirés il faudrait s'adresser individuellement à tous les chefs de famille, aux pères et aux mères, pour leur demander à quelle nationalité ils se rattachent? Leur demander leur origine, leur lieu de naissance, la langue parlée dans la famille, leur langue maternelle et celle qu'ils savent; prendre en considération leur descendance et les indices de races – qui, dans la population agricole par exemple, n'est pas encore aussi complètement effacée que dans les classes plus civilisées – il faudrait enfin, tenir exactement compte de tous ces renseignements, de toutes ces manifestations et aveux et, les notant dans les rubriques correspondantes, en tirer ensuite logiquement le résultat qui s'exprimera par un mot, qui sera celui de la nationalité de l'individu; et faisant le dépouillement de toutes ces données, ainsi que celui de la somme de toutes ces données individuelles, nous parviendrons à obtenir le chiffre correct des différentes nationalités.“

Seine theoretische Definition von Nationalität kam der von Ernest Renan an der Sorbonne gegebenen Definition der Nation erstaunlich nahe:

„La nationalité n'est pas autre chose qu'un sentiment, analogue à celui de la religion, s'alliant au patriotisme qui anime tout individu et pouvant dépendre aussi du libre choix, aussi bien que la patrie; ce n'est qu'un sentiment sur lequel réagissent l'appartenance, la naissance ou descendance, les caractères des races et tout ce qui en dépend, et qui, tendant à se manifester, comme la religion le fait par ses dogmes et ses cérémonies, se sert de la langue comme instrument de ces manifestations.“<sup>60</sup>

Dieses Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Nationalität sah Keleti nicht im Sinne der individuellen Willkür, sondern der „héritage de nos pères“, also der generationenübergreifenden Kontinuität. Wie die Familiensprache von einer Generation

60 Karl Keleti, *Qu'est ce que la Nationalité?* Memoire rédigé en vue du IX. congrés international de statistique, Budapest 1874, S. 8. Vgl. auch: ders., *Unser Vaterland und dessen Bevölkerung*, Budapest 1871; ders., *Ungarns Nationalitäten auf Grund der Volkszählung des Jahres 1880*, Budapest 1882. Vgl. Ernest Renan, *Was ist eine Nation?* (= dt. Fassung von *Qu'est-ce qu'une nation?* [1882]), in: Michael Jeismann/Henning Ritter (Hg.), *Grenzfälle. Über alten und neuen Nationalismus*, Leipzig 1993, S. 290–311.

auf die nächste weitergegeben werde, so auch die Nationalität. Keleti sprach sich also nicht für die individuelle Willensnation aus, sondern stärker für das Individuum als Zähl- und Bekenntniseinheit.

Für den Ungarn Keleti war die Objektivitätsgarantie der Raumkonstruktion nicht mehr das ethnografische Wissen, sondern die Summe der individuellen Befragungen. Das nahm den Druck der behördlichen Zwangszuschreibung von Nationalität von der Bildgebung. Das Ziel war jedoch immer noch Eindeutigkeit: Jedes Individuum sollte eine Nationalität haben, die es eindeutig bekennen konnte. Keleti führte später selbst Volkszählungen nach diesem Muster durch und beteiligte sich an der Bildgebung in eigenen Publikationen.<sup>61</sup> Wie Ficker, der dritte Gutachter Ignaz Glatter und zuvor Karl von Czoernig vermittelte auch Keleti zwischen der fachinternen statistischen Diskussion und der Öffentlichkeit. Er machte die Ergebnisse der Volkszählungen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich und wirkte bildgebend auf die Ergebnisse der Nationalitätenstatistik. Auf dem Internationalen Statistischen Kongress in Den Haag 1869 hatte er bereits eine Nationalitätenstatistik für Ungarn gefordert. Keleti gehörte neben Baron Eötvös zu den Statistikern Ungarns, die ihre Ergebnisse in öffentlichen Vorträgen, Konferenzen und zahlreichen Publikationen bekannt machten.<sup>62</sup>

Auch der dritte Gutachter, Ignatz Eduard Glatter, vormals Direktor des Statistischen Amtes in Wien, wollte Sprache und Nationalität nicht einfach identifizieren. Anders als seine Kollegen differenzierte er nicht innerhalb des Sprachkriteriums zwischen Umgangssprache und Familiensprache, sondern favorisierte russische Kriterien: „Lassen wir alle Nationalitätenfragen und

61 Karl Keleti, *Unser Vaterland und dessen Bevölkerung*, Pest 1871; Ders., *Skizze der Landeskunde Ungarns: einleitender Teil des ung. Kataloges zur Wiener Weltausstellung*, Budapest 1873.

62 Ders., *Skizze der Landeskunde Ungarns: einleitender Teil des ung. Kataloges zur Wiener Weltausstellung*; Ders., *Vorlage über den Plan zur Verfassung einer internationalen statistischen Bibliographie an die Permanenz-Commission des 9ten internationalen statistischen Congresses*, o. O. 1875; Ders., *Qu'est ce que la Nationalité? Memoire rédigé en vue du IX. congrés international de statistique*, Budapest 1874 (Übersetzung bei Ludwig Gumplowicz, *Das Recht der Nationalitäten und Sprachen in Oesterreich-Ungarn*, Innsbruck 1873). Zu Keletis Gutachten vgl. Brix, *Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation*, 1982, S. 95 f.; Rudolf Kleeberg, *Die Nationalitätenstatistik, ihre Ziele, Methoden und Ergebnisse*, Weida i.Th. 1915, S. 45 f.

Aufnahmen und werfen wir uns stattdessen lieber auf das Studium der Rassen!<sup>63</sup> Methodisch wollte er allerdings Keleti folgen und Rassenzugehörigkeit nicht über die Fremdbeobachtung, sondern über das Selbstbekenntnis erheben. Dem sollte in einem zweiten Schritt die wissenschaftliche und ethnografische Einordnung der Befunde folgen.<sup>64</sup>

Die drei Gutachten für die Permanenzkommission unterschieden sich in ihren Vorschlägen, die Nationalität statistisch zu erheben. Methodisch entschied sich Adolf Ficker für die ethnografische Fremdbeobachtung durch die Zähler, während die beiden anderen Gutachter, Keleti und Glatter, das Selbstbekenntnis in den Mittelpunkt stellten. Inhaltlich wollte Ficker die Familiensprache, Glatter die Rassenzugehörigkeit und Keleti das subjektive Zugehörigkeitsgefühl zählen. Damit aber war weder auf der internationalen noch auf der nationalen Ebene noch eine gemeinsame Raumkonstruktion möglich. Die Gutachten wurden während des Internationalen Statistischen Kongresses in Budapest 1876 nicht diskutiert und blieben ohne Wirkung. Nachdem sich die internationale Statistik nicht hatte einigen können, begann die politische Phase der Nationalitätenstatistik. Die staatlich inspirierte Raumimagination hatte sich durchgesetzt.

#### Bildgebung und Blickbildung der nationalen Ränder

Zwischen ungefähr 1850 und 1874 führte die mitteleuropäische Statistik eine Methodendebatte darüber, wie man Nationalität messen könnte. Sie betraf sowohl die Konstruktion des nationalen Raumes wie auch die Frage, ob Nationalität überhaupt räumlich abgebildet werden kann. Auch im Zeitalter der Nationalstaaten waren Räume nicht einfach vorgegeben, sondern umstritten.<sup>65</sup> Nationale Räume

63 Eduard Glatter, zitiert in: Brix, *Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation*, 1982, S. 96.

64 Ignaz Eduard Glatter, *Gedanken über die Kriterien der Nationalität*, Budapest 1874, S. 4. Zu Glatters Gutachten vgl. Ebd., S. 96 f.; Kleeberg, *Die Nationalitätenstatistik*, 1915, S. 47; Gumpłowicz, *Das Recht der Nationalitäten und Sprachen in Oesterreich-Ungarn*, 1873, S. 262.

65 Die international uneinheitliche statistische Erhebungspraxis der Nationalität ist ausführlich dargestellt in: Adolph Ficker, *Qu'est ce que la Nationalité? Memoire rédigé en vue du IX. congrés international de statistique*, in: (Hg.), *Mémoires de la Commission permanente du Congrès international de Statistique* (27. 4. 1874), Budapest 1874, S. 203–227, bes. S. 214–222.

waren „contested spaces“. Verschiedene Akteure benutzen unterschiedliche Parameter, um ihre Daten zu erheben. Auch das Kriterium Sprache war nicht eindeutig. Es konnte die Umgangssprache oder die offiziell gebrauchte Geschäftssprache bei Behörden meinen, die Kirchensprache oder die Familiensprache. Selbst ein Begriff wie die immer wieder gebrauchte „langue parlée“ war mehrdeutig; sie konnte die Umgangssprache oder die Familiensprache bedeuten.

Die Statistik visualisierte ihre Ergebnisse, was nicht unproblematisch war. Die ethnografische Fremdbeobachtung durch staatliche Beamte hatte andere Räume abgebildet als das Selbstbekenntnis der Befragten. Die Schwierigkeiten begannen nicht erst bei dem Kriterium, nach dem gefragt wurde, sondern bereits bei der Zählmethode, also der Art und Weise, wie die Daten erhoben und ausgewertet wurden. Vor allen Dingen aber war die Statistik dadurch raumbildend und blickgebend, weil jeder Befragte nur eine Sprache angeben durfte. Mehrsprachigkeit war als Antwort nicht vorgesehen. Alle Beteiligten an der Methodendiskussion teilten die Auffassung, soziale Individuen sollten eindeutig Raumpunkten zugeordnet werden. Woher kam diese struktur- und blickbildende Annahme?

Die Forderung der eindeutigen Zurechenbarkeit der Mitglieder eines Staatsverbandes rührte ideologisch von der Tradition des nationalen Denkens her. Jeder Staatsbürger hatte einem Nationalstaat zuzugehören, in dem er seinen Wehrdienst leistete, wählen ging, Steuern zahlte und Schüler war. Der Berechtigungsinhalt der Staatsangehörigkeit war jedoch über das staatliche Schutzversprechen hinaus kaum entwickelt, vor allen Dingen nicht auf die aktive Teilnahme am Staat hin. Sie war in erster Linie ein Instrument zur Öffnung und Schließung in Zeiten der Migration.<sup>66</sup> Die Staatsangehörigkeit regelte – wie im preußischen Fall 1842 – die Versorgungsansprüche im Verarmungsfall nach der Migration, also wer Unterhaltszahlungen zu leisten hatte, wenn der Migrant und seine Familie nicht mehr arbeitsfähig waren.

Der Berechtigungsinhalt der Nationszugehörigkeit reichte weiter. Während die Staatsangehörigkeit etwa im Blick auf die Wahlberechtigung oder die Bewegungsfreiheit eingeschränkt werden konnte, war dies bei der Nationszugehörigkeit

---

66 Vgl. Alain Chatriot/Dieter Gosewinkel, *Figurationen des Staates in Deutschland und Frankreich, 1870–1945 Les figures de l'État en Allemagne et en France 1870–1945*, München 2006; Dieter Gosewinkel, *Einbürgern und Ausschließen: die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland*, Göttingen 2001.

anders. Die Staatsangehörigkeit konnte gestuft und qualifiziert werden, die Nationszugehörigkeit nicht. Die Deutschen, die Franzosen oder die Schweizer sollten untereinander gleich sein. Auf Anthony Giddens geht die These zurück, dass die Nationszugehörigkeit Druck auf die Staatsangehörigkeit ausübte. Beide waren im Nationalstaat idealerweise deckungsgleich: systemisch und räumlich. Aus durchlässigen „frontiers“ wurden „borders“ mit einem Grenz- und Passregime.<sup>67</sup> Dieser Vorgang wurde als „Delimitation“ oder „Demarkation“ beschrieben.

Die nationale Forderung, staatliche und nationale Räume deckungsgleich zu machen, gab demokratische und wohlfahrtsstaatliche Impulse. Demokratische Systeme entwickelten sich historisch gesehen typischerweise in Nationalstaaten. Die einzige gravierende Ausnahme stellt die Demokratisierungsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland nach 1949 dar.<sup>68</sup> Aber selbst in der deutschen Geschichte ging im 19. Jahrhundert die Demokratisierung des Wahlrechts mit der Nationalstaatsgründung einher. Alle Männer über 25, die keine Armenunterstützung erhielten, konnten seit 1867 im Norddeutschen Bund und seit 1871 im Deutschen Reich den Reichstag wählen. Im Blick auf das Frauenwahlrecht, das typischerweise nach dem Ersten Weltkrieg in Europa eingeführt wurde, muss der Zusammenhang zwischen demokratischer Öffnung und gewaltsamer nationaler Schließung sogar noch stärker hervorgehoben werden. Der gleiche Zusammenhang gilt für den Wohlfahrtsstaat und den Nationalstaat. Auch Wohlfahrtsstaaten entwickelten sich typischerweise in Nationalstaaten, nicht dagegen in multinationalen Reichen – mit der teilweisen Ausnahme Österreich-Ungarns –, in informellen Empires wie dem britischen Empire oder gar in formellen Kolonialgebieten. Sie setzten eine soziale Schließung von Räumen voraus, ähnlich wie die Zurechnung der Wahlberechtigung.

Dennoch – und darauf deutete die Methodendebatte der Statistiker hin – wurden die nationalen Räume nie gänzlich geschlossen. Die vollständige Deckungsgleichheit blieb ein nationalistisches Ideal. Das Konzept der räumlich

67 Andreas Fahrmeir, Paßwesen und Staatsbildung im Deutschland des 19. Jahrhunderts, in: *Historische Zeitschrift* 271 (2000), S. 57–91. Für die spanisch-französische Grenze vgl. Peter Sahlins, *Boundaries: the making of France and Spain in the Pyrenees*, Berkeley [u. a.] 1991. Vgl. Anthony Giddens, *The Nation State and Violence. A Contemporary Critique of Historical Materialism* 2, Cambridge 1985.

68 Jürgen Kocka, *Arbeiten an der Geschichte. Gesellschaftlicher Wandel im 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen [u. a.] 2011.

objektivierbaren Nation stieß an seine Grenzen. An die Aporien knüpften sozialwissenschaftliche Sinnstiftungen an, die nicht mehr räumlich, sondern mit sozialen Gruppen argumentierten.

Die imaginierte nationale Einheit blieb nicht nur faktisch fragmentarisch, sie war bereits in ihren Blickbildungen widersprüchlich. Die Auswanderung etwa der Deutschen in die Vereinigten Staaten und nationale Mischzonen wie Oberschlesien, Elsass-Lothringen oder das Grenzgebiet zwischen Italien und Österreich-Ungarn setzten dieser eindeutigen Zurechenbarkeit immer wieder Grenzen.<sup>69</sup> Auch wenn viele Statistiker auf die Schließung zuarbeiteten, blieben ihre Methoden umstritten, die Begriffe uneindeutig und die Zählpraxis widersprüchlich. Auf seinem Budapester Kongress 1874 gab es der Internationale Statistische Kongress auf, ein gemeinsames Kriterium zur statistischen Erhebung der Nationalität zu suchen. Zu aussichtslos erschien die Suche.<sup>70</sup>

Bereits das Kriterium Sprache als das am häufigsten genannte Kriterium für Nationalität konnte mehreres implizieren: Die Sprache konnte einen holistischen Blick implizieren und damit ein Argument zur politischen Homogenisierung und Schließung des Nationalstaats sein. Sie konnte aber auch in der Tradition des Sprachdenkens und der Völkerpsychologie Mischungsverhältnisse und Abstufungen, Mehrfachidentitäten und Doppelloyalitäten sichtbar machen.<sup>71</sup>

Dieser Unterschied der Sichtweisen lässt sich mit der französischen Wissenschaftshistorikerin Morgane Labbé Institutionen der Wissensproduktion zuordnen und periodisieren.<sup>72</sup> Die ältere Tradition der Kartografie arbeitete mit Karten und Texten. Die Nationalitätenkarten bis um 1860 enthielten lange Kommentare beziehungsweise einen umfangreichen erläuternden Textteil, der die Angaben auf der Karte beschrieb. Hier wirkte die Tradition der Ethnografie mit ihren Hinweisen auf die Herkunft und die „Geschichte der Völker“ nach.

69 Laurence Cole, *Different paths to the nation: regional and national identities in Central Europe and Italy, 1830–70*, Basingstoke England ; New York 2007.

70 Nico Randeraad, *States and statistics in the nineteenth century: Europe by numbers*, Manchester [u. a.] 2010.

71 Egbert Klautke, *The mind of the nation. Völkerpsychologie in Germany, 1851–1955*, New York [u. a.] 2013; Moritz Lazarus/Klaus Christian Köhnke, *Grundzüge der Völkerpsychologie und Kulturwissenschaft*, Hamburg 2003; Uwe Wolfradt, *Ethnologie und Psychologie. Die Leipziger Schule der Völkerpsychologie*, Berlin 2011.

72 Vgl. Labbé, *Die Grenzen der deutschen Nation*, 2007; dies., *La carte ethnographique*, 2004.

Die Nationalitätenaufteilung der Gegenwart war so das Ergebnis einer langen, oft tausendjährigen Geschichte. Institutionell war diese Form der Bildgebung an den Universitäten verankert, also mit staatlichen und universitär-akademischen Objektivitätsbeglaubigungen verbunden. Umfangreiche Angaben aus Geschichte, Anthropologie und Geografie flossen in die Bildgebung und Textgestaltung ein. Ihre Ergebnisse – die Nationalitätenkarten von Bernhardi, Czoernig, Berghaus und Kiepert – griffen in die politische Debatte um die großdeutsche und kleindeutsche Frage ein. Sie waren theoretische Argumente im politischen Kampf. Die zweite Auflage seiner Karte widmete Karl Bernhardi, der selbst Mitglied der Paulskirchenversammlung war, 1849 „den Mitgliedern der verfassungsgebenden deutschen National-Versammlung in Frankfurt zur Erinnerung an die lebhaften Erörterungen über die natürlichen Grenzen des Deutschen Reiches“<sup>73</sup>. Die Karten von Karl Bernhardi und anderen wollten kartografisch sichtbar machen, was politisch noch nicht gegeben war – etwa die kleindeutsche Nation –, beziehungsweise kartografisch sicherstellen, was politisch gefährdet schien – etwa die Einheit Österreich-Ungarns. Die visualisierte Einheit besaß einen politischen Sinn im Zusammenhang der nationalen Debatten.

Diese Form der ethnografischen Kartografie kam seit den 1860er-Jahren unter Druck. Die Vorstellung der statistischen Messbarkeit von Nationalitäten machte aus Nationalitätstatsachen Bevölkerungstatsachen. Der damit einhergehende Objektivitätsglaube kam aus der quantifizierenden Statistik und entsprang letztlich dem methodischen Ideal der exakten Reproduktion. Nicht mehr die Beschreibung, sondern die Messung sollte jetzt die strittigen nationalen Fragen klären. Institutionell herrschte dieser Zugriff bei den Statistikämtern, also außeruniversitären Institutionen vor. Ihr Interesse bestand nicht mehr in der historischen Beschreibung und Herleitung von nationalen Unterschieden, sondern viel eher in der Messung des Wandels in der Gegenwart.<sup>74</sup>

Der preußische Nationalitätenstatistiker Richard Böckh nahm in diesem Schema eine Zwischenstellung ein. Er war einerseits offizieller Vertreter des Königlich Preußischen Bureaus für Statistik und perfektionierte die quantitativen Zählverfahren. Aber er verzichtete andererseits nicht auf die qualitative Interpretation der Zahlen. Seiner Sprachenkarte ließ er eine umfangreiche

73 Karl Bernhardi, zitiert in: Labbé, *Die Grenzen der deutschen Nation*, 2007, S. 296.

74 Ebd., S. 316.

Darstellung und eine methodische Rechtfertigung folgen.<sup>75</sup> Vor allem aber interpretierte er das Sprachkriterium in der Linie des idealistischen Sprachdenkens seit Johann Gottfried Herder und Ernst Moritz Arndt, der 1859 im Alter von 90 Jahren der Taufpate seines Sohnes geworden war.<sup>76</sup> Ganz in der Tradition des Sprachidealismus schuf Sprache für ihn geistiges Verständnis, Kommunikation und Individualität – und erst darüber die Zugehörigkeit zu einer Nation. Die Bedeutung der Sprache für die geistige Kommunikation erforderte die Achtung der Volkssprache, die Böckh als Familiensprache auffasste. Der Staat hatte nach Böckh die Sprachenvielfalt zu schützen und nicht durch eine einheitliche Geschäftssprache zu ersetzen. Dennoch konnte sich Böckh damit nicht durchsetzen. Zwar folgten ihm Teile der Völkerpsychologie um Heymann Steinthal und Moritz Lazarus. Auch der württembergische Statistiker Gustav Rümelin argumentierte methodisch auf der Höhe des quantitativen Ideals, ohne holistisch und homogenisierend zu werden. Langfristig setzten sich aber die staatlichen und nationalen Gesichtspunkte in der Statistik durch.<sup>77</sup>

In der Imagination des Nationalen erhielten auf die Dauer Raumtypen des Sozialen den Vorzug gegenüber systemischen Typen des Sozialen, wie sie noch Böckh vertreten hatte. Die systemischen Typen gliederten die Gesellschaft nach sachlichen Gesichtspunkten, ohne sie strikt zu territorialisieren. Die Ränder dieser Gruppen verliefen – *sit venia verbo* – „innerhalb“ der Gesellschaften, ein Sprachgebrauch, der bereits die Unvermeidlichkeit räumlicher Vorstellungen von Gesellschaft impliziert. Die „Außengrenzen“ von Gruppen mussten daher nicht deckungsgleich und schon gar nicht dauerhaft sein. Der Gebietstausch – wie derjenige Bayerns gegen die österreichischen Niederlande – war bis ins späte 18. Jahrhundert nichts

75 Boeckh, Sprachkarte vom Preußischen Staat nach den Zählungsaufnahmen vom Jahre 1861; Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten, 1869; Boeckh, Die geschichtliche Entwicklung der amtlichen Statistik des Preussischen Staates. Eine Festgabe für den internationalen statistischen Congress in Berlin, 1863.

76 Leuschner, Richard Böckh (1824–1907). Sprachenstatistik zwischen Nationalitätsprinzip und Nationalstaat, 2004, S. 393.

77 Siegfried Weichlein, „Qu'est-ce qu'une nation?": Stationen der deutschen statistischen Debatte um Nation und Nationalität in der Reichsgründungszeit, in: Klaus-Peter Sick/Wolther von Kieseritzky (Hg.), Demokratie in Deutschland. Chancen und Gefährdungen im 19. und 20. Jahrhundert. Historische Essays, München 1998, S. 71–90; Patriarca, Numbers and nationhood, 1996; Alain Desrosières, L'argument statistique, Paris 2008; Desrosières/Stern, Die Politik der großen Zahlen, 2005.

Undenkbares und Unvorstellbares. Der Nationalstaat und seine Raumvorstellungen veränderten dies gründlich. Raumtypen glichen die Raumgrenzen nach außen einander an: Die deutschen Katholiken sollten die gleiche Außengrenze besitzen wie die deutschen Protestanten, die deutschen Arbeiter und so weiter. Im Falle Italiens wird das besonders deutlich. Nach der Staatsgründung 1861 wurde die Statistik zu einer Legitimationsideologie der neuen herrschenden Schicht und des neuen Staatsapparats, der sich der Aufgabe des Nation-Building widmete. Die Publikation der ersten Ergebnisse der nationalen Statistik gehörte zu den wenigen Momenten, an denen sich die italienische Nation manifestierte.<sup>78</sup> Die Statistik erlaubte dies nicht zuletzt deswegen, weil sie ihren Gegenstand stillstellte und so auch räumlich immobilisierte. Damit aber wurde eine Spannung politisch aufgelöst, die historisch schwerlich aufgehoben werden kann. Denn wie der Göttinger Historiker August Ludwig von Schlözer bereits 1804 zuspitzend bemerkt hatte: „Die Geschichte ist eine fortlaufende Statistik, und Statistik eine stillstehende Geschichte.“<sup>79</sup>

---

78 Patriarca, *Numbers and nationhood*, 1996, S. 4.

79 Johann Gottfried Herder hatte das Verhältnis von Geografie und Geschichte ähnlich bestimmt: „Geographie ist die Basis der Geschichte, und die Geschichte nichts als die in Bewegung gesetzte Geographie.“ Vgl. Karl Heinrich Ludwig Pölitz, *Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit* 4, Leipzig 1828, S. 9; August Ludwig von Schlözer, *Theorie der Statistik* 1, Göttingen 1804, S. 86.

Johannes Feichtinger

## **Modernisierung, Zivilisierung, Kolonisierung als Argument**

Konkurrierende Selbstermächtigungsdiskurse  
in der späten Habsburgermonarchie

Die späte Habsburgermonarchie war ein vielsprachiger, interkultureller und multikonfessioneller Staat: „Das gedruckte Wort [war] um die Jahrhundertwende ziemlich bunt“; drei Weltreligionen waren gesetzlich anerkannt, die Nationalitäten kamen „irgendwie miteinander aus“<sup>1</sup>. Auf seine Art war das Reich Kaiser Franz Josephs somit einzigartig: „Wir sind so begabt, Orient und Okzident vermählen sich in uns, Süden und Norden; eine zauberhafte Vielfalt, eine wunderbare Kreuzung von Rassen und Nationen, ein märchenschönes Mit- und Ineinander aller Kulturen, das sind wir!“ Mit diesen Worten charakterisierte Robert Musil die patriotische Selbstüberschätzung, die in „Kakanien“ vorherrschte, um sie sogleich mit der rauen Wirklichkeit der Wahrnehmung der k. u. k. Monarchie in Europa zu konfrontieren: „Wir hätten theoretisch mit unserer Völkerdurchdringung der vorbildliche Staat der Welt sein müssen; mit solcher Sicherheit, daß sich eigentlich gar nicht sagen läßt, warum wir praktisch nicht darüber hinausgekommen sind, ein europäisches Ärgernis zu sein, gleich hinter der Türkei.“<sup>2</sup>

Der „unverstandene Staat“<sup>3</sup> der Habsburger wurde schon im 19. Jahrhundert als rückständiger Herrschaftsverband alten Typs eingestuft. Hegel bezeichnete ihn despektierlich als eine „politische Macht für sich“, die hinter dem „zivilisierten

- 
- 1 György Konrád, Der Traum von Mitteleuropa, in: Erhard Busek, Gerhard Wilfing (Hg.), Aufbruch nach Mitteleuropa. Rekonstruktion eines versunkenen Kontinents, Wien 1986, S. 87–97, hier S. 88. Ich danke Klemens Kaps für die kritische Durchsicht dieses Kapitels.
  - 2 Robert Musil, Buridans Österreicher (14. Februar 1919), in: ders., Gesammelte Werke II. Prosa und Stücke. Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches, Essays und Reden, Reinbek bei Hamburg 2000, S. 1030–1032, hier S. 1031.
  - 3 Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, hg. von Adolf Frisé, Reinbek/Hamburg 1983, S. 32.

Europa“ weit zurückstehe.<sup>4</sup> Um 1900 wirtschaftlich halbwegs auf europäischem Niveau, wurde der Monarchie immer wieder relative Rückständigkeit, zugleich aber Entwicklungs- und Modernisierungsfähigkeit zugeschrieben. Den Maßstab hierfür gab das „moderne Europa“ – Westeuropa – ab. Im Habsburgerreich war Modernisierung, das erklärte Ziel aufstrebender bürgerlicher Schichten, allerdings nicht frei von Ambivalenzen: Modernisierung bedeutete Industrialisierung und sozialen Wandel, aber auch Nationalisierung.<sup>5</sup> Sie verhieß Demokratisierung; helllichtige Zeitgenossen erkannten aber in der Nationalisierung des plurikulturellen und vielsprachigen Habsburgerstaates die Gefahr der „Verwirrung aller Verhältnisse“<sup>6</sup>. Wer sich der Modernisierung allerdings verschloss, war nicht modern; man nannte ihn rückständig, vielleicht sogar primitiv.<sup>7</sup> Jedoch stand es jedem offen, modern und zivilisiert zu werden. Mit der Zivilisierungsmision war eine Aufgabe definiert, die – was das Habsburgerreich betrifft – nicht nur staatliche, sondern auch zivilgesellschaftliche Akteure, nationale Aktivisten verrichteten konnten.

Die Geschichte, die ich über die späte Habsburgermonarchie erzählen will, soll zeigen, worauf eine Geschichtsschreibung blicken könnte, die Europa als Grundkategorie historischer Analyse neu zu konzeptualisieren versucht. Die Habsburgermonarchie liefert dafür wichtige Anhalts- und Orientierungspunkte, die durch die Anwendung postkolonialer Ansätze sichtbar werden.<sup>8</sup> Wie in

4 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Frankfurt/M. 1989 (Werke 12), S. 536.

5 Zur Nationalisierung vgl. Kerstin Jobst/Julia Obertreis/Ricarda Vulpius, Neuere Imperiumsforschung in der Osteuropäischen Geschichte. Die Habsburgermonarchie, das russländische Reich und die Sowjetunion, in: *Comparativ* 18 (2008) 2, S. 27–56, und Philipp Ther, Die Nationsbildung in multinationalen Imperien als Herausforderung der Nationalismusforschung, in: Andreas Kappeler (Hg.), *Die Ukraine. Prozesse der Nationsbildung*, Köln/Weimar/Wien 2011, S. 37–49.

6 [Josef von Eötvös], *Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs*, Leipzig 1859, S. 83.

7 Zum Konzept der Modernisierung noch immer grundlegend: Hans van der Loo/Willem van Reijen, *Modernisierung. Projekt und Paradox*, München 1992.

8 Zur Anwendung postkolonialer Ansätze in der Historiografie und in den Kulturwissenschaften vgl. Sebastian Conrad/Shalini Randeria/Regina Röhmschild (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M./New York 2013; zur Analyse der Geschichte Zentraleuropas aus postkolonialer Perspektive vgl. Johannes Feichtinger/Ursula Prutsch/Moritz Csáky (Hg.), *Habsburg Postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*

diesem Beitrag dargestellt werden wird, waren Selbstermächtigungsprozesse häufig mit der Konstruktion kultureller Differenzen verknüpft, die ihrerseits auf Wertzuschreibungen beruhten. Mit der Aneignung des westeuropäischen Modernisierungsdiskurses gewann auch die Vorstellung der Differenz Bedeutung, sei sie sprachlicher, ethnischer oder kultureller Art. Der Wille zum Unterschied manifestierte sich im Besonderen in orientalistischen Ordnungen der Räume. Wie anhand von Österreich und Ungarn, Bosnien-Herzegowina und Galizien illustriert werden soll, stellten Diskurse der Modernisierung, Zivilisierung und Kolonisierung Argumente der kollektiven Selbstermächtigung dar. Sie erfüllten damit nicht nur eine politische Funktion, in ihnen spiegelten sich zugleich auch Veränderungen in der Machtarchitektur des Habsburgerreiches wider. Der Wiener Zentralverwaltung war der sogenannte europäische Orient als letzter machtpolitischer Schauplatz verblieben. In den Provinzen übernahmen aufstrebende zivilgesellschaftliche Eliten imperiale Strategien, welche im Wiener Reichsrat von traditionellen Machteliten aus den Provinzen mitverantwortet wurden. Kulturelle Differenzen wurden konstruiert; sie erlaubten Zivilisierungsmissionen, die aufseiten der Provinzeliten zugleich der Vorstellung, selbst unterdrückt zu werden, keineswegs Abbruch taten. In den Gefängnissonetten (1890) des Dichters Iwan Franko, Mitbegründer der Ruthenisch-Ukrainischen Radikalen Partei, heißt es: „O Austria! Wo Du den Fuß nur setztest / Gedeiht Betrug, Ausbeutung, Völkerleid“, Du „Völkerkerker“.<sup>9</sup>

---

(Gedächtnis – Erinnerung – Identität 2), Innsbruck [u. a.] 2003; Moritz Csáky, Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa, Wien/Köln/Weimar 2010, S. 18–24, 75–87; Klemens Kaps/Jan Surman, Postcolonial Galicia. Prospects and Possibilities (Historyka Studia Metodologiczne 23), Cracow 2012; Reinhard Johler, Hybridismus. Istrien, die Volkskunde und die Kulturtheorie, in: Zeitschrift für Volkskunde 108 (2012) 1, S. 1–21; Anil Bhatti, Heterogeneities and Homogeneities. On Similarities and Diversities, in: Johannes Feichtinger/Gary B. Cohen (Hg.), Understanding Multiculturalism. The Habsburg Central European Experience (Austrian and Habsburg Studies 17), Oxford/New York 2014, S. 17–46, und Johannes Feichtinger, Kakanische Mischungen. Von der Identitäts- zur Ähnlichkeitswissenschaft, in: Anil Bhatti/Dorothee Kimmich (Hg.), Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma, Konstanz 2015, S. 219–243.

- 9 Iwan Franko, Zibrannja tvoriv u p'jattedesjaty tomach, Tom 1: Poesija (Gesammelte Werke 1: Gedichte), Kiew 1976, S. 172–173 [Zitat und Übersetzung in: Larrissa Cybenko, ‚Völkerstaat‘ versus ‚Völkerkerker‘ im Schaffen der ‚österreichischen Ukrainer‘ um 1900, in: Wolfgang Müller-Funk/Peter Plener/Clemens Ruthner (Hg.), Kakanien revisited. Das

Die Geschichte der späten Habsburgermonarchie zeigt, dass die Analyse staatlicher Strukturen nicht ausreicht, sollen Machtprozesse analysiert werden, die im Zeichen von Fortschritt und Modernisierung abliefen. Der postkoloniale Zugriff schärft den Blick für die konkurrierenden Agenten der Macht, seien sie staatlich oder nicht-staatlich, ihre Strategien und Praktiken. Aus postkolonialer Perspektive zeigt sich, wer zu welchem Zweck und mit welchem Ziel kulturelle Unterscheidungen traf und wer definierte, was modern oder rückständig, zivilisiert oder primitiv, Zentrum oder Peripherie, was Okzident oder Orient war.

„Das Moderne“ muss mit Dipesh Chakrabarty „als ein Feld von Auseinandersetzungen“ begriffen werden,<sup>10</sup> auf dem – so sei hinzugefügt – die Wissensproduktion einer Differenz- und Binaritätslogik unterworfen wurde. Dieser Beitrag soll zeigen, dass sich eine neue Geschichtsschreibung über Europa, der nicht die nationalen Erzählungen zugrunde liegen, dieser Logiken, Strategien und Praktiken bewusst werden muss, will sie sich von der Umklammerung durch sie befreien. In nationalen Geschichtsbildern sind Modernisierung, Zivilisierung und Kolonisierung *nicht* erklärungsbedürftig. In einer neuen Europäischen Geschichte müssen sie – wie hier für die späte Habsburgermonarchie gezeigt werden soll – als Argumente historisiert und kontextualisiert werden. Die zentrale Ausgangsfrage lautet: Wer sprach mit welcher Absicht, wenn von Modernität und Rückständigkeit, Zivilisation und Primitivität, Zentrum und Peripherie sowie von Kolonie die Rede war? Und wer hatte die Macht, nicht nur zu sprechen, sondern auch zu handeln?

### Machtverhältnisse

Der Staatsumbau von 1867/68 leistete in den habsburgischen Königreichen und Ländern einem nationalen Willensbildungsprozess Vorschub, mit dem die zentrale Staatsverwaltung zusehends konfrontiert war. Den sogenannten Nationalitäten blieb zwar die staatsrechtliche Anerkennung zunächst versagt, doch konnten sie sich zwischen 1867 und 1918 als politische Machträger etablieren. Zusehends wurde das 1867/68 gewährte Grundrecht auf Wahrung und Pflege von Nationalität und Sprache auf die Nationalitäten umgelegt, deren Aktivisten

---

Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie (Kultur – Herrschaft – Differenz 1), Tübingen/Basel 2002, S. 254–270, hier S. 265].

10 Dipesh Chakrabarty, Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung (Theorie und Gesellschaft 72), Frankfurt/M. 2010, S. 65.

die nationalen Gruppen ihrerseits ethnisch definierten:<sup>11</sup> „Die Elemente, aus denen der Leib Oesterreichs sich zusammensetzt, sind: *ethnisch*, seine *Nationalitäten*, *territorial*, seine *Kronländer*“<sup>12</sup>, so hieß es schon 1869 in einer Schrift des deutschliberalen Aktivisten Adolph Fischhof. Noch im Jahr 1934 erkannte der dem Nationalsozialismus nahestehende Wiener Historiker und Jurist Karl Gottfried Hugelmann in der Verwandlung des „liberal-individualistischen“ Grundrechts in ein „Volksgruppenrecht“ den „größte[n] dauernde[n] Ruhmestitel des altösterreichischen Nationalitätenrechts“.<sup>13</sup> Dieser war durch eine geschickte nationalistische Auslegungspraxis des Grundrechtskatalogs im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts errungen worden.

Durch den Ausgleich von 1867 wurde das Kaisertum Österreich in zwei Hälften geteilt: Die österreichische Hälfte entwickelte sich zu einem „Nationalitätenstaat“, die ungarische zu einem „Nationalstaat“. Die neue Machtstruktur manifestierte sich in einer zunehmenden Konkurrenz zwischen den Nationalitäten verbunden mit einer gleichzeitigen Erosion staatlicher Macht. Die Wiener Zentralbehörden wussten die nationale Konkurrenz eine Zeit lang geschickt für ihre Zwecke zu nutzen. Zusehends schränkten aber die Ausgleichs, die mit den Nationalitäten erzielt wurden, den Handlungsspielraum der Staatsverwaltung ein. Während die Nationalitäten in Österreich einander in Schach hielten, ließ der von den Magyaren dominierte „Nationalstaat“ den nicht-magyarischen Nationalitäten Ungarns wenig politischen Spielraum.

---

11 Zum Ethnisierungsprozess in der Habsburgermonarchie vgl. Johann Heiss/Johannes Feichtinger, Der Wille zum Unterschied. Die erstaunliche Karriere des Begriffs Ethnizität, in: Herbert Justnik (Hg.), Gestellt. Fotografie als Werkzeug in der Habsburgermonarchie, Wien 2014, 51–56, und András Vári, The Functions of Ethnic Stereotypes in Austria and Hungary in the Early Nineteenth Century, in: Nancy M. Wingfield (Hg.), Creating the Other. Ethnic Conflict and Nationalism in Habsburg Central Europe (Austrian Studies 5), New York/Oxford 2003, S. 39–55.

12 Adolph Fischhof, Österreich und die Bürgschaften seines Bestandes. Politische Studie, Wien 1869, S. 5.

13 Karl Gottfried Hugelmann (Hg.), Das Nationalitätenrecht des alten Österreich, Wien/Leipzig 1934, S. 281. Zur Geschichte der sogenannten Volksgruppenproblematik vgl. die grundlegende Arbeit von Gudrun Hentges, „Brücken für unser Land in einem neuen Europa“? Minderheiten- und Volksgruppenpolitik in Österreich, in: Christoph Butterwegge/Gudrun Hentges (Hg.), Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung. Migrations-, Integrations- und Minderheitenpolitik, Wiesbaden 2009, S. 191–233.

Als der Wiener Staatsrechtslehrer Friedrich Tezner im Jahr 1905 von einem „ungarischen Imperialismus“ sprach,<sup>14</sup> bezog er sich dabei nicht auf die drückende Herrschaft der Magyaren über die nicht-magyarischen Nationalitäten in Ungarn, sondern auf die Stellung Ungarns innerhalb der Monarchie sowie im Verhältnis zu Österreich: Budapest schien Wien fest im Griff zu haben. Tezner benannte diesen Machtverlust Wiens konkret, er bezeichnete die Monarchie daher als eine „ungarisch-österreichische“. Die Machtverhältnisse hatten sich im Verfassungsstaat verschoben; nicht nur zwischen Wien und Budapest, auch in den Ländern konnten sich verschiedene Eliten verstärkt Teile der Macht aneignen.

Das Königreich Galizien, das 1772 im Zuge der ersten Teilung Polens dem Staatsverband einverleibt worden war, war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts „gleich einer wirtschaftlichen Colonie rücksichtslos behandelt“ worden.<sup>15</sup> So war es auch noch in der zweiten Jahrhunderthälfte, als Vertreter des aufstrebenden polnischen Bürgertums die Initiative zur wirtschaftlichen Hebung des Landes ergriffen. Das Schlagwort lautete Modernisierung, nationale Wiedergeburt war das Ziel. Die Industrialisierung wurde als wichtigste Etappe auf dem Weg dorthin erkannt. Das Land wurde modernisiert, jedoch nur unzureichend industrialisiert. Maciej Janowski bezeichnet dieses Phänomen als „Modernisierung ohne Industrialisierung“<sup>16</sup>. Die Ursache dafür wurde von Zeitgenossen in der die galizische Wirtschaft schädigenden Politik des Wiener Zentrums, das heißt im angeblichen Wiener Kolonialismus, erkannt.

Wenn aus heutiger Sicht in der späten Habsburgermonarchie von einem staatlichen Kolonialismus die Rede sein kann, so trifft das – trotz jener zeitgenössischen Diskurse – weniger auf Galizien zu als vielmehr auf Bosnien-Herzegowina sowie die ungarischen Nebeländer Kroatien und Slawonien.

Im Jahr 1883 zeichnete Rudolf von Habsburg, der Sohn Kaiser Franz Josephs, von dieser ausdifferenzierten Architektur der Macht in Österreich-Ungarn in

14 Friedrich Tezner, *Die Wandlungen der österreichisch-ungarischen Reichsidee. Ihr Inhalt und ihre politische Notwendigkeit*, Wien 1905, S. 109–123.

15 Stanislaus Głabiński, *Volkswirtschaftliche Rückblicke auf die Lemberger Landesausstellung 1894*, in: *Österreichisch-Ungarische Revue. Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen Österreich-Ungarns* 17 (1894/95), S. 219–233, hier S. 220.

16 Maciej Janowski, *Galizien auf dem Weg zur Zivilgesellschaft*, in: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, hg. von Helmut Rumpler und Peter Urbanitsch, 8, 1: *Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft*, Wien 2006, S. 805–858, hier S. 845–857.

einem anonymen Leitartikel im Neuen Wiener Tagblatt ein anschauliches Bild. In dem Artikel des Thronfolgers heißt es: „Die Polen bildeten sich, in Erwartung der Wiedergeburt ihres Königreiches, ein selbständiges Galizien; die Czechen verstanden es auch, die günstige Gelegenheit reichlich auszunützen, und selbst die Slovenen haben in der Erschaffung ihrer Nationalität gar Großes geleistet. [...] Da geht es den Czechen und Polen so herrlich gut, sie regieren Oesterreich und thun, was ihnen beliebt, und selbst die Slovenen [...] konnten [...] sich [...] als große slovenische Nation geben und fühlen.“<sup>17</sup>

Die realen Machtverhältnisse in Österreich konkretisierte der Kronprinz in seiner ebenfalls anonym veröffentlichten Politischen Denkschrift 1886. Darin heißt es, dass die Polen Galiziens „dank ihrer politischen Käuflichkeit“ in Wien eine entscheidende Rolle spielten. Sie „erstreben vorderhand eine sehr selbständige Stellung, und dank ihrem Einflusse im Parlament und Ministerium haben sie es auch erreicht, daß Galizien ein Stück Polen und kaum mehr ein österreichisch regiertes Kronland zu nennen ist“<sup>18</sup>. In Dalmatien habe „ein General die Zügel angespannt“, so „daß das Wiener Kabinett ihm über seine zentralistischen Gelüste eine Rüge erteilen mußte“. Was Ungarn betraf, verhielt sich die Sache laut dem Kronprinzen völlig anders: „Kroatien und Slavonien, die schmachten unter ungarischem Joche, und das Budapester Kabinett hat bis jetzt keinen großen Sinn gezeigt für [die] Begünstigung slavischer Großmachtsträume.“<sup>19</sup> In Bezug auf die beiden osmanischen Provinzen Bosnien und Herzegowina war die Sache nochmals verschieden. Die im Anschluss an den Berliner Kongress (1878) okkupierten Länder, die in osmanischem Besitz geblieben waren, seien direkt von dem gemeinsamen Finanzminister Österreich-Ungarns abhängig und „daher auch zentralistischer gehalten, als andere Provinzen“<sup>20</sup>.

17 Kronprinz Rudolf, *Alte Ursachen – Neue Folgen*, in: ders., „Majestät, ich warne Sie ...“ Geheime und private Schriften, hg. von Brigitte Hamann, München 1998, S. 101–106, hier S. 103 f.

18 Kronprinz Rudolf, *Politische Denkschrift 1886: Skizzen aus der Österreichischen Politik der letzten Jahre*, in: ders., „Majestät, ich warne Sie [...]“, S. 143–177, hier S. 164 f.

19 Ebd.

20 Kronprinz Rudolf, *Alte Ursachen – Neue Folgen*, S. 104.

## Zivilisierungsfähige Zwischenräume

Eduard Said zeigte in seinem viel diskutierten Buch *Orientalismus* (1978), dass der Orient jenes Gegenbild des modernen Europa darstellte,<sup>21</sup> das diesem zu seiner Identität verhalf. Im Habsburgerreich erfüllte der Orient eine ähnliche Funktion. Wenn hier im 19. Jahrhundert vom ihm die Rede war, so wurde häufig ein innerer und ein äußerer Orient vorgestellt. Das Osmanische Reich wurde dem äußeren Orient zugerechnet, wo sich so vieles noch – wie es hieß – in „verwahrlostem Zustand“ befand.<sup>22</sup> Daneben existierte die Vorstellung von einem „europäischen Orient“<sup>23</sup> beziehungsweise von „Halb-Asien“.<sup>24</sup> Dieser innere Orient wurde als „Übergangsstufe“<sup>25</sup> oder bildhaft als „Uebergangsgebilde von bunter orientalisches-occidentaler Färbung“<sup>26</sup> charakterisiert. Durch die Vorstellung solcher Zwischenräume konnten doppelte Grenzen gezogen werden, und zwar zwischen Asien und „Halb-Asien“ sowie zwischen „Halb-Asien“ und Europa beziehungsweise zwischen dem „grundverschiedenen“ Orient – der Türkei beziehungsweise Russland –, einem „slawischen Orient“<sup>27</sup> und dem Abendland, Europa. Uns interessiert hier nicht Asien, der „grundverschiedene“ Orient, sondern „Halb-Asien“ und der „europäische Orient“, die mit einer gewissen Handlungsabsicht konstruiert wurden.<sup>28</sup> Sie wurden als rückständiger Teil des Eigenen vorgestellt.

21 Edward W. Said, *Orientalismus*, Frankfurt/M. 2009 (engl. Original 1978), S. 12.

22 *Oesterreichische Monatsschrift für den Orient* 1 (15. 1. 1875), S. 3 f.

23 Benjamin von Kállay, *Ungarn an den Grenzen des Orients und des Occidents*, Budapest 1883, S. 3.

24 Karl Emil Franzos, *Halb-Asien. Land und Leute des östlichen Europa*, Stuttgart 1888.

25 Kállay, *Ungarn an den Grenzen des Orients und des Occidents*, S. 11.

26 Rudolf von Scala, *Über die wichtigsten Beziehungen des Orients zum Occidente in Mittelalter und Neuzeit*, Vortrag gehalten im Orientalischen Museum am 26. Jänner 1887, Wien 1887, S. 5.

27 Vorwort zur französischen Ausgabe der Werke des Schriftstellers Leopold Sacher-Masoch, vgl. Larry Wolff, *The Idea of Galicia. History and Fantasy in Habsburg Political Culture*, Stanford 2010, S. 242.

28 Zur zentraleuropäischen Variante des Orientalismus vgl. Johannes Feichtinger, *Komplexer k. u. k. Orientalismus. Akteure, Institutionen, Diskurse im 19. und 20. Jahrhundert in Österreich*, in: Robert Born/Sarah Lemmen (Hg.), *Orientalismen in Mitteleuropa. Diskurse, Akteure und Disziplinen vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg*, Bielefeld 2014, S. 31–63; Johann Heiss/Johannes Feichtinger, *Distant Neighbors. Uses of Orientalism in the Late Nineteenth-Century Austro-Hungarian Empire*, in: James Hodkinson/John Walker/Shaswati Mazumdar/Johannes Feichtinger (Hg.), *Deploying Orientalism in Culture and History. From Germany to Central and Eastern Europe*, Rochester (NY) 2013, S. 148–165, und Andre Gingrich, *The*

Innerhalb oder außerhalb der Monarchie liegend, wie zum Beispiel Galizien oder Bosnien-Herzegowina, erschienen sie zivilisierungs- und modernisierungsfähig. Auf diese sogenannten „Übergangsräume“, halb Orient, halb Okzident, erstreckten sich die Zivilisierungsmissionen des späten 19. Jahrhunderts.

Unter dem Vorzeichen der oben ausgeführten Machtverschiebung wurde in Österreich-Ungarn die Zivilisierungsrhetorik neu belebt. Im Folgenden werden Zivilisierungsdiskurse in der Habsburgermonarchie in ihrer speziellen imperialen und nationalen Ausformung beispielhaft behandelt. Durch die Verdrängung Österreichs aus der italienischen Politik (1859) und dem Deutschen Bund (1866) war dem Wiener Hof nur noch der europäische Orient als Schauplatz imperialer Machtpolitik geblieben. Österreich stellte sich als Kulturstaat dar, der als Vermittler von Zivilisation Russland, den Hauptrivalen im europäischen Orient, zu verdrängen suchte. Die Okkupation Bosnien-Herzegowinas 1878 eröffnete der Habsburgermonarchie die Chance, die Zivilisierungsmission in die Tat umzusetzen.<sup>29</sup> Die Ungarn sollten sie ergreifen. Der österreichisch-ungarische Finanzminister und langjährige Zivilverwalter der okkupierten osmanischen Provinzen Benjamin von Kállay begründete die Übernahme dieser Mittlerfunktion mit dem Argument, dass Ungarn als historischer Vermittler zwischen Ost und West besonders dafür befähigt sei. Zivilisierungsmissionen lagen jedoch nicht nur in der Hand von staatlichen Akteuren, sondern auch von sozialen Aufsteigern in der Provinz, die zugleich als nationale Aktivisten hervortraten. Galizien liefert hierfür ein Beispiel. Auch hier war ein Verschieben der Grenze zum Orient und Osten Anlass solcher Missionen. Bemerkenswert ist, dass von den Zivilisierungsmissionen – in Abgrenzung von der imperialen Mission der Habsburger im 18. Jahrhundert – das Bild überliefert ist, dass nationale bürgerliche Eliten Galiziens damit nicht nur russische „Unkultur“, sondern auch die nicht-habsburgisch-deutsche Kultur als Vorbild zurückdrängen wollten. Vermittelt werden sollte ein autochthones Kulturverständnis beziehungsweise eine moderne westliche Zivilisation.

---

Nearby Frontier. Structural Analyses of Myths of Orientalism, in: *Diogenes* 60 (2015) 2, S. 60–66.

29 Zu den Zivilisierungsmissionen im Habsburgerreich aus postkolonial-kunsthistorischer Perspektive vgl. Werner Telesko, *Colonialism without Colonies. The Civilizing Missions in the Habsburg Empire*, in: Michael Falser (Hg.), *Cultural Heritage as Civilizing Mission. From Decay to Recovery*, Cham [u. a.] 2015, S. 35–48.

### Österreichische Zivilisierungsmissionen

Seit dem Ende der liberalen Ära (1867–1879) gegenüber den Kronländern wenig zentralistisch, verlagerte die Wiener Staatsverwaltung ihre Zivilisierungsmission auf den „europäischen Orient“. Sie war von zwei Visionen geprägt: einerseits von der katholisch-konservativen Vision der Annexion der osmanischen Provinzen Bosnien und Herzegowina, die in slawophilen Kreisen vorherrschte – auf sie wird später zurückzukommen sein –, andererseits von einer liberalen Vision, die in der Sicherung der „Suprematie im europäischen Orient“ und der Vermittlung „wahrer Kulturzustände“ bestand.<sup>30</sup> Dieses Ziel formulierte der Kronprinz Rudolf in einem für den Kaiser bestimmten Politischen Bericht über die Orientreise 1884 unmissverständlich: „Wir werden Herren sein des europäischen Orients!“<sup>31</sup> Dieser Vormachtanspruch Österreichs war mit der Zurückdrängung russischer Ambitionen und der Schaffung eines „zivilisierten“ südslawischen Königreiches verbunden: „Rußland kann nur Asien in den europäischen Orient tragen, denn es ist ja selbst noch nicht kultiviert; wir aber arbeiten unter den Gesetzen einer hohen kulturgeschichtlichen Mission, im Namen des europäischen Fortschritts.“<sup>32</sup> Dafür stellte die Staatsspitze Österreich als europäischen „Kulturstaat“ vor, dessen „wichtige“ und „eigentliche Aufgabe“ darin liege, am Balkan „eine große zivilisatorische Rolle“<sup>33</sup> zu spielen, nämlich „den Balkanvölkern ein Stück österreichischer Ordnung, europäischer Kultur und vor allem moderner Toleranz zu zeigen“ und „Träger zu sein der abendländischen Kultur nach dem Orient“.<sup>34</sup>

### Ungarische Zivilisierungsmission

Der Berliner Kongress (1878) hatte der österreichisch-ungarischen Monarchie die Möglichkeit einer Zivilisierungsmission im europäischen Orient eröffnet. Noch im selben Jahr okkupierten die k. u. k. Landstreitkräfte die beiden osmanischen Provinzen Bosnien und Herzegowina. In den besetzten Ländern nahmen Politiker aus der ungarischen Reichshälfte die Zivilisierungsmission federführend

30 Kronprinz Rudolf, Politische Denkschrift 1886, S. 159.

31 Kronprinz Rudolf, Politischer Bericht über die Orientreise 1884, in: ders., „Majestät, ich warne Sie ...“, S. 119–134, hier S. 134.

32 Kronprinz Rudolf, Politische Denkschrift 1886, S. 160.

33 Kronprinz Rudolf, Politischer Bericht über die Orientreise 1884, S. 133.

34 Kronprinz Rudolf, Politische Denkschrift 1886, S. 153, 160.

in die Hand. Als Historiker stellte Benjamin von Kállay Ungarn in seiner Akademierede 1883 selbstbewusst als ein Stück Vermittlungseuropa vor, das berufen sei, die „Kulturgrenze“ vorzuschieben. Als Politiker fungierte Kállay von 1882 bis zu seinem Tod 1903 in seiner Funktion als k. u. k. Finanzminister auch als Zivilverwalter des von Österreich und Ungarn gemeinsam verwalteten Landes Bosnien-Herzegowina. Der angesehene Historiograf der Serben Kállay stellte Ungarn als „an den Grenzen des Orients und Okzidents“ liegend vor, „zwischen Asien und Europa“. Die Ungarn seien ein orientalisches Volk, das allerdings nach der sogenannten Landnahme „in ununterbrochener und unmittelbarer Berührung mit der Zivilisation des Westens“ gestanden habe.<sup>35</sup> „So stehen wir denn zwischen Orient und Occident getheilt“, schrieb Kállay, „der Einwirkung des Letzteren jedoch in weit überwiegendem Maße unterworfen.“ Aufgrund dieser Zwischenposition sei Ungarn besonders befähigt, beide – West und Ost – zu verstehen und von beiden verstanden zu werden, sowie zur Vermittlungsmission im europäischen Orient aufgerufen. Dem Zivilverwalter Kállay war die Zivilisierung Bosniens und der Herzegowina ein Anliegen: „Nicht ewig kann der Orient in starrer Abgeschlossenheit verharren“, so Kállay. „Voranzuschreiten in diesem großen geistigen Kampfe, den Ausgleich der tausendjährigen Gegensätze zweier Welten zu versuchen, ist eine schwere, aber schöne und dankbare Aufgabe. [...] Und unser ist, wenn wir es wollen, die Führerrolle in der Lösung dieser Aufgabe.“<sup>36</sup>

### Galizische Zivilisierungsmissionen

Der in Galizien und der Bukowina aufgewachsene und in Wien tätige Schriftsteller Karl Emil Franzos benannte die Ursachen für das Sinken des „Einflusses der deutschen Kultur“ in Galizien und machte sich zugleich zum wichtigsten Anwalt der Wahrung der deutschen Kulturmission in einem Raum, den er 1876 (und in weiteren Schriften bis 1888) despektierlich als „Halb-Asien“ bezeichnete.<sup>37</sup> „Halb-Asien“ sei eine Zone des „seltsamen Zwielihts“, die „weder so gesittet

35 Kállay, Ungarn an den Grenzen des Orients und des Occidents, S. 3 f.

36 Ebd., S. 52 f.

37 Franzos, Halb-Asien (1888), S. XIII, und Andrei Corbea-Hoisie, Ein deutsch-österreichischer Missionär in „Halb-Asien“. Karl Emil Franzos, in: Moritz Csáky/Klaus Zeyringer (Hg.), Ambivalenz des kulturellen Erbes. Vielfachkodierung des historischen Gedächtnisses, Innsbruck/Wien/München 2000, S. 151–164.

[sei], wie Deutschland, noch so barbarisch wie Turan, sondern ein Gemisch von Beidem“,<sup>38</sup> „jenes sonderbare Gemisch von Kultur und Barbarei“. <sup>39</sup> Sein Ziel als politischer Aktivist bestand darin, „Halb-Asien“ durch die Wiederanknüpfung an die deutsche Zivilisation in ein ganzes Europa zu verwandeln. Zugleich war Franzos auch ein Chronist der zunehmend asymmetrischen Machtverhältnisse in diesem Kronland: „So lange Galizien [...] im Sinne des Josefinismus von deutschen Beamten [zentralistisch] verwaltet wurde, herrschte Friede im Lande. [...] Wie anders heute!“<sup>40</sup> „Nicht das Wiener Ministerium des Inneren, nur die polnisch-nationale Partei regiert in Galizien.“<sup>41</sup> Diese Herrschaft manifestierte sich für ihn in einer „ungerechten Hegemonie der galizischen Polen“ über die anderen Völker dieses Kronlandes. Der „Deutsche“ habe die ruthenische und jüdische Nationalität nicht angerührt, urteilte Franzos, der Pole sei zu ihrem „nationalen Todfeind“ geworden.

Franzos verteidigte die imperiale Zivilisierungsmission der Österreicher, die im 18. Jahrhundert eingesetzt hatte, nach Kräften. Aus seiner Sicht hatte der Nationalisierungsprozess des 19. Jahrhunderts zur „feindseligen Ablehnung der deutschen Kultur“ geführt. Seine Verbitterung über den Verlust des „deutschen Vorbildes“<sup>42</sup> verknüpfte er mit der Kritik der für ihn unannehmbaren neuen Akteure der Zivilisierung: Polen und Ruthenen hatten sich auf ihre jeweilige Art als Vermittler ihrer Zivilisation begriffen.

Zuletzt zeigte Anna Veronika Wendland, dass die Zivilisierungsmission der Ruthenen auf die Hebung ihrer „autochthonen“ Volkskultur abzielte, die der Polen auf die Vernichtung des sogenannten „galizischen Elends“ durch Modernisierung. Die Ruthenen stellten sich selbst als die autochthone Bevölkerung Galiziens dar. Das Ruthenische wurde als landestypisch aufgewertet. In der Hoffnung auf touristischen Profit stellten sich die Ruthenen in einer Art „(Selbst-)Indigenisierung“ öffentlich als bäuerlich, exotisch, ursprünglich und rückständig zur Schau. Zugleich

38 Karl Emil Franzos, *Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrussland und Rumänien*, Leipzig 1876, S. V.

39 Franzos, *Halb-Asien* (1888), S. IX.

40 Ebd., S. XVI f.

41 Karl Emil Franzos, Vorwort zu *Aus Halb-Asien. Land und Leute des östlichen Europas* (Wien im Frühling 1876), in: ders., *Kritik und Dichtung. Eine Auswahl seiner Schriften*, hg. von Fred Sommer, New York 1992, S. 29–36, hier S. 35.

42 Franzos, *Halb-Asien* (1888), S. XII, XIV, XVI f.

zogen sich reformerische polnische Aktivisten aber den Unmut der Ruthenen zu, weil sie die Verhältnisse in Galizien als rückständig und primitiv darstellten:<sup>43</sup> „Galizien ist kein ebenbürtiges Kronland des österreichischen Gesamtstaates, wir werden als Asien betrachtet“, verkündete ein jüdisch-nationaler polnischer Abgeordneter im Wiener Reichstag.<sup>44</sup> Den Anknüpfungspunkt der zivilisatorischen Offensive seitens nationaler polnischer Aktivisten stellte das moderne Europa dar, das Ziel letztlich die nationale Wiedergeburt. Bemerkenswert ist, dass in Bezug auf Galizien der Zivilisierungsdiskurs im späten 19. Jahrhundert nicht vorrangig von imperialen, sondern von nationalen Eliten und sozialen Aufsteigern innerhalb Galiziens geführt wurde.<sup>45</sup> Drei Positionen sind vernehmbar: die ruthenisch-nationale, die polnisch-nationale sowie jene, die den Verlust der imperialen Zivilisierungsmission deutscher Ausrichtung bedauerte. Karl Emil Franzos beschrieb diese komplexe Entwicklung 1888 kurz und bündig: „Die Einen wollen um jeden Preis Pariser werden und die Anderen Barbaren bleiben – das langsame Heranreifen nationaler Kulturen unter der Aegide des deutschen Geistes, welcher sich gerade im Osten zumeist als selbstlos erwiesen, erscheint überall unterbrochen.“<sup>46</sup>

Franzos führte seinen Zivilisierungsdiskurs noch im Zeichen des im 18. Jahrhundert etablierten Dispositivs eines west-östlichen Kulturgefälles.<sup>47</sup> Galizien

- 
- 43 Vgl. Anna Veronika Wendland, Imperiale, koloniale und postkoloniale Blicke auf die Peripherien des Habsburgerreiches, in: Claudia Kraft/Alf Lüdtke/Jürgen Martschukat (Hg.), Kolonialgeschichten. Regionale Perspektiven auf ein globales Phänomen, Frankfurt/M./New York 2010, S. 211–235, hier S. 222–227; dies., Galizien postcolonial?, in: Alexander Kratochvil [u. a.] (Hg.), Kulturgrenzen in postimperialen Räumen. Bosnien und Westukraine als transkulturelle Regionen, Bielefeld 2013, S. 19–32; dies., Eindeutige Bilder, komplexe Identitäten. Imperiale, nationale, regionale Identitätskonzepte und ihre Visualisierung auf der galizischen Allgemeinen Landesausstellung in Lemberg 1894, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 58 (2009), S. 111–161, und dies., Galizien: Westen des Ostens, Osten des Westens, in: Österreichische Osthefte 42 (2000) 3–4, S. 389–421, hier S. 404–414.
- 44 Abgeordneter Dr. Adolf Groß, Haus der Abgeordneten. 7. Sitzung der XVIII. Session am 3. Juli 1907 (StPAR), S. 589.
- 45 In Wien sah die deutschliberale Presse in der Lemberger Landesausstellung von 1894 ein Zeichen der Europäisierung Galiziens. Vgl. Marcin Siadkowski, The Land Exhibition in Lemberg (Lwów, Lviv) in 1894, Galicia and *Schlachzizen* in the German political Discourse in Vienna, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 58 (2009), S. 197–222.
- 46 Franzos, Halb-Asien (1888), S. XV.
- 47 Vgl. Larry Wolff, Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment, Stanford 1994.

wurde darin als einer jener Übergangsräume, als der östlichste Vorposten der westlichen Zivilisation vorgestellt.<sup>48</sup> Jenseits der Zivilisationsgrenze befanden sich Russland und das Osmanische Reich, die als „wild“ und „asiatisch“ etikettiert wurden.<sup>49</sup> Bemerkenswert ist, dass der imperiale Zivilisierungsdiskurs zwar von einem national-ruthenischen beziehungsweise national-polnischen verdrängt, die orientalisierende Raumordnung aber weiter aufrechterhalten wurde: Franciszek Stefczyk, ein nationaler Aktivist, katholischer Soziallehrer und Vater der polnischen Spar- und Kreditgenossenschaft, bezeichnete Galizien als ein „Bollwerk für die ganze Monarchie zum Schutze gegen die Pest vom Osten her“.<sup>50</sup> Um die „grundlosen Behauptungen über die vermeintliche Minderwertigkeit des ruthenischen Volksstammes“ zu zerstören, charakterisierte der Politiker Alexander Barwinski die Ruthenen als „ein Volk, welches fast ununterbrochen mit asiatischen Horden im Kampfe gelegen ist und eine Schutzmauer Europas bildete“.<sup>51</sup> Noch während des Ersten Weltkriegs wurde der Kriegsschauplatz Galizien, die Ruthenen insbesondere, als „Schutzmauer der europäischen Kultur gegen die barbarische moskowitzische Überflutung und Vernichtung“ vorgestellt, die sich letztlich gegen „den Ansturm des moskowitzischen Kolosses“ bewährt habe.<sup>52</sup>

48 Vgl. Wendland, Galizien: Westen des Ostens, Osten des Westens, S. 389–421, Wolff, *The Idea of Galicia*, S. 217, und Ritchie Robertson, „Das war nun einmahl slawische Sitt!“ Die Bewohner Galiziens in Reiseberichten des späten 18. Jahrhunderts, in: Paula Giersch/ Florian Krobb/Franziska Schößler (Hg.), *Galizien im Diskurs. Inklusion, Exklusion, Repräsentation*, Frankfurt/M. [u. a.] 2012, S. 41–55.

49 Klemens Kaps, *Kulturelle Trennlinien und wirtschaftliche Konkurrenz. Galizische Modernisierungsdiskurse zwischen Subalternität und Dominanz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: Kratochvil, *Kulturgrenzen*, S. 33–60, hier S. 42.

50 Franz Stefczyk, *Die wirtschaftliche und soziale Tätigkeit des galizischen Landtages*, in: *Wirtschaftliche Zustände Galiziens in der Gegenwart*, Wien/Leipzig 1913, S. 70–87, hier S. 87.

51 Alexander Barwinski, *Die Bedeutung des ruthenischen Volksstammes für Österreich-Ungarn*, in: *Österreichische Rundschau* 31 (1912), S. 163–171, hier S. 169.

52 Alexander Barwinski, *Galizien als Schutzmauer der europäischen Kultur einst und jetzt*, in: *Österreichische Rundschau* 54 (1915), S. 49–56, hier S. 55. Vgl. auch Elisabeth Haid, *Nationalitätenpolitik und Kriegspropaganda. Die galizischen Ruthenen aus der Perspektive Österreich-Ungarns und Russlands*, in: Wolfram Dornik/Julia Walleczek-Fritz/Stefan Wedrac (Hg.), *Frontwechsel. Österreich-Ungarns „Großer Krieg“ im Vergleich*, Wien/Köln/Weimar 2014, S. 259–282.

Schon Karl Emil Franzos hatte den „Moskowitismus“ als den großen Feind vor Augen gehabt,<sup>53</sup> den er für die Zurückdrängung der deutschen Zivilisation sowie für den Druck der Russen auf die Polen und der Polen auf die Ruthenen und andere Gruppen verantwortlich machte. In seinen Kulturbildern „Halb-Asiens“ schilderte der Schriftsteller soziale Prozesse, die beispielhaft dafür angeführt werden können, was Milica Bakić-Hayden mit Bezug auf das ehemalige Jugoslawien als „nesting orientalism“ bezeichnet.<sup>54</sup> Hierunter ist eine strukturierte Hierarchie der Abwertung zu verstehen, die das andere, den Orient beziehungsweise Osten, dynamisch lokalisiert. Die einen (seien es die Polen, die assimilierten Juden oder andere) stellten sich selbst als zivilisiert und europäisch vor, während die anderen (seien es die Ruthenen, die orthodoxen Juden oder wieder andere) als unzivilisiert, halbasiatisch und orientalistisch oder – jenseits einer vorgestellten Zivilisationsgrenze – sogar als barbarisch (wie z. B. die Russen oder Türken) imaginiert wurden. Der Orient wurde somit in einer Abwertungsspirale in der jeweils nächsten Nachbarschaft verortet, zuerst der Pole und zuletzt, jenseits der Zivilisationsgrenze, in Asien, der Russe, der Barbar.

In dieser Abwertungsspirale manifestierten sich nationale Abgrenzungsprozesse, die der Zeitgenosse Franzos mit Bezug auf die polnisch-nationale Strategie analysierte: Franzos erkannte in der „polnischen Wirtschaft“ Galiziens, dass die Deutschen – gleichauf mit den Juden, Rumänen und Ruthenen – in der Abwertungsskala unter den Polen standen, die ihrerseits angeblich mit den orthodoxen Juden eine Allianz geschlossen hatten. Beide hätten nämlich damit das gleiche Ziel verfolgt, wie Franzos notierte: „Aufrechterhaltung der Barbarei innerhalb des Judentums“. Die orthodoxen Juden Galiziens hätten die liberal und deutsch gesinnten Juden in einer Art Knechtschaft gehalten und in ihr Getto zurückgejagt, berichtete Franzos, der um die imperiale Zivilisierungsmission der Habsburger sich betrogen fühlende deutsche Schriftsteller jüdischer Herkunft. In diesem Dissimilationsvorgang erkannte er eine wichtige Ursache für den wachsenden Antisemitismus in Galizien.<sup>55</sup>

53 Franzos, *Halb-Asien* (1888), S. XVI.

54 Bakić-Hayden, *Nesting Orientalisms. The Case of Former Yugoslavia*, in: *Slavic Review* 54 (1995), S. 917–931.

55 Vgl. Franzos, *Halb-Asien* (1888), S. IX–XIII, XVII, XXII.

### Österreich-Ungarn oder Ungarn-Österreich?

Im 19. Jahrhundert erfasste die Nationalbewegung Europa. Kein Land konnte sich ihr entziehen, weil sie sich – wie der liberale ungarische Nationalitätenpolitiker Josef von Eötvös treffend erkannte – im „Interesse des allgemeinen Fortschritts“ verbreitete.<sup>56</sup> Durch die österreichischen Staatsgrundgesetze (1867) und das ungarische Nationalitätengesetz (1868) wurde – wie erwähnt – den Staatsbürgern Grundrechtsschutz gewährt. Da aber nationale Aktivisten den Individualschutz im Zeichen nationaler Selbstermächtigung auf Kollektive umlegten, nahmen Machtprozesse ihren Lauf. Seit den späten 1870er-Jahren überrollte Ungarn eine massive Magyarisierungswelle. Der Magyarischunterricht wurde verpflichtend eingeführt.<sup>57</sup> In Österreich verstrickte sich die Staatsverwaltung in eine Art „Schaukelpolitik“,<sup>58</sup> die zum Zweck des Machterhalts mal die eine, mal die andere Nationalität bevorzugte. Robert Musil fand dafür die rechten Worte: In der Hoffnung auf Wahrung ihrer Suprematie habe die Regierung dem „unbefriedigten Staats-Spieltrieb“ der Nationalitäten freien Lauf gelassen, der sich in einem „Puppenstuben Imperialismus“ auszuleben schien.<sup>59</sup> Das sogenannte Autonomiestatut für Galizien (1868) gab den Auftakt. Mit ihm erlangten die Polen die Vorherrschaft in diesem Kronland. Weitere nationale Ausgleiche wurden erzielt, zunächst für Mähren (1905), später für die Bukowina (1910) und 1914 erneut für Galizien.<sup>60</sup> Diese Ausgleiche leisteten der ethnischen Segmentierung sowie dem Zerfall des Habsburgerreiches letztlich Vorschub.

56 Vgl. Josef von Eötvös, Nationalitäten-Frage, Pest 1865, S. 176 sowie S. V–X, 11–20.

57 Vgl. Joachim von Puttkamer, Magyarisierung! Sprachliche Assimilation und nationale Mobilisierung in Ungarn um 1900, in: Wolfgang Dahmen/Petra Himstedt-Vaidt/Gerhard Ressel (Hg.), Grenzüberschreitungen. Traditionen und Identitäten in Südosteuropa. Festschrift für Gabriella Schubert, Wiesbaden 2008, S. 480–493.

58 Edmund Bernatzik an Georg Jelinek, 8. 6. 1898, in: Nachlass Georg Jelinek (Bundesarchiv Koblenz, 1136/2). Dieser Brief ist zitiert nach Peter Goller, Österreichische Staatsrechtswissenschaft um 1900. Aus Briefen Edmund Bernatziks an Georg Jelinek (1891–1903), in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 51 (2004), S. 203–249, hier S. 231.

59 Robert Musil, Der Anschluss an Deutschland [März 1919], in: ders., Gesammelte Werke II., S. 1033–1042, hier S. 1036.

60 Vgl. Börries Kuzmany, Der Galizische Ausgleich als Beispiel moderner Nationalitätenpolitik?, in: Elisabeth Haid/Stephanie Weismann/Burkhard Wöller (Hg.), Galizien. Peripherie der Moderne – Moderne der Peripherie? Marburg 2013, S. 123–141.

Die Wiener Staatsverwaltung hatte durch ihre Ausgleichspolitik viel an Macht verspielt, Ungarn schien den österreichischen Nationalitätenstaat bald fest im Griff zu haben. Im Jahr 1905 zeichnete davon – wie erwähnt – der Wiener Verwaltungs- und Staatsrechtler Friedrich Tezner ein anschauliches – ihn erschütterndes – Bild: „Das Machtverhältnis beider Staaten innerhalb der zwischen ihnen bestehenden Verbindung ist seit der Anerkennung der staatlichen Natur Ungarns im Jahre 1867 [...] immer so gestaltet gewesen, daß es niemals ein Österreich-Ungarn, sondern immer nur ein Ungarn-Österreich gegeben hat.“<sup>61</sup> Die Hegemonie, die Ungarn im Jahr 1867 Österreich im ungarischen Ausgleichsgesetz loyal zgedacht habe, war laut Tezner „eine bloße Seifenblase“, da sie nicht auf der Fähigkeit zur Vorherrschaft beruhe. Diese Hegemonie habe Österreich durch die Auflösung des Zentralstaats realpolitisch eingebüßt. Tezner bezeichnete den österreichisch-ungarischen Ausgleich daher als das „innere Königgrätz“ und als „Ausgangspunkt einer völligen staatlichen Dekomposition“, deren Schlusspunkt nicht die paritätische Union, sondern „ungarischer Imperialismus“ gewesen sei.<sup>62</sup> Dieser rauen Staatswirklichkeit blickte der Staatsrechtslehrer illusionslos ins Auge, darin erkannte er die selbst verschuldete Ursache für die Handlungslähmung Wiens im dualistischen Staatsgefüge. Österreich habe Ungarn zwar „kulturelle Minderwertigkeit“ vorgeworfen, damit habe es aber nur die „große kulturelle Überlegenheit Ungarns über Österreich“ verschleiert, was die Schaffung moderner Staatlichkeit betraf. Österreich war für Tezner ein unregierbarer Nationalitätenstaat geblieben, „behaftet mit dem Bleigewicht einer starken, euphemistisch ausgesprochen national indifferenten, klerikalen und feudalen Partei und eines Industrialismus“, dessentwegen die Politik die 1867 zgedachte Hegemonie zugunsten „der Sicherung Ungarns als eines österreichischen Absatzgebietes bereitwillig geopfert“ habe.

Aus Tezners Sicht hielt Österreich „keinen Vergleich aus mit den Ungarn, für welche, sie mögen welcher Partei oder welcher sozialen oder wirtschaftlichen Klasse immer angehören, das Wohl der Nation das höchste Gesetz ist, vor dem jedes abweichende politische oder materielle Interesse zu verstummen hat“. Die Abwehr der Slawisierungstendenzen sei von „von kläglicher Schwäche“: So seien die Polen zu keiner „wahrhaft führenden Rolle in Österreich berufen“, denn sie

61 Tezner, Die Wandlungen der österreichisch-ungarischen Reichsidee, S. 123.

62 Ebd., S. 102 f., 109, 111.

erwarteten „die Verwirklichung ihrer nationalen Hoffnungen“. Österreich sei für sie bloß „ein provisorisches Schutzdach“. Die anderen slawischen Nationalitäten entbehrten der nationalen Einheit und verfolgten unterschiedliche staatsrechtliche Ziele. Die Magyaren hätten die Völker Ungarns zwar einer „Magyarisierungstortur“ unterzogen, könnten aber aufgrund ihrer „unleugbaren politischen Überlegenheit“ Anspruch auf die führende Rolle im Reich erheben. Sie hätten sich zur einzigen regierungsfähigen Nation im Habsburgerreich entwickelt und im Gegenzug dabei die österreichische Staatsidee verraten. Den Vorwurf kultureller Minderwertigkeit konnte Ungarn Tezner zufolge ruhig über sich ergehen lassen, denn schließlich werde dieser Vorwurf von anderer Seite zugleich auch Österreich treffen: Für die Reichsdeutschen besäßen die „Deutsch-Österreicher“ nur die Bedeutung von „Halb- und Minderdeutschen“ – „von Halbdeutschen wegen der mangelnden Rassenreinheit eines erheblichen Teiles der Deutsch-Österreicher [...], von Minderdeutschen, weil sie als intellektuell rückständig gelten“ würden.<sup>63</sup>

Tezners zog hieraus eine warnende Schlussfolgerung: Sollte die politische Schwäche Österreichs so progressiv wie bisher zunehmen, so sah er nur eine logische Konsequenz: „Österreich müßte [...] zu dem vereinigten Königreich Großungarn gehören.“<sup>64</sup>

Im März 1919 bemerkte Robert Musil: „Die nicht-deutschen Völker haben Österreich-Ungarn ihr Gefängnis genannt. Das ist sehr merkwürdig, wenn man weiß, daß dies bis zuletzt auch die Madjaren getan haben, obgleich sie längst die herrschende Nation der Monarchie gewesen sind.“<sup>65</sup>

Wer seine Augen nicht verschloss, sah, dass sich die Machtverhältnisse innerhalb der Monarchie seit 1867 grundlegend geändert hatten. De jure verblieb Wien das Herrschaftszentrum, de facto hatte sich die Macht aber zusehends verteilt. Das von den nationalen Eliten projizierte Bild vom „Völkerkerker“ spiegelte die Staatswirklichkeit somit völlig verzerrt wider: „Wien ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt“, bemerkte der Wiener Hofrat Dr. Adolf Vetter 1912 in seinen Kleinen Reisebildern über Galizien, „die Fäden [...], die dorthin vom Zentrum laufen“, seien „dünn“. Kaum mehr sei davon in Galizien wahrzunehmen als das „immer

63 Ebd., S. 101, 111 f., 115 f., 117.

64 Ebd., S. 123.

65 Robert Musil, Der Anschluss an Deutschland [März 1919], in: ders., Gesammelte Werke II., S. 1033–1042, hier S. 1038.

zarter werdende Geäder, womit der staatliche Verwaltungsorganismus sein manchmal doch recht dürftiges Leben erhält, kaum mehr als die Armee und – die Reisenden der Wiener Geschäftshäuser“.<sup>66</sup> Galizien war zwar im Wiener Reichsrat repräsentiert, zumindest aus galizischer Sicht wurde ihm aber nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt. Die Machtverhältnisse waren komplexer geworden. So lässt sich sagen, dass um 1900 von einer massiven Machtausübung der Wiener Zentralbehörden in den Kronländern, insbesondere in Galizien, wohl kaum noch die Rede sein konnte, von Bosnien-Herzegowina abgesehen.

Bosnien-Herzegowina:

Zwischen „muslimischer Tyrannei“ und „abendländischer Civilisation“

Im Jahr 1878 erhielt Österreich-Ungarn vom Berliner Kongress das Mandat zur Okkupation der osmanischen Provinzen Bosnien (inklusive des Sandschak Novi Pazar) und Herzegowina. Durch die militärische Besetzung der beiden angrenzenden osmanischen Wilajets zeigte die österreichisch-ungarische Monarchie ihren Vormachtanspruch in Südosteuropa auf. Bosnien-Herzegowina wurde bald als Kolonie vorgestellt und – wie erwähnt – einer Zivilisierungsmission unterworfen.<sup>67</sup> Die Verwaltung der beiden okkupierten Provinzen wurde – wie

66 Dr. A. Vetter, Kleine Reisebilder aus dem Osten, in: Österreichische Rundschau 32 (1912), S. 223–227, hier S. 224.

67 Bosnien-Herzegowina wurde schon von den Zeitgenossen als eine Kolonie Österreich-Ungarns vorgestellt. Auch in der Geschichtsschreibung wird das Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Bosnien-Herzegowina als ein koloniales bewertet, die Form des Kolonialismus wird allerdings differenziert beurteilt: Bosnien als „proximate colony“ (Donia) oder als „semi“- beziehungsweise „quasi“-colony (Detrez) und als Objekt einer „colonial governmentality“ (Aleksov). Vgl. Reichspost, 29. 7. 1908, S. 1; Bojan Aleksov, Habsburg's ‚Colonial Experiment‘, in: Ulf Brunnbauer/Andreas Helmedach/Stefan Troebst (Hg.), Schnittstellen. Gesellschaft, Nation, Konflikt und Erinnerung in Südosteuropa. Festschrift für Holm Sundhausen zum 65. Geburtstag, München 2007, S. 201–216; Robert J. Donia, The Proximate Colony. Bosnien-Herzegowina under Austro-Hungarian Rule, URL: [www.kakanien.ac.at](http://www.kakanien.ac.at) (letzter Zugriff: 15. 6. 2015); Raymond Detrez, Colonialism in the Balkans. Historic Realities and Contemporary Perceptions, URL: [www.kakanien.ac.at](http://www.kakanien.ac.at) (letzter Zugriff: 15. 6. 2015); Evelyn Kolm, Die Ambitionen Österreich-Ungarns im Zeitalter des Hochimperialismus (Europäische Hochschulschriften, Reihe III 900), Frankfurt/M. [u. a.] 2001, S. 235–253; Tamara Scheer, A Micro-Historical Experience in the late Ottoman Balkans. The Case of Austria-Hungary in Sanjak Novi-Pazar (1879–1908), in: M.

ebenfalls bereits erwähnt – dem Reichsfinanzminister Benjamin von Kállay anvertraut. Sie wurden zentralistischer geführt als andere Provinzen, waren aber weiterhin Teil des Osmanischen Reiches. Der ungarische Zivilverwalter Kállay demonstrierte in seiner Verwaltungspraxis nicht nur die zivilisatorische, sondern auch die politische Überlegenheit des Westens. Ziel war es, den in osmanischer Zeit „verwilderten“ europäischen Orient wieder zu zivilisieren und dabei zugleich die nationalen Aktivitäten der Südslawen einzuschränken. Politik sollte der Besatzungsmacht vorbehalten sein. Die Bevölkerung wurde daher nach konfessioneller Zugehörigkeit klassifiziert: in Griechen (Orthodoxe), Lateiner (Katholiken) und Türken (Muslime).<sup>68</sup> Kállay versuchte damit, den Bewohnern Bosniens und der Herzegowina eine nationalitätenübergreifende bosniakische Identität aufzuprägen. Der Islam bosnischer Prägung wurde europäisiert und vom Wiener Reichsrat und ungarischen Reichstag in den Jahren 1912 und 1915 in einem progressiven Islamgesetz als Konfession staatlich anerkannt.<sup>69</sup>

Das Mandat des Berliner Kongresses hatte die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung vorgesehen, von langfristiger Okkupation oder Annexion war damals nicht die Rede gewesen. Im Rückblick zeigt sich jedoch, dass die österreichisch-ungarische Zivilisierungsmission letztlich mit dem Ziel der Aneignung dieser neuen Territorien verbunden war. Der zeitgenössische Zivilisierungsdiskurs wurde im Sinne von Edward Saids Orientalismus geführt. Zwischen der osmanischen Bevölkerung der beiden Länder südlich der Save und den Österreichern und Ungarn wurde eine Trennlinie gezogen.<sup>70</sup> Said spricht von „imperial divide“.

---

Hakan Yavuz/Isa Blumi (Hg.), *War and Nationalism. The Balkan Wars, 1912–1913, and their Sociopolitical Implications*, Salt Lake City 2013, S. 197–229.

68 Dazu ausführlich Robin Okey, *Taming Balkan Nationalism*, Oxford 2007, S. VII–XII, 26–29, 251–258.

69 Vgl. Johannes Feichtinger/Johann Heiss, *Konjunkturen einer verflochtenen Geschichte: Islam und Türken in Österreich*, in: Amena Shakir/Gernot Galib Stanfel/Martin M. Weinberger (Hg.), *Ostarrichislam. Fragmente achthundertjähriger gemeinsamer Geschichte*, Wien 2012, S. 68–76.

70 Die Aspekte Orientalismus und Abgrenzung werden in Bezug auf Bosnien-Herzegowina ausführlicher behandelt in: Johannes Feichtinger, *Orientalismus und Nationalismus. Abgrenzungskonzepte in der Habsburgermonarchie und in der frühen Republik Österreich*, in: Gerald Lamprecht/Ursula Mindler/Heidrun Zettelbauer (Hg.), *Zonen der Begrenzung. Aspekte kultureller und räumlicher Grenzen in der Moderne*, Bielefeld 2012, S. 191–195.

Zugleich wurde auch auf „shared experiences“ verwiesen,<sup>71</sup> die das Habsburgerreich und Bosnien-Herzegowina miteinander verbanden. Der europäische Orient erschien den zeitgenössischen Kommentatoren andersartig und rückständig, zugleich aber doch auch ähnlich. Aufgrund der Ähnlichkeiten sahen sich die Zentralbehörden zur Zivilisierungsmission ermächtigt. Diesen Standpunkt vertrat der einflussreiche katholisch-konservative und slawophile Wiener Historiker, Publizist und Politiker Joseph Alexander von Helfert in seinem Buch *Bosnisches* (1879): „Es waren blühende Länder, im Fortschritt begriffen wie irgend ein anderes in jenem Jahrhundert, ehe sie von der Eroberung halbwilder Asiaten überfluthet worden“ und „unter die Herrschaft des Halbmondes kamen“.<sup>72</sup> Allerdings hätten die Osmanen in Bosnien-Herzegowina „durch die ganze Zeit der Türkenherrschaft“ „niemals Wurzel geschlagen“, sodass die Slawen ihre „unverdorbene Ursprünglichkeit“ „selbständig unabhängig und unvermischt von fremdartigen Elementen zu erhalten gewusst“ hätten.<sup>73</sup>

Mit dieser Argumentation vollzog Helfert jene Trennung, die ihm zwischen zugewanderten Türken und autochthonen Slawen zu unterscheiden erlaubte: Bosnien-Herzegowina sei von zwei Völkern bewohnt: von „National-Türken“ und vom „Volksstamm“ der „Serbo-Kroaten“, selbstbewussten, freien und strebsamen Stämmen. Die „nationale Mischung“, so Helfert, sei „eine verschwindend kleine“. Helfert unterstrich diese Trennung, da er in den „nicht-islamistischen“ Bevölkerungsschichten „Türkenfurcht“ sowie einen „tief gehenden Türkenhaß“ konstatierte, weil die Osmanen Bosnien-Herzegowina über die Jahrhunderte hinweg mit „türkischer Miswirthschaft“, „lüderlichem Schlendrian“ und „muslimischer Tyrannei“ überzogen hätten. Die „Türken-Herrschaft“ sei daher sogar „bei dem muhamedanisirten Südslaven trotz der Gemeinschaft des Cultus nie beliebt“ gewesen. Helferts Objekt des Hasses war der „Osmanli“, der „von jeher als ein fremdes Element“ angesehen worden sei.<sup>74</sup>

Durch diese Trennlinie eröffneten sich Übergangsräume zwischen dem Orient und Europa. Sie stellten – wie erwähnt – das Aktionsfeld für Zivilisierungsmissionen dar. Während Helfert die Nationaltürken als grundverschieden und unzivilisierbar einstufte, nährten die festgestellten Ähnlichkeiten („shared experiences“)

71 Edward Said, *Always on the Top*, in: *London Review of Books* 25 (2003) 6, S. 3–6.

72 Frhr. [Joseph] von Helfert, *Bosnisches*, Wien 1879, S. 293.

73 Ebd., S. 201.

74 Ebd., S. 193 f., 201, 240, 258, 265, 273, 194.

zwischen Mutterland und der neuen Kolonie die Vision der Zivilisierbarkeit dieses Landstrichs: Der bosnisch-herzegowinische „Volksstamm“ sei zwar islamisiert worden, entscheidend sei aber, dass „der muslimische Bosnier und Hercegove eines Stammes mit dem katholischen und dem orthodoxen“ sei; er spreche „eine und dieselbe Sprache“ und teile „einen großen Theil seines Ideenkreises“ mit ihm. Seine Sprache, „obwohl etwas mit türkischen Ausdrücken untermischt“, bewertete Helfert als „eine der wohl lautendsten der slavischen Race“. Helfert schilderte das Land als ein „durchaus Slawisches“, als ein „einem und demselben Slawenstamme, dem serbisch-kroatischen angehöriges“. Alles befände sich „da in einer Art Urzustand“, der hinreichend Anlass gebe zu einer – wie von Helfert und anderen immer wieder betont wurde – vorsichtigen, „in nichts aufdringlichen“ Zivilisierung. Das durch „türkische Misswirtschaft“ erzeugte Chaos müsse wieder in Ordnung gebracht werden: „Der Oesterreicher hat hier das Werk des Römers wieder aufzunehmen“, schrieb Helfert, und er müsse „wirthschaftlich, verkehrlich und gesellschaftlich“ „einer neuen schöpferischen und gefälligeren Ordnung der Dinge eine Stätte bereiten“.<sup>75</sup> Noch deutlicher formulierte es der habsburgische Armeemoffizier und Reiseschriftsteller Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld: „Oesterreich-Ungarn ist nunmehr berufen, in dem früheren Vilajet Bosna geordnete Zustände herbeizuführen und die Einrichtungen, socialen Verhältnisse, Culturzustände und Lebensäusserungen aller Art einer langsamen Umwandlung im Sinne abendländischer Cultur und Civilisation zu unterziehen.“<sup>76</sup>

Mit der Zivilisierungsmission verknüpften slawophile Meinungsmacher in Österreich und Ungarn eine imperialistische Vision. Der Österreicher Helfert sah darin die Möglichkeit, den muslimischen Südslawen ein Stück moderner europäischer Kultur zu vermitteln und sie in den Kreis der katholischen Zivilisation zurückzuführen. Der Ungar Kalláy erkannte darin ein Vehikel, sein Land als die führende Zivilisierungsmacht in der Monarchie darzustellen. Unter diesen Vorzeichen wurde das drei Jahrzehnte lang besetzte Bosnien-Herzegowina wie eine Kolonie verwaltet und kontrolliert. 1908 wurde schließlich die Annexion der beiden Provinzen vollzogen.

75 Ebd., S. 16 f., 21, 240, 259, 285.

76 Amand Freih[err] von Schweiger-Lerchenfeld, *Bosnien. Das Land und seine Bewohner. Geschichtlich, geographisch, ethnographisch und social-politisch geschildert*, Wien 1878, S. 190.

## Galizien oder Kolonisierung als politische Metapher

Seit 1772 unter habsburgischer Herrschaft, wurde schon im 18. Jahrhundert zwischen Galizien und dem Westen eine imaginäre Trennlinie gezogen. Dieser Landstrich wurde seit der Übernahme des polnischen Teilungsgebietes durch die habsburgische Verwaltung als rückständig vorgestellt. Die Österreicher verrichteten im „Osten des Westens“ ein Jahrhundert lang ein „Reformwerk“.<sup>77</sup> Dabei hatte die Wiener Staatsverwaltung die Hebung der Zivilisation im Sinn und profitierte gleichzeitig vom neuen Steueraufkommen, vom wirtschaftlichen Absatzmarkt und im militärischen Bereich. Noch im 18. Jahrhundert war in Lemberg eine deutschsprachige Universität errichtet und der Grundstein für ein ruthenischsprachiges Volksschulwesen gelegt worden. Die Zentralverwaltung hatte sich die Loyalität der Bevölkerung Galiziens gesichert: zunächst die der Bauern durch Abschaffung der Leibeigenschaft (1848), später die des grundbesitzenden Adels. Der Verfassungsstaat von 1867 eröffnete Ruthenen wie Polen neue politische Handlungsspielräume. Die Nationalbewegung nahm einen neuen Anlauf.

Nutznieser des Autonomiestatuts für Galizien waren der polnische Adel und das aufstrebende Bürgertum. Der Adel stand im Wiener Reichsrat den Deutsch-Österreichern zur Seite, die ihre Vorherrschaft in Böhmen und Mähren durch nationale Ansprüche der Tschechen bedroht sahen.<sup>78</sup> Das Bürgertum widmete sich verstärkt der Industrialisierung Galiziens, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch Lieferant von Rohstoffen und ein wichtiger Absatzmarkt für die in westlichen Provinzen der Monarchie erzeugten Waren gewesen war. Tatsächlich verzeichnete auch Österreichisch-Galizien einen Wirtschaftsaufschwung, der aber im Vergleich zu dem in Russisch-Polen viel geringer ausfiel.<sup>79</sup>

Von der Industrialisierung erhofften sich die polnischen Eliten die Absicherung ihrer Vormachtstellung, die letztlich den Weg zur Wiederherstellung der polnischen Staatlichkeit ebnen sollte. Das Autonomiestatut für Galizien hatte die Stellung der Ruthenen nicht zuletzt wegen des sie übervorteilenden Wahlrechts verschlechtert. Polnisch wurde Amtssprache. Die Ruthenen waren den Polen – wie Kronprinz Rudolf schreibt – „ausgeliefert“; sie seien damit „in die

77 Wendland, Galizien: Westen des Ostens, Osten des Westens, S. 405.

78 Vgl. Kerstin Jobst, Geschichte der Ukraine, Stuttgart 2010, S. 136.

79 Vgl. Hans-Christian Maner, Galizien. Eine Grenzregion im Kalkül der Donaumonarchie im 18. und 19. Jahrhundert, München 2007, S. 265, und Andreas Kappeler, Kleine Geschichte der Ukraine, München 2000, S. 128.

Arme [...] der panslawistischen Bewegung“ gedrängt worden.<sup>80</sup> Viele Ruthenen bekundeten dennoch weiterhin ihre „Kaiser- und Reichstreue“.<sup>81</sup> Eine geringe Zahl polnischer Aktivisten verfolgte eine andere Strategie: Trotz der Autonomie und einer halbwegs ausgeglichenen Steuerbilanz warfen sie der Zentralverwaltung inneren Kolonialismus vor. In diesem Sinne äußerte zum Beispiel der jüdisch-polnische Abgeordnete Adolf Groß 1907 im Wiener Reichsrat seinen Unmut über das koloniale Handeln des Habsburgerstaates: „Wir haben eben in Galizien keinen Statthalter, wir haben in Galizien einen Gouverneur [...] und der hat wie der Vizekönig in Indien zu schalten und zu walten.“<sup>82</sup>

Im Folgenden wird die These vertreten, dass das aufstrebende Bürgertum in Galizien den imperialen Zivilisierungsdiskurs um 1800 als Kolonialdiskurs weiterführte und damit zwei Ziele verfolgte: zunächst das Ziel seiner politischen Selbstermächtigung, später das der Abwälzung der Verantwortung für die in mancher Hinsicht gescheiterte Modernisierung, die nicht den erhofften Industrialisierungsschub gebracht hatte (in Galizien blieb der Agrarsektor dominant, noch 1915 wurde es als der „wichtigste Lieferant Österreichs an Lebensmitteln, Salz und Petroleum“ vorgestellt<sup>83</sup>).

Zuletzt hat Klemens Kaps auf die Zählebigkeit der traditionellen Vorstellung von Galizien als österreichischer Kolonie verwiesen.<sup>84</sup> Er zeigt, dass der in den Krakauer Aufstand von 1846 involvierte Pfarrer, Historiker, Journalist und Verleger Walerian Kalinka (1826–1886) vermutlich als einer der Ersten das Verhältnis zwischen Galizien und der Wiener Staatsverwaltung als ein koloniales charakterisiert hat. Kalinka bezog sich dabei in seiner Geschichte Galizien und Krakau unter der österreichischen Herrschaft (1853, 1898) auf die imperiale Zivilisierungsmission um 1800. Die Wiener Politik habe die Industrialisierung Galiziens zum Zweck seiner Sicherung als Absatzgebiet für

80 Kronprinz Rudolf, Politische Denkschrift 1886, S. 165.

81 Barwinski, Die Bedeutung des ruthenischen Volksstammes für Österreich-Ungarn, S. 163–171.

82 Abgeordneter Dr. Adolf Groß, Haus der Abgeordneten. 7. Sitzung der XVIII. Session am 3. Juli 1907 (StPAR), S. 589.

83 E[ugen] von Philippovich, Über die Bedeutung Ostgaliziens für Österreich-Ungarn, in: Österreichische Rundschau 44 (1915), S. 105–111, hier S. 110.

84 Vgl. Klemens Kaps, Von galizischen „World Orders“ zur Weltsystemtheorie: Zum „Mental Mapping“ einer ostmitteleuropäischen Peripherie, in: Ulf Engel/Matthias Middell (Hg.), World Orders revisited, Leipzig 2010, S. 51–69.

die westlichen Provinzen verhindert und von der hohen Steuerbelastung und der Abhängigkeit von Wiener Banken profitiert. Zugleich erklärte Kalinka damit auch die wirtschaftliche Misere und Rückständigkeit dieses Kronlandes: „Jedes industrielle Streben in Galizien ist für die deutschen Produzenten des Kaiserreiches ein Verlust, jede Produktion, die die Bedürfnisse der Bürger decken würde, wurde also in Galizien verboten, da diese Bedürfnisse von den österreichischen Fabrikanten gedeckt wurden.“<sup>85</sup>

Die Stimmen zur die Wirtschaft schädigenden Politik Österreichs verstummten nicht, sondern wurden mit der Nationalisierung Galiziens lauter. 1883 schrieb der nationale Aktivist und Abgeordnete zum Galizischen Landtag Tadeusz Rutowski: „Seit der Okkupation war Galizien ein Exploitationsterrain für etliche westliche Provinzen – die ‚Erblände‘ – der österreichischen Krone. Das Verhältnis Galiziens zur Monarchie war ebenso, wie das Verhältnis Ungarns, wie die neu erworbenen Länder im Süden der Monarchie, die Beziehung einer Kolonie zum ‚Mutterlande‘ [...]“.<sup>86</sup> Diese Bewertung der inneren Machtverhältnisse traf zwar auf Bosnien-Herzegowina zu, aber nicht mehr (oder wohl nur noch zum Teil) auf das zeitgenössische Galizien und Ungarn. Der Kolonialdiskurs wurde geführt, da er sich für die aufstrebenden nationalliberalen Akteure als ein probates Mittel zum Zweck erwies: So diente er dem sich etablierenden Bürgertum gleich zweifach zur Selbstbehauptung: zum einen gegenüber der Wiener Zentralgewalt und ihren Behörden in Galizien, die mit dem Schlagwort der „österreichischen Deutschen“ charakterisiert wurden, zum anderen gegenüber dem galizischen Grundbesitz, der als Polenklub im Wiener Reichsrat implizit als Kollaborateur der Zentrale vorgestellt und für die Rückständigkeit Galiziens mitverantwortlich gemacht wurde.<sup>87</sup> Insbesondere der polnische Adel hatte sich im Wiener

85 Waleryan Kalinka, *Galiya i Kraków pod panowaniem austriackim*, Paris 1853, S. 254 f. [Zitat und Übersetzung in: Kaps, Galizische „World Orders“, S. 61].

86 Tadeusz Rutowski, *W sprawie przemysłu krajowego*, Kraków 1883, S. 49 f. [Übersetzung: Kaps, Galizische „World Orders“, S. 13]. Weitere Beispiele für die koloniale Selbstwahrnehmung des bürgerlich-demokratischen Milieus in Galizien – z. B. als österreichisches „Indien“, „Sibirien“, „Asien“ usw. – bringt Klemens Kaps in seinem Aufsatz „Kulturelle Trennlinien und wirtschaftliche Konkurrenz“, S. 34.

87 Vgl. ebd., S. 27–39. Zum Polenklub im Wiener Reichsrat vgl. Tomasz Pomykacz, *Die deutschliberalen Parteien und der Polenklub im österreichischen Reichsrat 1891–1900*, in: *Jahrbuch des Wissenschaftlichen Zentrums der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Wien* 4 (2013), S. 79–94.

Reichsrat als politischer Akteur etabliert, dessen Haltung „mit den Zielen der Staatsverwaltung im Lande coincidirte“.<sup>88</sup> Der österreichische Ministerpräsident polnischer Herkunft Kasimir Felix Graf Badeni, vormals k. k. Statthalter im Königreich Galizien und Lodomerien, sprach von einem „Ansturm“ zu „jedem Anlass“, der zwei Seiten traf: den „Polenclub und sein politisches Vorgehen“, das „verunglimpft und verdächtigt“ werde, und die „galizischen Behörden“, deren Beamtenschaft „eingeschüchtert“ werde.<sup>89</sup>

Schließlich lieferte Galiziens Vergangenheit als „Colonie“<sup>90</sup> das Kontrastbild für den Aufbruch, den die nationalisierten bürgerlichen Schichten verkündeten. Hatte man sich vor 1867 noch vor dem Westen verschlossen, so wurde dieser danach zu einem Leitbild und „Zivilisation“ zum Leitbegriff der erwähnten Modernisierungsoffensive, die sich im Topos der „organischen Arbeit“ – dem Zwang zu Sparsamkeit, Arbeitsdisziplin und Abstinenz – manifestierte.<sup>91</sup> Die Modernisierung sollte in die nationale Unabhängigkeit führen. Zu ihren wichtigsten Proponenten zählten Wissenschaftler (wie Stanisław Głąbiński, Nationalökonom und Reichsratsabgeordneter), Politiker (wie Tadeusz Rutowski, Journalist und Reichsratsabgeordneter, und M. Zyblikiewicz, der Stadtpräsident von Krakau) und Unternehmer (wie Stanisław Szczepanowski, der Pionier der Erdölförderung in Galizien). Szczepanowski zufolge war die zivilisatorische Mission durch den Aufbau einer industriellen Erdölförderung auf dem Weg der Erfüllung: „Wir sind in Hinsicht auf die Bedürfnisse zu Europäern geworden. Wir haben bereits europäische Bedürfnisse, nur verstehen wir es noch nicht, dieselben Mittel aufzubringen, mit denen andere zivilisierte Völker ihre Bedürfnisse decken.“<sup>92</sup> Wie sich letztlich zeigen sollte, wurde das erklärte Ziel der „ökonomischen Unabhängigkeit“ nicht erreicht, denn mit Ausnahme der vom Ausland

88 Ministerpräsident und Leiter des Ministeriums des Inneren Graf Badeni, Haus der Abgeordneten. 4. Sitzung der XII. Session am 7. April 1897 (StPAR), S. 151.

89 Ebd., S. 151.

90 Głąbiński, Volkswirtschaftliche Rückblicke, S. 3.

91 Vgl. Kaps, Trennlinien, S. 40–43, und Jerzy Jedlicki, A Suburb of Europe. Nineteenth-Century Polish Approaches to Western Civilization, Budapest 1999, S. 154 f., 205–240.

92 Stanisław Szczepanowski, Nędza Galicyi w cyfrach i program energicznego rozwoju gospodarstwa krajowego, Lwów 1888, S. 67 [Zitat und Übersetzung in: Kaps, Galizische „World Orders“, S. 65]. Zur Erdölindustrie in Galizien vgl. Alison Fleig Frank, Oil Empire. Vision of Prosperity in Austrian Galicia, Cambridge (MA) 2006.

dominierten Erdölindustrie blieb die Wirtschaft wenig entwickelt.<sup>93</sup> Wie Klemens Kaps zeigt, verschärften sich durch die massive internationale Kapitalzufuhr die Abhängigkeitsverhältnisse in der Wahrnehmung nationaler Akteure noch zusätzlich.<sup>94</sup> Dasselbe wurde bereits 1910 diagnostiziert: „Die fremde politische Beherrschung wurde durch eine ökonomische ergänzt. [...] Infolgedessen lässt unsere Selbständigkeit und kulturelle Einheit, nacheinander des eigenen Staats, des eigenen Territoriums und der eigenen gesellschaftlichen Organisation beraubt, nach [...] und immer deutlicher droht ihr ein Zerrinnen in Hinsicht auf das Überangebot durch die fremden kulturellen Organismen.“<sup>95</sup> Die Vorstellung, dass die österreichische Verwaltung die Ausbildung einer galizischen Industrie blockiere, blieb bestehen. Sie beherrschte die polnische Publizistik und wurde noch im ausgehenden 20. Jahrhundert in polnischen Wirtschaftsgeschichtsbüchern kolportiert.

#### Historiografie als Analysekategorie

Die in diesem Beitrag vorgestellten Selbstauf- und Fremdadwertungsprozesse konzentrieren sich auf die Analyse von Modernisierungs- und Rückständigkeitsdiskursen, die wohl nicht geführt worden wären ohne Akteure, die damit ein politisch-strategisches Ziel verfolgten. Scharnier und zugleich normativer Bewertungsmaßstab hierfür war die Kultur, und zwar die Nationalkultur. Argumentationsgrundlage waren oftmals die wirtschaftlichen Verhältnisse einer Region. Die Schlagworte lauteten: veraltete Agrarwirtschaft, technologischer Rückstand usw. Das Rückständigkeitsnarrativ hat zwei *fundamenta in re*, ein historisches und ein epistemologisches: Aus Wiener Perspektive wurde Galizien seit dem 18. Jahrhundert als rückständig vorgestellt. Die Staatsverwaltung legitimierte damit ihren verwaltungstechnischen und legislativen Zentralisierungseinsatz. Im 19. Jahrhundert erkannten bürgerliche, das heißt nationale Unternehmer, Wissenschaftler, Politiker und andere Akteure den Zivilisationsrückstand, den

93 Vgl. Kappeler, Kleine Geschichte der Ukraine, S. 128.

94 Vgl. Klemens Kaps, Ungleiche Entwicklung in Zentraleuropa. Galizien zwischen überregionaler Verflechtung und imperialer Politik (1772–1914) (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 37), Wien/Köln/Weimar 2015.

95 Franciszek Bujak, Galicya, II: Leśnictwo – Górnictwo – Przemysł, Lwów/Warszawa 1910, S. III [Zitat und Übersetzung in: Kaps, Galizische „World Orders“, S. 66].

sie durch Modernisierung aufzuholen hofften. Historiker zeichneten danach ein der Modernisierungstheorie verpflichtetes Bild von der wirtschaftlichen Rückständigkeit der Ränder der Habsburgermonarchie. Wie zu zeigen sein wird, erklärten Wirtschaftshistoriker die Rückständigkeit – insbesondere in Galizien – über koloniale Ausbeutungsverhältnisse zwischen Zentrum und Peripherie.<sup>96</sup>

Durch die Historisierung des Kolonisierungsnarrativs wird deutlich, dass die Kolonisierungsrhetorik schon im 19. Jahrhundert als politisch-strategisches Mittel verwendet wurde, das der Nationalisierung Vorschub leisten konnte. Klemens Kaps zeigt, dass die Kolonisierungsthese in der polnischen und ukrainischen Historiografie vor diesem Hintergrund überliefert wurde. 1883 schrieb der nationale Aktivist und demokratische Politiker Tadeusz Rutowski: „Seit der Okkupation war Galizien ein Exploitationsterrain für etliche westliche Provinzen – die ‚Erblände‘ – der österreichischen Krone.“<sup>97</sup> 1910 vermerkte der Krakauer Wirtschaftshistoriker Franciszek Bujak: „Die fremde politische Beherrschung wird durch eine ökonomische ergänzt“, und er bemerkte eine „Kolonisierung durch fremdes Kapital“.<sup>98</sup> 1947 verfasste der Warschauer Sozial- und Wirtschaftshistoriker Witold Kula einen Überblick zur polnischen Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Darin heißt es: „Keine geringere Schuld für die Stagnation des wirtschaftlichen Lebens in Galizien trug die Wiener Regierung. Galizien wurde jahrzehntelang als Kolonie behandelt, es wurde ausgebeutet, Investitionen vermieden.“<sup>99</sup> 1955 stellte der sowjetukrainische Historiker V. K. Osečyns’kyj aus ukrainisch-nationaler Perspektive den polnischen Adel als Kolonisator auf eine Ebene mit der „Kolonialpolitik der österreichisch-ungarischen Regierung“, die beide die Industrialisierung Ostgaliziens verhindert hätten.<sup>100</sup>

96 Vgl. u. a. Burkhard Wöller, ‚Fortschritt‘ und ‚Rückständigkeit‘ als diskursive Strategien moderner Geschichtsschreibung in Galizien. Polnische und ruthenische Entwicklungsdiagnosen und mentale Verortungen des Fürstentums Halyč- Wołyń, in: Haid/Weismann/Wöller, Galizien, S. 45–59.

97 Rutowski, W sprawie przemysłu krajowego, S. 49 f.

98 Bujak, Galicya, S. III und 315.

99 Witold Kula, Historia Gospodarcza Polski w Dobie Popowstaniowej 1864–1918, Warszawa 1947, S. 73, 86 f. [Zitat und Übersetzung in: Kaps, Galizische „World Orders“, S. 57].

100 V. K. Osečyns’kyj, Kolonial’ne stanovyšče Halyčyny v skladi Avstro-Uhorščyny, in: Naukovi zapysky L’vivs’koho Deršavnoho Universytetu imeni Ivana Franka, Tom 36 (1955), Serija jistoryčna, Vypusk 6, S. 35–65 [Zitat und Übersetzung in: Kaps, Galizische „World Orders“, S. 58].

Im jüngster Zeit wurde die Kolonisierungsthese, die sich bei Kalinka findet und von der polnisch-ukrainischen Historiografie anderthalb Jahrhunderte lang überliefert und verteidigt wurde, vom Krakauer Historiker Tomasz Kargol bezweifelt. Die seit dem 19. Jahrhundert verfestigte Ansicht „einer für die galizische Wirtschaft schädlichen Politik der österreichischen Behörden“ ließe sich anhand jener österreichischen Quellen, die hierfür angeführt wurden, so nicht verifizieren.<sup>101</sup> Somit ist die Schlussfolgerung naheliegend, dass die Zählbarkeit der Kolonisierungsthese auch von der uneingestanden Verantwortung für die gescheiterte Industrialisierung Galiziens zeugen könnte, die von den bürgerlich-nationalen Akteuren auf die Wiener Regierung abgeschoben wurde. Während Russisch-Polen eine Industrialisierungsoffensive erlebt hatte, ohne aber modernisiert zu werden, wurde Österreichisch-Galizien zwar modernisiert, zugleich aber wenig industrialisiert. Das Kronland (Königreich) Galizien und Lodomerien musste mit dem drittgeringsten Pro-Kopf-Durchschnittseinkommen aller österreichischen Länder auskommen.<sup>102</sup> Den Hintergrund für die Wiederbelebung der Kolonisierungsthese stellte die Selbstwahrnehmung polnischer Eliten dar, dass Galizien ökonomisch rückständig geblieben sei; die Verantwortung dafür wurde Wien zugeschrieben. Diese Wahrnehmung verstärkte sich noch in der Hochzeit der Modernisierungstheorie.

Wirtschaftshistoriker nahmen den Westen zum Maßstab für die Erklärung der wirtschaftlichen Rückständigkeit der Habsburgermonarchie sowie des inneren West-Ost-Gefälles. Dafür stellte der Industrialisierungsgrad einen wesentlichen Indikator dar. Als in den 1960er-Jahren der Blick verstärkt auf die Kategorie Wirtschaftswachstum fiel, erwies sich die „Rückständigkeitsthese“ bald als überholt; sie wurde von der „Verzögerungsthese“ (Andrea Komlosy) abgelöst.<sup>103</sup>

101 Vgl. Tomasz Kargol, Wirtschaftliche Beziehungen zwischen Galizien und den Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Christoph Augustynowicz/Andreas Kappeler, Die galizische Grenze 1772–1867. Kommunikation oder Isolation?, Wien 2007, S. 33–50, hier S. 48–50.

102 Vgl. Andrea Komlosy, Innere Peripherien als Ersatz für Kolonien? Zentrenbildung und Peripherisierung in der Habsburgermonarchie, in: Endre Hárs [u. a.] (Hg.), Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn, Tübingen/Basel 2006, S. 55–78, hier S. 57.

103 Zuletzt setzte sich die Wiener Historikerin Andrea Komlosy sowohl von der „Rückständigkeits-“ als auch von der „Verzögerungsthese“ durch ihre „Peripherisierungsthese“ kritisch ab. Sie erklärt den Aufholprozess durch die bewusste Aufrechterhaltung „regionaler Ungleichheiten“ und „struktureller Abhängigkeiten“ zwischen den Zentren und den

So entstand ein neues Bild von der Wirtschaftsleistung der Monarchie, das den Aufholprozess ihrer Ränder sichtbar machte. David F. Good zeigte, dass sich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert die Rückständigkeit im habsburgischen Wirtschaftsraum verringert hatte, dass sein Wirtschaftswachstum größer war als in Westeuropa (ausgenommen Skandinavien und Deutschland) und dass die Wirtschaft in Ungarn und den östlichen Provinzen rascher als in den höher entwickelten westlichen Ländern Österreichs, insbesondere Böhmens, gewachsen war.<sup>104</sup> Insgesamt habe sich die Habsburgermonarchie zwischen 1870 und 1913 einen „Spitzenplatz“ in der europäischen Liga des Wirtschaftswachstums gesichert. Goods Fazit lautet: Zur Zeit des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs war die Wirtschaft der Habsburgermonarchie im europäischen Vergleich zwar noch „relativ rückständig“, sie befand sich aber in einem Aufholprozess.<sup>105</sup> In jüngeren ökonometrischen Studien wird versucht, einen noch größeren, unaufholbaren Rückstand Habsburgs gegenüber den Spitzen der europäischen Einkommensliga zu zeigen: „The Eastern parts of the Empire were economically much further behind Western Europe than recent historiography acknowledges. [...] The Habsburg Empire, and especially Austria, failed to catch-up with the leaders in the European income-league.“<sup>106</sup>

Verfahren und Darstellungsformen dieser Art zeugen von einer Zugangsweise, für die das moderne Europa des 19. Jahrhunderts noch immer den unhinterfragten Maßstab darstellt. Anhand dieser Norm wurden und werden Räume klassifiziert und im Verhältnis zueinander bewertet. Heute wie damals wird dabei der Blick

---

Peripherien der Monarchie. Wachstum bedeutete nicht notwendigerweise die Entwicklung aller Räume, interregionale Arbeitsteilung nicht die Angleichung der Wirtschaftsstrukturen und der Lebensverhältnisse in den peripheren Regionen. Die Ungleichheiten stellten vielmehr eine Klammer dar, die die Zentren und die Peripherien fest aneinanderband. Innere Peripherien konnten somit Ersatz für Kolonien sein. Vgl. Andrea Komlosy, Regionale Ungleichheiten in der Habsburgermonarchie: Kohäsionskraft oder Explosionsgefahr für die staatliche Einheit?, in: Hans-Heinrich Nolte, Innere Peripherien in Ost und West, Stuttgart 2001, S. 97–111.

104 Vgl. David F. Good, Der wirtschaftliche Aufstieg des Habsburgerreiches 1750–1914, Wien/Köln/Graz 1986, S. 209 [Tabelle 43, Vergleich der Wachstumsraten: Reales Bruttosozialprodukt pro Kopf].

105 Vgl. ebd., S. 208–211.

106 Vgl. u. a. Max Stephan Schulze, Regional Income Dispersion and Market Potential in the Late Nineteenth Century Hapsburg Empire, LSE Working Papers 106/107 (2007).

auf die Unterschiede gelenkt und werden Bewertungen der untersuchten Akteure weitertradiert. Das zugrunde liegende Narrativ lautet lapidar: Wer rückständig ist, muss schauen, dass er aufholt, sonst könnte er andere am Fortschritt behindern. Noch in den 1980er-Jahren schrieb Good: „Solange die Ausbreitung der wirtschaftlichen Entwicklung nach Osten verzögert war, reichte das Wachstum im Westen des Reiches nicht aus, um die Zunahme eines relativen Rückstandes [gegenüber den westeuropäischen Volkswirtschaften] zu verhindern.“<sup>107</sup>

Anzumerken bleibt: Solange die Historiografie die Kategorien der untersuchten Akteure zum Maßstab der Analyse macht, vergleicht und bewertet und keine neuen distanziert-reflexiven Zugänge sucht, läuft sie notwendig Gefahr, in orientalistischen Raumvorstellungen gefangen zu bleiben. Hierfür steht das Schlagwort vom „methodologischen Nationalismus“.<sup>108</sup> Die Rede von Rückständigkeit, Entwicklungs- und Kulturgefälle beziehungsweise Modernisierung und Zivilisierung sagt noch nichts darüber aus, wer sie verwendete und wofür. Gerade darauf sollte aber der Blick gelenkt werden, der eindeutig zeigt, dass Diskurse dieser Art strategische Setzungen von politischer Bedeutung waren. Zur Selbstermächtigung wurden „Rückständige“ gesucht, gefunden und klassifiziert. Sie wurden – je nach Strategie – „konfessionalisiert“ (wie z. B. als Griechen, Lateiner oder Muslime in Bosnien), „orientalisiert“ (wie z. B. als Ruthenen, Rumänen, Juden und Bosnier) oder „ethnisiert“ (wie z. B. als Ruthenen, Deutsche oder Juden in Galizien). Waren sie einmal als andere eingestuft, konnte ihnen Zivilisation vermittelt werden. Was das Habsburgerreich betrifft, können Modernisierung und Zivilisierung sowie Kolonisierung somit als zwei Seiten einer Medaille betrachtet werden.

### Reflexive Modernisierung

In der Moderne wurde die Kategorie der Differenz zu einem zentralen Prinzip der Strukturierung aufgewertet, durch das Erfahrungen geordnet und Prozesse

107 Good, *Der wirtschaftliche Aufstieg*, S. 211 f.

108 Vgl. zuletzt Ulrich Beck/Edgar Grande, *Jenseits des methodologischen Nationalismus. Außereuropäische und europäische Variationen der Zweiten Moderne*, in: *Soziale Welt* 61 (2010), S. 187–216. Das Konzept wurde von Anthony D. Smith formuliert. Vgl. ders., *Nationalism and Classical Social Theory*, in: *The British Journal of Sociology* 34 (1983), S. 19–38, und ders., *Nationalism in the Twentieth Century*, Oxford 1979.

erklärt werden konnten. Die Logik der Differenz, sei sie sprachlicher, ethnischer oder kulturell-zivilisatorischer Art, strukturierte den öffentlichen Diskurs, mitunter aber auch das individuelle Handeln. Damit wurden unter anderem national indifferente Lebenszusammenhänge gestört und Gruppen entsprechend ihres Nationalisierungsgrades bewertet: als modern und fortschrittlich oder rückständig, als zivilisiert oder primitiv. Zivilisatorische Unterschiede wurden mit der Möglichkeit, sich zu entwickeln, verknüpft: Das Schlagwort der Modernisierung verhieß, zivilisiert und kultiviert zu werden. Den Maßstab gab der Westen ab. Alternative Modernisierungsformen gerieten aus dem Blick. Dietlind Hüchtker erkannte zuletzt eine solche für Zentraleuropa typische zeitgenössische Modernisierungsform in der „Verankerung in Interkulturalität“: Zwar habe auch die Literatur Galiziens zwischen Tradition und Modernität polarisiert, sie habe zugleich aber auch „die Auseinandersetzungen um Hegemonie, Wahrung von kulturellen, politischen und ökonomischen Interessen, Einfluß und Dominanz im Zuge der Reformprozesse und sozialökonomischen Veränderungen“ reflektiert und sich mit der an Spannungen nicht armen Lebenswirklichkeit auseinandergesetzt. Somit vermittelt uns die Literatur der Habsburgermonarchie eine ihr eigene, aber vergessene Modernisierungsform, die insbesondere durch nationale Indifferenz und interkulturelles Handeln geprägt war. Die damit verbundene Modernisierungsform lief aber dem vom Westen angeeigneten Modernisierungsnarrativ, das aufs Engste mit der Formierung nationaler Kollektive verknüpft war, zuwider. Letzteres setzte sich durch, und es bestimmte das politische Handeln der Zeit.<sup>109</sup> In diesem Diskurs blieb die nationale Geschichtsschreibung mehr als ein Jahrhundert lang gefangen. Er scheint nun endgültig überholt zu sein. Zuletzt lenken jüngere Historiker/innen die Aufmerksamkeit verstärkt auf das national indifferente Handeln, das sie zugleich zum Maßstab ihrer Analysen nehmen.<sup>110</sup>

109 Dietlind Hüchtker, *Der ‚Mythos Galizien‘. Versuch einer Historisierung*, in: Michael G. Müller/Rolf Petri (Hg.), *Die Nationalisierung von Grenzen. Zur Konstruktion nationaler Identität in sprachlich gemischten Grenzregionen*, Marburg 2002, S. 81–107, hier S. 98, und dies., *Geschichte als Performance. Politische Bewegungen in Galizien um 1900* (Geschichte und Geschlechter 65), Frankfurt/M./New York 2014.

110 Wichtige Impulse dafür gaben Gary B. Cohen, *The Politics of Ethnic Survival. Germans in Prague (1861–1914)*, Princeton (NJ) 1981 (\*2006), Jeremy King, *Budweisers into Czechs and Germans. A Local History of Bohemian Politics, 1848–1948*, Princeton (NJ) 2002 und Pieter M. Judson, *Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria*, Cambridge (MA) 2006; vgl. weiters Tara Zahra, *Kidnapped Souls*.

Provinzialisierung des Topos des Westens als „Urheimat des ‚Modernen‘“

Wie in diesem Kapitel mit Bezug auf die Geschichte des späten Habsburgerreiches aus postkolonialer Perspektive zu zeigen versucht wurde, waren Modernisierung, Zivilisierung und Kolonisierung hinreichend nützliche Argumente zur nationalen Selbstaufwertung und zur Rechtfertigung der Unterdrückung anderer. Der Wille zur politischen Selbstermächtigung manifestierte sich sowohl in der staatlichen Orientpolitik als dem letzten machtpolitischen Szenario der imperialen Verwaltung als auch aufseiten zivilgesellschaftlicher, das heißt bürgerlich-nationaler Aktivisten in der Provinz. Zivilisierungsmissionen setzten notwendig die Vorstellung von Überlegenheit und zugleich die Abwertung derjenigen voraus, denen Kultur beziehungsweise Zivilisation gebracht werden musste. Um sich als Zivilisator von Bosnien und Herzegowina in Stellung zu bringen, berief sich Ungarn auf seine historische Vermittlerrolle zwischen Orient und Okzident. In Galizien sahen ruthenische Aktivisten in der Hebung der autochthonen Volkskultur ein Mittel, um sich von den polnischsprachigen politischen Eliten abzuheben, die das „galizische Elend“ der Ruthenen ihrerseits durch Modernisierung zu bekämpfen versuchten. Dafür bedienten sie sich unter anderem der Kolonisierungsrhetorik.

Im Sinne Chakrabartys lässt sich die Modernisierung in der Habsburgermonarchie als ein Feld von Auseinandersetzungen zwischen indigenen und importierten Vorstellungen von Modernität beschreiben. Die Modernisierungsrhetorik bot vielen eine soziale Aufstiegshilfe und eröffnete zugleich (national-)politische Handlungsoptionen. Hierfür wurden Räume und ihre Bewohner kulturell

---

National Indifference and the Battle for Children in the Bohemian Lands, 1900–1948, Ithaca (NY) 2008; dies., *Imagined Noncommunities. National Indifference as a Category of Analysis*, in: *Slavic Review* 69 (2010) 1, S. 93–119; Pieter M. Judson, Tara Zahra, Introduction, in: *Austrian History Yearbook* 43 (2012), S. 21–27; Rok Stergar, *National Indifference in the Heyday of Nationalist Mobilization? Ljubljana Military Veterans and the Language of Command*, in: ebd., S. 45–58; Pamela Ballinger, *History's ‚Illegibles‘. National Indeterminacy in Istria*, in: ebd., S. 116–137; Tatjana Lichtenstein, *Racializing Jewishness. Zionist Responses to National Indifference in Interwar Czechoslovakia*, in: ebd., S. 75–97; Laurence Cole, *Differentiation or Indifference? Changing Perspectives on National Identification in the Austrian Half of the Habsburg Monarchy*, in: Maarten Van Ginderachter/Marnix Beyen (Hg.), *Nationhood from Below. Europe in the Long Nineteenth Century*, Basingstoke 2012, S. 96–119, und Pieter M. Judson, *Our Empire. Habsburg Central Europe from the Eighteenth Century to the Twentieth Century*, Cambridge (MA) 2015.

vermessen und bewertet: als modern oder rückständig, primitiv oder kultiviert, zentral oder peripher, orientalistisch oder okzidentalisch. Somit lässt sich an der Geschichte des Habsburgerreiches zeigen, dass die westliche Modernisierungs-ideologie von nationalen Aktivisten unterschiedlicher Ausrichtung zur inneren Strukturierung verwendet wurde. Differenzen wurden konstruiert, Räume durch orientalistische Ordnungen strukturiert. Wer noch rückständig war, musste aufholen, kultiviert oder zivilisiert werden. Regionale Vorstellungen von Modernität (wie Vielsprachigkeit oder interkulturelle Kompetenz) erschienen im Lichte des Nationalprinzips als abnorm, sie wurden unterdrückt und vergessen.

Vielen Historiker/inne/n der außereuropäischen Welt stellte sich diese nach der Dekolonisierung als subaltern dar. Auch in Ostmitteleuropa erschien der Westen schon im 19. Jahrhundert als „Urheimat des ‚Modernen‘“. <sup>111</sup> Rückständigkeit war den Historiker/inne/n erklärungsbedürftig, damals ebenso wie nach dem Zerfall des sowjetischen Empires. Die Geschichte wurde als eine der Befreiung von imperialer Unterdrückung geschrieben, und zwar im Zerrspiegel der errungenen Nationalstaatlichkeit beziehungsweise der NATO- und/oder EU-Mitgliedschaft. Beide stellten den Rahmen der nationalen Emanzipationserzählungen dar, in denen auf das Argument der Modernisierung zurückgegriffen wurde.

Soll die Geschichte Europas neu geschrieben werden, so bedarf die Geschichte seiner Modernisierung einer Neudeutung. Sie muss in reflexiver Auseinandersetzung mit jenen handlungsleitenden Diskursen, Begriffen und Erkenntnisformen erfolgen, die selbst der Nationalisierung geschuldet sind: Modernisierung und Zivilisierung müssen kritisch und differenziert betrachtet werden. Dipesh Chakrabarty eröffnete zuletzt zwei Perspektiven postkolonialer Geschichtsbetrachtung, die für eine intellektuelle „Provinzialisierung“ des Westens als „Urheimat des ‚Modernen‘“ leitend sein könnten. Diesen Topos zu provinzialisieren könnte heißen, „das Moderne als ein Feld von Auseinandersetzungen“ zu begreifen und seine Geschichte so zu schreiben, dass sie „bereits in der Struktur ihrer narrativen Formen ihre eigenen repressiven Strategien und Praktiken bewusst sichtbar macht“. <sup>112</sup>

Durch die Analyse der Funktion, die Modernisierung, Zivilisierung, Kolonisierung als Argument erfüllten, verknüpft mit der Untersuchung des Verschwindens

<sup>111</sup> Chakrabarty, Europa als Provinz, S. 61.

<sup>112</sup> Ebd., S. 65.

alternativer Vorstellungen von Modernität könnte die Geschichtswissenschaft neue Perspektiven für ein integriertes Europa aufzeigen. Der Preis dafür ist hoch, stünde dabei doch die Historiografie der letzten anderthalb Jahrhunderte selbst auf dem Prüfstand. Zu überprüfen wäre ihre aktive Rolle in Bezug auf die Beglaubigung von konstruierten Unterschieden (das Eigene versus das andere, Zentrum versus Peripherie, Okzident versus Orient).<sup>113</sup> Aus dieser selbstreflexiven Haltung ließe sich die Vorstellung vom Westen als „Urheimat des ‚Modernen‘“ und von einem unzivilisierten Osten wohl so weit provinzialisieren, dass Europa wieder sinnvoll als heuristische Kategorie genutzt werden könnte.

---

113 Zur Beglaubigungs- und Anregungsfunktion der Geschichtswissenschaft vgl. Johannes Feichtinger, *Wissenschaft als reflexives Projekt. Von Bolzano über Freud zu Kelsen: Österreichische Wissenschaftsgeschichte 1848–1938*, Bielefeld 2010, S. 533–537.



Frithjof Benjamin Schenk

## Russlands Aufbruch in die Moderne?

Konzeptionelle Überlegungen zur Beschreibung historischen Wandels  
im Zarenreich im 19. Jahrhundert

Russland und der Westen – Zur Aktualität einer alten Debatte

Im September 2014 fand im Moskauer Kremlpalast und im Kongresszentrum der Christ-Erlöser-Kathedrale eine internationale Tagung zum Thema Die kinderreiche Familie und die Zukunft der Menschheit (*Mnogodetnaja sem'ja i buduščee čelovečestva*) statt, an der nach Angaben der Veranstalter über tausend Gäste aus 45 Ländern teilnahmen.<sup>1</sup> Unter den prominenten Rednern der Konferenz, auf der über Maßnahmen gegen den Sittenverfall in der modernen Welt diskutiert wurde, war auch Vladimir Jakunin, der Vorstandsvorsitzende der Staatlichen Russischen Eisenbahnen. Der wohlhabende Geschäftsmann finanziert seit längerer Zeit großzügig einen „Fonds für Andreas den Erstberufenen“ (*Fond Andreja Pervozvannogo*) und ein „Zentrum für nationalen Ruhm“ (*Centr nacional'noj slavy*), das sich nach eigenen Angaben der „Bewahrung der kulturellen und geistigen Grundlagen des Lebens unserer Gesellschaft“ (*sochranenija kul'turnych i duchovnych osnov našego obščestva*)<sup>2</sup> verpflichtet sieht. In seinem Redebeitrag zur erwähnten Konferenz äußerte sich Jakunin äußerst kritisch über den Verfall der Werte in der westlichen Welt. Der Chef der russischen Eisenbahnen prangerte vor allem die Auflösung des traditionellen Familienmodells, die Erosion überlieferter Geschlechterrollen und die zunehmende Gleichstellung homosexueller Paare in vielen Ländern des Westens an.<sup>3</sup> – Jakunins Kritik am „westlichen Modell“ und am übersteigerten Individualismus des Westens ist nur eine von vielen Stimmen,

---

1 <http://www.pravoslavie.ru/jurnal/73555.htm> (letzter Zugriff: 23. 2. 2015).

2 <http://www.cnsr.ru/o-fonde/missiya/> (letzter Zugriff: 23. 2. 2015).

3 Friedrich Schmidt, Für die Familie und Neurussland, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13. 9. 2014. URL <http://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/europa/moskau-fuer-die-familie-und-neurussland-13150391.html> (letzter Zugriff: 23. 2. 2015). Zur Rede Jakunins vgl. auch: Tat'jana Ermoškina, Jakunin: Sem'ja trebuet konstitucionnoj saščity [Jakunin: Die Familie

die im heutigen Russland vor einer Annäherung an einen innerlich „verdorbenen“ Westen warnen und für einen eigenständigen gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Entwicklungsweg des Landes plädieren.

Historiker und Historikerinnen wissen, dass die Debatte über Russlands historischen Entwicklungsweg beziehungsweise über die Rolle „Europas“ (oder des „Westens“) als Vorbild (oder negative Abgrenzungsfolie) für russische Zukunftsentwürfe kein Produkt der aktuellen Beziehungskrise zwischen Russland und dem Westen, sondern an die zweihundert, wenn nicht gar über dreihundert Jahre alt ist. Die Diskussion entzündete sich spätestens an Petr Čadaevs (1794–1856) Erstem Philosophischem Brief aus dem Jahr 1836. Der daran anknüpfende innenpolitische und intellektuelle Streit in Russland zwischen „Westlern“ und „Slavophilen“ lässt sich in der Sprache der *postcolonial studies* auch als Debatte zwischen „Universalisten“ und „Partikularisten“ beschreiben.<sup>4</sup> Seither hat die historiosophische Diskussion über Russlands historischen Entwicklungsweg viele Wendungen genommen.

Als sich 1991 die Sowjetunion auflöste, hofften viele Beobachter auf eine Annäherung Russlands an die westliche Wertegemeinschaft. In den letzten Jahren haben sich diese Hoffnungen merklich eingetrübt. Wortmeldungen wie die Vladimir Jakunins und anderer Vertreter der konservativen politischen Elite Russlands verdeutlichen, wie unpopulär heute prowestliche Haltungen im größten Flächenstaat der Erde sind. Westliche Beobachter sind sich dabei weitgehend einig, dass eine endgültige Abwendung der russischen Eliten vom „petrinischen Projekt“ der Europäisierung beziehungsweise Verwestlichung des Landes nicht nur weitreichende Auswirkungen für das zukünftige politische Verhältnis zwischen Russland und dem westlichen Europa hätte. Gleichzeitig berührt die Debatte über Russlands zukünftigen Entwicklungsweg im Kern auch die Frage, wie wir als Historikerinnen und Historiker über die Geschichte Russlands nachdenken und welche Narrative und Erklärungsmodelle wir für die Geschichte des Landes

---

bedarf des Schutzes durch die Verfassung], <http://www.rg.ru/2014/09/11/reg-cfo/yakunin-anons.html> (letzter Zugriff: 23. 2. 2015).

4 Zu Čadaev und zur Debatte zwischen „Westlern“ und „Slavophilen“ vgl. exemplarisch: Dmitro Čyževs'kyj/Dieter Groh (Hg.), *Europa und Russland. Texte zum Problem des westeuropäischen und russischen Selbstverständnisses*, Darmstadt 1959, insbes. S. 73–93; Andrzej Walicki, *The Slavophile Controversy. History of a Conservative Utopia in Nineteenth-Century Russian Thought*, Oxford 1975.

in der Neuzeit, und dabei insbesondere für die Zeit seit dem späten 17. und frühen 18. Jahrhundert, entwerfen.

#### Modernisierungstheorie und das Theorem der Rückständigkeit

Bis vor Kurzem folgten viele Überblickswerke westlicher (und russischer) Autoren über die Geschichte Russlands im 18. und 19. Jahrhundert einem *master narrative*, dem ein teils impliziter, teils expliziter Vergleich der Geschichte des Landes mit jener eines idealtypischen „Westens“ zugrunde lag. Ein prominentes Beispiel für diesen Ansatz ist das 2013 erschienene Überblickswerk *Geschichte Russlands* des deutschen Russlandhistorikers Manfred Hildermeier.<sup>5</sup> In dieser umfangreichen Studie ist der Autor immer wieder bemüht, die Geschichte Russlands vom 10. bis ins frühe 20. Jahrhundert mit der eines idealtypischen „Westens“ abzugleichen. Dabei beschreibt Hildermeier das Verhältnis von „Russland und Europa“ in erster Linie als asymmetrische Beziehung zwischen einer „entwickelten“ (westlichen) Geschichtsregion auf der einen und einer „rückständigen“ (russischen) auf der anderen Seite. Vor diesem Hintergrund setzt sich der Autor auch für eine Rehabilitierung des Theorems der „Rückständigkeit“ als Erklärungsmodell für Prozesse „nachholender Entwicklung“ in Russland ein.<sup>6</sup>

Die Konzepte der „Rückständigkeit“ und der „nachholenden Entwicklung“ haben lange das *master narrative* der westlichen und russischen Russlandhistoriografie bestimmt. In den vergangenen Jahrzehnten sind diese Konzepte in der sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschung jedoch etwas aus der Mode gekommen, wofür sich – sehr verkürzt gesprochen – vier Gründe anführen lassen: Zum einen ist die Modernisierungstheorie der Nachkriegszeit, wie wir sie beispielsweise vom Soziologen Talcott Parsons oder dem Ökonomen Walt Whitman Rostow kennen, mit ihrem teleologischen Fortschrittsmodell und ihrer Stilisierung des Westens als Idealtypus historischer Entwicklung in den

5 Manfred Hildermeier, *Geschichte Russlands. Von den Anfängen bis zur Oktoberrevolution*, München 2013. Vgl. auch meine ausführlichere Besprechung des Buches: Frithjof Benjamin Schenk, *Russland, Europa und das Theorem der Rückständigkeit*. Manfred Hildermeiers *Geschichte Russlands*, in: *Osteuropa* 63 (2013) 8, S. 35–44.

6 Vgl. auch Hildermeiers frühere Arbeiten zu diesem Thema: Manfred Hildermeier, *Das Privileg der Rückständigkeit. Anmerkungen zum Wandel einer Interpretationsfigur der neueren russischen Geschichte*, in: *Historische Zeitschrift* 244 (1987), S. 557–603.

vergangenen Jahrzehnten deutlich in die Kritik geraten.<sup>7</sup> Zweitens haben sich Historiker und Historikerinnen im Zuge des *cultural turn* in den vergangenen Jahrzehnten allgemein vom Studium gesellschaftlicher, politischer und ökonomischer Modernisierungsprozesse abgewandt.<sup>8</sup> In diesem Zusammenhang hat auch das Interesse an Fragen der Strukturgeschichte deutlich nachgelassen.<sup>9</sup> Drittens hat insbesondere die Rezeption der Schriften Michel Foucaults dazu geführt, die Zuschreibung von Alterität und Differenz als Ausdruck diskursiver Herrschaftspraktiken zu deuten, die mehr über die Selbstwahrnehmung des Sprechers als über die von ihm beschriebene außertextliche „Realität“ aussagen. Vor diesem Hintergrund steht jedes Sprechen über einen „modernen (bzw. fortschrittlichen)“ und einen „rückständigen“ Entwicklungszustand einer Gesellschaft unter Verdacht hegemonialer Denkweisen und der Perpetuierung eines Machtgefälles zwischen einem europäischen „Zentrum“ auf der einen und einer nicht-europäischen „Peripherie“ auf der anderen Seite. Aufgrund dieser Überlegungen haben – und das ist der vierte Punkt – insbesondere Vertreter der *postcolonial studies* dafür plädiert, (das westliche) Europa vom Podest der universalen Referenzgröße historischer Entwicklung zu stoßen und als *eine* von vielen geschichtlichen „Provinzen“ auf dem Globus zu konzeptualisieren. Stellvertretend kann hier auf den indisch-amerikanischen Historiker Dipesh Chakrabarty mit seinem Postulat des Provincializing Europe verwiesen werden.<sup>10</sup>

Hildermeier ist sich dieser vier Kritikpunkte an der Modernisierungstheorie und am Theorem der Rückständigkeit durchaus bewusst. Die hier skizzierten

7 Thomas Mergel, Geht es weiterhin voran? Die Modernisierungstheorie auf dem Weg zu einer Theorie der Moderne, in: ders./Thomas Welskopp (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*, München 1997, S. 203–232; Frederick Cooper, *Moderne*, in: ders., *Kolonialismus denken. Konzepte und Theorien in kritischer Perspektive*, Frankfurt/M. 2012, S. 194–252, hier S. 199–207.

8 Zum *cultural turn* vgl. exemplarisch: Doris Bachmann-Medick, *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek 2006.

9 Ein Paradebeispiel für den etwas aus der Mode gekommenen strukturalistischen Ansatz in der Russlandhistoriografie: Carsten Goehrke, *Russland. Eine Strukturgeschichte*, München 2010. Vgl. dazu auch meine Besprechung in: *Neue Politische Literatur* 57 (2012), S. 492–494.

10 Dipesh Chakrabarty, *Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung*, Frankfurt/M. 2010 (engl. Princeton 2000).

Einwände werden von ihm selbst in seinem Buch referiert.<sup>11</sup> Dessen ungeachtet will der Autor das Theorem der Rückständigkeit, mit dem er sich selbst bereits seit längerer Zeit befasst, als Erklärungsmodell für die Geschichte Russlands nicht aufgeben. Eine so „zählebig und von vielen bedeutenden Historikern im Kern geteilte Sicht“ könne doch nicht „ganz und gar in die Irre [gehen]“, so Hildermeier.<sup>12</sup> Zudem handele es sich beim Begriff der „Rückständigkeit“ um einen „Quellenbegriff“. Ein Historiker, der Russland in diesem Sinne wahrnehme und beschreibe, reproduziere lediglich die Perspektive prominenter Vertreter der russischen Elite seit dem 15. Jahrhundert. Der Hinweis auf die Bedeutung der Vorstellung vom eigenen Entwicklungsrückstand in der Selbstbeschreibung russischer Autokraten, Politiker und Intellektueller in den vergangenen Jahrhunderten ist natürlich richtig. Allerdings können – aus meiner Sicht – die gegen die Modernisierungstheorie und das Theorem der „Rückständigkeit“ formulierten Einwände nicht so leicht vom Tisch gewischt werden. Auch wenn man sich darum bemüht, Rückständigkeit als neutrales, veränderliches und relatives (nicht absolutes) Phänomen gesellschaftlicher Entwicklung zu begreifen, wie dies Hildermeier in seinem Buch anstrebt, führt das Modell unweigerlich zur Erzählung einer Defizitgeschichte, in der eine „fortschrittliche“ Geschichtsregion (hier der „Westen“ oder „Europa“) als *Norm* und eine im Vergleich dazu „rückständige“ (hier „Russland“) als *Abweichung* vorgestellt werden. Auch wenn Vertreter einer westlich orientierten russischen Elite „Europa“ oder den „Westen“ häufig als Norm setzten, der das eigene Land nacheifern sollte, stellt sich für heutige Historiker dennoch die Frage, ob sie diese Sichtweise als roten Faden für eine historische Gesamtschau Russlands tatsächlich übernehmen sollten. Lohender als „Defizitgeschichten“ erscheinen vielmehr Narrative, die die Vielfalt historischer Entwicklungswege innerhalb Europas aus sich heraus beschreiben, die vielfältigen *Wechselbeziehungen* zwischen den Gesellschaften innerhalb und außerhalb Europas analysieren und dabei auch die Standortgebundenheit des eigenen Blickwinkels mit reflektieren. So ließe sich die Geschichte Russlands in die europäische Geschichte integrieren, nicht als Abweichung von der Norm, sondern als *ein* möglicher Entwicklungsweg in eine vielfältige und ambivalente Moderne.

11 Hildermeier, Geschichte Russlands, S. 1321–1322.

12 Ebd., S. 1323.

Auf der Suche nach alternativen Narrativen historischer Entwicklung

Wie ein solches *master narrative* möglicherweise aussehen könnte, soll im Folgenden am Beispiel der Geschichte der verkehrstechnischen Erschließung des Zarenreiches und der Folgen der zunehmenden geografischen Mobilität im 19. Jahrhundert aufgezeigt werden. Die folgenden Beobachtungen knüpfen dabei an die Ergebnisse meiner 2014 erschienenen Studie *Russlands Fahrt in die Moderne. Mobilität und sozialer Raum im Eisenbahnzeitalter* an, die sich mit dem sozialräumlichen Wandel im Zarenreich im Zeitalter der Dampfmaschine befasst.<sup>13</sup> Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist dabei zunächst eine gedankliche Zeitreise an die großen Passagierbahnhöfe der russländischen Eisenbahnen im späten Zarenreich:

Ende des 19. Jahrhunderts wurden die fünf großen Kopfbahnhöfe Sankt Petersburgs bereits von neun Millionen Passagieren pro Jahr frequentiert.<sup>14</sup> In den Bahnstationen der Hauptstadt des Zarenreiches kreuzten sich die Wege von Arbeitern, Touristen und Beamten. Hier trafen adelige Offiziere auf orthodoxe Pilger und Geschäftsleute auf Bauern aus der russischen Provinz. Auch in Moskau und anderen Städten des Imperiums hatten sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Bahnhöfe als wichtige Relais zwischen Stadt und Land sowie zwischen Zentrum und Peripherie etabliert. An kaum einem anderen Ort ließ sich die gesellschaftliche Dynamik, die das Zarenreich in der Hochphase der Industrialisierung und Urbanisierung erlebte, so anschaulich studieren wie in den Wartesälen und auf den Perrons der großen Personenbahnhöfe. Zeitgenössische Berichtersteller entwarfen mitunter ein äußerst düsteres Bild vom Alltag an diesen „Orten der Moderne“.<sup>15</sup> Die „goldenen Zeiten“ des frühen Eisenbahnzeitalters seien eindeutig vorbei, konstatierte zum Beispiel im Oktober 1909 ein Autor in der konservativen Tageszeitung *Novoe vremja* (Die Neue Zeit). Früher, so der Journalist, hätten die Wartesäle und Bahnhofsbuffets mit ihrem Schmuck und ihrem Prunk zur Läuterung und

13 Frithjof Benjamin Schenk, *Russlands Fahrt in die Moderne. Mobilität und sozialer Raum im Eisenbahnzeitalter*, Stuttgart 2014, insbes. S. 375–385.

14 Im Jahr 1896 betrug die Summe aller ankommenden und abfahrenden Passagiere an den Bahnhöfen der Hauptstadt 8,95 Mio. Menschen. Vgl. Plan Sankt Peterburga (za 1901 god). Reprintnoe izdanie [Stadtplan St. Petersburgs aus dem Jahr 1901. Reprint], Sankt Peterburg 1991 (urspr. Beilage zum Adressbuch *Ves' Peterburg*).

15 Alexa Geisthövel/Habbo Knoch (Hg.), *Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt/M. 2005.

Besserung der Menschen beigetragen, die hier verkehrten. Stück für Stück habe dann jedoch der Verfall eingesetzt, die gläsernen Spiegel seien mittlerweile stumpf, die Bronzeleuchter matt geworden. Heute präsentiert sich etwa der Rjazaner Bahnhof in Moskau nur noch als schmutziger und überfüllter Ort:

„Auf den nackten und dreckigen Böden der Bahnsteige schläft lang gestreckt das graue Volk. Die Wartesäle bieten einen unansehnlichen und traurigen Anblick. Sie sind bar jeder Schönheit und jedes Komforts – ein Ort der Trostlosigkeit. Von hier möchte man nur noch flüchten, fortlaufen, ohne sich umzusehen.“

Von den Menschen, die sich am Bahnhof drängen, wendet sich der Beobachter angewidert ab:

„Hier stoßen die Passagiere auf schlaftrunkene, ungewaschene Gestalten mit zerzaustem Haar und staubigem Gewand, die rote Stiefel tragen sowie einen Wust von Bündeln, Körben und Gläsern mit Eingemachtem mit sich führen.“<sup>16</sup>

Das Bild, das sich Chronisten an anderen russischen Bahnhöfen zu Beginn des 20. Jahrhunderts bot, unterschied sich kaum von dieser Darstellung. Auch der einstige Vorzeigebahnhof der Nikolajbahn (*Nikolaevskaja železnaja doroga*) in St. Petersburg glich um die Jahrhundertwende eher einem bauerlichen Marktplatz:

„Angesichts fehlender Gebäude kauert das Publikum mit Kind und Kegel auf seinen Bündeln auf dem ganzen Bahnhofsgelände. Hier werden – mit Genehmigung des Ministeriums – auf unbeschreiblich dreckigen Bahnsteigen das aus der Provinz schnell herbeigeschaffte Schlachtfleisch und Nutzvieh umgeladen. Tierblut fließt in Bächen über die Fliesen und wird von den Passagieren im ganzen Gebäude verteilt.“<sup>17</sup>

Bei russischen Journalisten weckte die Betrachtung des Lebens an den städtischen Bahnhöfen des Zarenreiches zu Beginn des 20. Jahrhunderts immer

16 Spinoj ot komforta [Mit dem Rücken zum Komfort], in: Novoe vremja [Die Neue Zeit], Nr. 12054 vom 2. 10. 1909 (Rossijskij Gosudarstvennyj Istoričeskij Archiv, RGIA [Russisches Historisches Staatsarchiv], f. 273, op. 10, ed. chr. 312, l. 382).

17 Novoe vremja [Die Neue Zeit], Nr. 12012 vom 21. 8. 1909 (RGIA, f. 273, op. 10, ed. chr. 312, l. 220).

wieder Assoziationen mit dem „Turmbau zu Babel“ (*Vavilonskoe stolpotvorenje*). Andere fühlten sich angesichts des Gedränges, Schmutzes und Lärms an diesen urbanen Orten in die „Hölle“ aus Dantes Göttlicher Komödie versetzt.<sup>18</sup> Mit der wohlgeordneten Welt neuzeitlicher Verkehrspaläste, die in den frühen Jahren des Eisenbahnzeitalters voller Fortschrittsglaube auch von russischen Architekten und Ingenieuren entworfen worden war, hatte das alltägliche Chaos auf den Bahnhöfen um 1900 nur noch wenig gemein. Die Eisenbahn, mit der die verwestlichte Elite des Zarenreiches die „rückständige“ russische Gesellschaft zivilisieren wollte, hatte nicht „Ordnung“ in die Provinz, sondern Chaos ins Zentrum gebracht. – Beobachter zeigten sich irritiert, dass die Eisenbahn neben kultivierten Passagieren auch Arbeiter, Bauern („graues Volk“) und Schlachtfleisch aus der russischen Provinz in die Metropole transportierte und dass in Bahnhöfen und Zügen traditionelle sozialräumliche Grenzen zunehmend erodierte. Nostalgisch erinnerten sie sich an die Anfänge des Eisenbahnzeitalters zurück und riefen Bahnverwaltungen und Behörden dazu auf, auf dem Schienensystem endlich wieder für „Ordnung“ zu sorgen.

Die Geschichte der Modernisierung der Verkehrswege im Zarenreich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lässt sich in zwei verschiedenen Versionen erzählen. Die eine folgt dem oben skizzierten Paradigma der „Rückständigkeit“ Russlands. Maßgeblich für diese Interpretationsfigur ist der Vergleich der gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Entwicklung des Zarenreiches mit jener in den Staaten West- und Mitteleuropas beziehungsweise in den USA. Seit der Regierungszeit Peters I. (des „Großen“) (1682–1725) diente ein idealtypisches „Europa“ (bzw. ein idealtypischer „Westen“) russischen Eliten als Referenzgröße bei der Beschreibung und Bewertung der historischen Entwicklung des eigenen Landes. Diese West-Orientierung prägte von Anbeginn auch die Geschichte des russischen Eisenbahnwesens.<sup>19</sup> So wurde die erste Generation

18 Vgl. u. a. Kassij: V istome [Von Mattheit gezeichnet], in: Novoe vremja [Die Neue Zeit], Nr. 12295 vom 5. 6. 1910 (RGIA, f. 273, op. 10, ed. chr. 393, l. 80); Železnodorožnaja žizn'. Na vokzale [Eisenbahnleben. Auf dem Bahnhof], in: Stoličnaja molva [Hauptstadtgerede], Nr. 183 vom 20. 5. 1911 (RGIA, f. 273, op. 10, ed. chr. 454, l. 50); Malen'kaja chronika. Stolpotvorenje vavilonskoe [Kleine Chronik. Der Turmbau zu Babel], in: Novoe vremja [Die Neue Zeit] vom 9. 6. 1913 (RGIA, f. 273, op. 10, ed. chr. 597, l. 137).

19 Vgl. u. a. Frithjof Benjamin Schenk, Imperial Inter-Rail: Vlijanie mežnacional'nogo i mežimperskogo vosprijatija i soperničestva na politiku železnodorožnogo stroitel'stva v carskoj Rossii [Imperial Inter-Rail: Der Einfluss internationaler und interimperialer

russischer Verkehrsingenieure in St. Petersburg von französischen Gelehrten ausgebildet. Technisches Know-how, Maschinen und Waggonen, selbst Kohle zum Befeuern der Lokomotiven wurden in den ersten Jahren des russischen Eisenbahnzeitalters aus dem westlichen Ausland importiert. Die russische Militärführung beobachtete mit Interesse, wie die Eisenbahn in den USA und in Westeuropa Strategien moderner Kriegsführung veränderte. Betriebsordnungen für den Güter- und Personenverkehr westlicher Staaten dienten russischen Juristen bei der Formulierung der Eisenbahngesetze des Zarenreiches als Blaupause.

Angesichts dieser vielfältigen Verflechtungen kann es nicht überraschen, dass russische Verkehrsplaner, Journalisten und auch Reisende die Entwicklung des Eisenbahnwesens im Zarenreich seit den 1830er-Jahren immer wieder mit jener im westlichen Europa und in den USA verglichen. Spätestens seit der russischen Niederlage im Krimkrieg (1853–1856), die viele Zeitgenossen auch auf das primitive Wegesystem Russlands zurückführten, berührte die Frage nach dem Stand der infrastrukturellen Entwicklung in erhöhtem Maße auch militärstrategische Interessen des Landes. Seit den 1860er-Jahren wiesen russische Militärs regelmäßig auf die Rückständigkeit ihres Landes im strategischen Eisenbahnbau beziehungsweise auf die Vorteile Preußens (bzw. des Deutschen Reiches) und der Habsburgermonarchie auf diesem Gebiet hin. Auch aus ökonomischer Sicht erschien es wichtig, dass Russland im Eisenbahnbau mit den Ländern West- und Mitteleuropas gleichzog, denn als Agrarland war das Zarenreich dringend auf den Export landwirtschaftlicher Güter angewiesen. Im Zuge der Globalisierung der internationalen Verkehrs- und Handelsströme in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sah sich Russland auf den europäischen Getreidemärkten in zunehmendem Maße mit internationaler Konkurrenz Österreich-Ungarns, der Donaufürstentümer und der USA konfrontiert. Die Wettbewerbsfähigkeit russischer Agrarprodukte auf den globalen Märkten hing nicht zuletzt von der Höhe der Transportkosten innerhalb des Zarenreiches ab. Um diese zu senken, plädierten Verkehrsplaner seit den 1850er-Jahren mit Nachdruck für den Bau von Eisenbahnen aus den Kornkammern zu den Exporthäfen des Reiches.

---

Einflüsse und Konkurrenz auf die Eisenbahnpolitik im Zarenreich], in: Aleksej Miller/Martin Aust/Ricarda Vulpius (Hg.), *Imperium inter pares. Rol' transferov v obraze i funkcionirovanii Rossijskoj imperii* [Imperium inter pares. Die Bedeutung von Transfers für die Wahrnehmung und die Funktion des Russischen Reiches], Moskva 2010, S. 354–380.

Mit Blick auf das Tempo des Eisenbahnbaus in der westlichen Welt äußerten sich russische Verkehrsexperten immer wieder besorgt über den schleppenden Fortschritt im eigenen Land. Noch Anfang des 20. Jahrhunderts wiesen sie darauf hin, dass Russland im internationalen Vergleich nur über ein relativ weitmaschiges Schienennetz verfüge, dass zu wenige strategische Bahnlinien an die Grenzen des Landes heranreichten und dass sich russische Züge verhältnismäßig langsam durch die Weiten des Kontinentalreiches bewegten. Aus diesem Blickwinkel stellte sich die Entwicklung des Eisenbahnwesens im Zarenreich schon Zeitgenossen in erster Linie als eine „Defizitgeschichte“ dar. Auch das „Chaos“ auf russischen Bahnhöfen, das Petersburger und Moskauer Zeitungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts so eindrucksvoll schilderten, interpretierten russische Beobachter als Sinnbild für die allgemeine „Unordnung“ im eigenen Land und als Zeichen für die „Rückständigkeit“ des Reiches im Vergleich zu einem imaginären wohlgeordneten und modernen „(West-)Europa“. Dieses Interpretationsmuster findet sich bis heute auch in der westlichen Historiografie, in der immer wieder betont wird, dass Russland – ungeachtet der Errungenschaften im Eisenbahnbau im 19. Jahrhundert – letztlich den „Zug in die Moderne“ verpasst und das Land vor dem Ersten Weltkrieg im Verkehrswesen nicht jenes Maß an Rationalität, Effizienz und Schnelligkeit erreicht habe, durch das sich die mobilen und „modernen“ Gesellschaften des „Westens“ in dieser Zeit angeblich auszeichneten.<sup>20</sup>

#### Von der unvollständigen Modernisierung zur ambivalenten Moderne

Die Geschichte der verkehrstechnischen Erschließung des Zarenreiches durch die Eisenbahn im 19. Jahrhundert lässt sich jedoch auch noch aus einer anderen Perspektive erzählen. Hier steht zunächst nicht der Vergleich der russischen Entwicklung mit jener anderer europäischer Staaten im Mittelpunkt. Vielmehr richtet sich der Fokus auf die Zeichen jenes gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Wandels, den die Einführung des maschinengetriebenen Verkehrsmittels im Zarenreich bewirkte. Bei einer solchen Betrachtung, die auf die diachrone

20 Vgl. exemplarisch: John Westwood, *Geschichte der russischen Eisenbahnen*, Zürich 1966, S. 9; Steven G. Marks, *Road to Power. The Trans-Siberian Railway and the Colonization of Asian Russia, 1850–1917*, Ithaca 1991, S. 220–222; und in Ansätzen auch Roland Cvetkovski, *Modernisierung durch Beschleunigung. Raum und Mobilität im Zarenreich*, Frankfurt/M. 2006, S. 313–321.

Entwicklung innerhalb Russlands fokussiert, rücken nicht die (vermeintlichen) „Mängel“ und „Defizite“ einer unvollständigen Modernisierung Russlands in den Blick, sondern jene (ambivalenten) sozialen und kulturellen Dynamiken, die durch den Bau und die Nutzung der Eisenbahn im Zarenreich zweifelsohne angestoßen wurden. In meiner 2014 erschienenen Studie, die sich mit der Frage des sozialräumlichen Wandels in Russland im Zeitalter der Dampfmaschine befasst, habe ich versucht, mich meinem Gegenstand aus dieser Richtung zu nähern. Im Folgenden möchte ich einige Beobachtungen aus der Schlussbetrachtung meiner Arbeit kurz zusammenfassen.

Die Nachricht von der Inbetriebnahme der ersten öffentlichen Eisenbahnlinie in England im Jahr 1825 wurde von der russischen Fachöffentlichkeit mit großem Interesse aufgenommen. Trotz Vorbehalten aus der konservativen Ministerialbürokratie konnte in Russland im Jahr 1837 – fast zeitgleich mit den deutschen Staaten – eine erste kurze Eisenbahnlinie (zwischen St. Petersburg und den Vororten Pavlovsk und Carskoe Selo) in Betrieb genommen werden. In den 1840er-Jahren wurden mit den Bahnlinien von Warschau nach Wien und von St. Petersburg nach Moskau (Letztere wurde 1851 eingeweiht) die ersten Schienenverbindungen von landesweiter Bedeutung errichtet. Nach einer schleppenden Anfangsphase in den 1850er-Jahren nahm der Aufbau eines Eisenbahnnetzes im europäischen Teil Russlands in den späten 1860er- und frühen 1870er-Jahren langsam konkrete Gestalt an. War Russland in den 1830er-Jahren fast zeitgleich mit den Ländern West- und Mitteleuropas in das Eisenbahnzeitalter eingetreten, erfolgte die Vernetzung der europäischen Reichshälfte im Vergleich zu den Ländern West- und Mitteleuropas vergleichsweise spät. Ab den 1880er-Jahren vollzog sich dann sukzessive die Erschließung der asiatischen Peripherie. Eine zweite Hochphase erlebte der Eisenbahnbau in Russland in den 1890er-Jahren. Um 1900 betrug die Länge des russländischen Schienennetzes bereits rund 52.000 km. Damit verfügte das Zarenreich um die Jahrhundertwende – nach den USA – bereits über das zweitlängste Schienennetz der Welt, das aber aufgrund der Größe des Landes relativ weitmaschig blieb.

Auch wenn die Reichsregierung, insbesondere während des ersten Eisenbahnbooms der 1860er- und 1870er-Jahre, auf das Engagement privater Investoren aus dem In- und Ausland angewiesen war, gab der Staat die Planungshoheit über den Bau neuer Strecken nie aus der Hand. Seit den 1850er-Jahren bemühte sich die Administration auch um die Festlegung allgemeingültiger technischer Standards für den Bau und Betrieb des sich formierenden Eisenbahnnetzes. Auf diese

Art entstand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Russland ein Großes Technisches System (*Large Technical System*), das von Warschau im Westen bis Vladivostok im Osten und von Helsingfors im Norden bis Baku im Süden reichte, nach weitgehend einheitlichen Regeln funktionierte und einer wachsenden Zahl von Menschen neue Möglichkeiten eröffnete, räumliche Distanz vergleichsweise schnell und bequem zu überwinden. Damit lässt sich auch in Russland jener Prozess der „Territorialisierung“ beschreiben, den Charles Maier als ein Signum der Epoche der technischen Moderne beschrieben hat.<sup>21</sup>

Mit der voranschreitenden verkehrstechnischen Erschließung ging eine Neuvermessung des Zarenreiches auf den kognitiven Karten jener Menschen einher, die in Berührung mit dem Eisenbahnsystem kamen. Autoren von Kursbüchern, Reiseführern und Streckennetzkarten stellten Russland als einheitlich strukturierten Verkehrsraum dar, in dem geografische und administrative Binnengrenzen keine Rolle mehr spielten. Die Repräsentationen des Raums in diesen Medien der Moderne waren auf die Gegenwart und Zukunft ausgerichtet. Sie versprachen ihren Betrachtern, dass sich die Lücken im imperialen Schienennetz weiter schließen und dass die Eisenbahn auch in abgelegenen Provinzen für ökonomischen Aufschwung sorgen werde. Reiseführer für die großen Transkontinentalbahnen sahen in der asiatischen Peripherie den Traum der Vereinigung Russlands zu einem „großen unteilbaren Ganzen“ Wirklichkeit werden. Fotografien der Eisenbahnbrücken, die die großen Flüsse Sibiriens und Zentralasiens überspannten, kündeten vom Stolz auf die russische Ingenieurskunst und vom Glauben an die zivilisierende Macht des technischen Fortschritts. Eisenbahningenieure und bäuerliche Kolonisten wurden in diesen Raumbildern als Agenten einer russischen *mission civilizatrice* vorgestellt, die darauf abzielte, die „rückständigen“ Bewohner in der asiatischen Peripherie auf ein höheres Kulturniveau zu heben.

Aber nicht nur in Asien, sondern auch im europäischen Russland sollte die Eisenbahn bei der Zivilisierung „rückständiger Elemente“ der eigenen Bevölkerung helfen. Diese Hoffnung von Verkehrsplanern und Ingenieuren manifestierte sich nicht zuletzt in der Architektur der großen städtischen Passagierbahnhöfe,

21 Charles S. Maier, *Consigning the Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era*, in: *The American Historical Review* 105 (2000), S. 807–831, insbes. S. 819–821, bzw. ders., *Transformations of Territoriality, 1600–2000*, in: Gunilla Budde u. a. (Hg.), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen, Theorien*, Göttingen 2006, S. 32–55, insbes. S. 45–47.

die sich Beobachtern weniger als nüchterne Zweckbauten, sondern vielmehr als Verkehrspaläste der Moderne präsentierten. Vertreter der technischen Intelligenz träumten davon, dass sich an diesen Orten soziale Räume nach neuen, rationalen Gesichtspunkten strukturieren ließen und dass sich diese Ordnung positiv auf das kulturelle Niveau der hier verkehrenden Menschen auswirken werde. In den Bahnhöfen mit ihrer herrschaftlichen Architektur, ihren luxuriösen Restaurants erster Klasse und ihrem uniformierten Personal sollte das soziale Leben ebenso geordnet ablaufen wie der Betrieb des gesamten technischen Ensembles der Eisenbahn. Die gebaute Utopie des städtischen Bahnhofs kündete auch in Russland von dem Traum, eine Gesellschaft lasse sich mithilfe des technischen Fortschritts gleichsam in lauter „zivilisierte“ Passagiere erster Klasse verwandeln.

Allerdings blieben diese Visionen von der „zivilisierenden“ Kraft der technischen Moderne in Russland weitgehend Utopie. Dies lag zum einen daran, dass die Planer der Eisenbahn offensichtlich unterschätzt hatten, in welchem Maße der Bau eines Schienennetzes zu einer Dynamisierung geografischer Mobilität im Zarenreich beitragen würde. Zum anderen hatten sie klar die eigenen Möglichkeiten überschätzt, diesen Prozess mithilfe technischer Mittel und der Rationalität des modernen Verkehrssystems steuern und in „geordnete“ Bahnen lenken zu können: Nachdem die Passagierzahlen der russischen Bahngesellschaften seit den 1870er-Jahren eher in moderatem Tempo gestiegen waren, beschleunigte sich diese Entwicklung seit Mitte der 1890er-Jahre deutlich. Die wachsende Nachfrage nach Zugfahrkarten spiegelte zum einen das Bevölkerungswachstum und den forcierten Netzausbau gegen Ende des 19. Jahrhunderts wider. Zum anderen wirkten sich die Senkung der Fahrpreise, die Einführung eines „Arbeitertarifs“ und die Liberalisierung der Passgesetze positiv auf die Entwicklung der Fahrgastzahlen aus. Seit Mitte der 1890er-Jahre wuchs vor allem die Nachfrage nach Tickets dritter und vierter Klasse. 1912 wurden in Russland bereits 230 Millionen Fahrkarten verkauft, 90 % davon zu den Tarifen der beiden billigsten Klassen.<sup>22</sup> Wie die eingangs zitierten Berichte aus der russischen Tagespresse zeigen, waren die Bahngesellschaften auf den sprunghaften Anstieg der Passagierzahlen nur unzureichend vorbereitet. Die Inbesitznahme der Züge und Bahnhofspaläste durch das „graue Volk“ ließ nicht nur die Bronzeleuchter und Spiegel in den Wartesälen erster Klasse, sondern auch den Glauben der

22 Schenk, Russlands Fahrt in die Moderne, S. 222–223.

technischen Intelligenz an die zivilisierende Kraft des Fortschritts und der technischen Moderne verblassen.

In besonderem Maße profitierten die Mitglieder der regierenden Dynastie von der verkehrstechnischen Erschließung des Zarenreiches. Zar Alexander II. (1855–1881) trieb nicht nur den Bau des Schienennetzes in seinem Herrschaftsgebiet mit Nachdruck voran. Er nutzte das neue Verkehrsmittel auch als erster russländischer Kaiser systematisch für symbolische Reisen innerhalb des eigenen Landes.<sup>23</sup> Alexander adelte Züge und Bahnhöfe zu Bühnen moderner Herrschaftsinszenierung. Das Verkehrssystem als Ganzes entwickelte sich unter seiner Regierung zum Sinnbild seines umfassenden innenpolitischen Reformprogramms. Vor diesem Hintergrund erscheint es besonders symbolträchtig, dass die Terrororganisation *Narodnaja volja* (*Freiheit oder Wille des Volkes*) ihren ersten Anschlagversuch auf den „Reformzaren“ im November 1879 unternahm, als dieser in seinem Hofzug von der Krim nach St. Petersburg reiste.<sup>24</sup> Das misslungene Attentat auf den Herrscherzug machte der Reichsregierung deutlich, dass sich die Frage der Sicherheit des Kaisers im Zeitalter der Dampfmaschine und des Dynamits in völlig neuer Weise stellte. Auch das verheerende Zugunglück bei Borki im Oktober 1888, das Alexander III. (1881–1894) und seine Familie nur durch ein „Wunder“ überlebten, führte den Behörden die Verletzbarkeit des Zaren in der technischen Moderne eindrucksvoll vor Augen.<sup>25</sup> In der Folge dieser Ereignisse wurden die Sicherheitsbestimmungen für Reisen des kaiserlichen Zuges sukzessive verschärft. Die neue Gefährdungslage der Regenten trug auch dazu bei, dass Alexander III. und Nikolaus II. (1894–1917) die Eisenbahn weit weniger für die Inszenierung der eigenen Macht nutzten, als es noch Alexander II. getan hatte. So führte die Expansion des imperialen Schienennetzes in der Regierungszeit der beiden letzten Zaren paradoxerweise dazu, dass die räumliche

23 Richard Wortman, *Rule by Sentiment. Alexander II's Journeys Through the Russian Empire*, in: *American Historical Review* 95 (1990), S. 745–771.

24 Vgl. dazu ausführlich: Carola Dietze/Frithjof Benjamin Schenk, *Traditionelle Herrscher in moderner Gefahr. Soldatisch-aristokratische Tugendhaftigkeit und das Konzept der Sicherheit im späten 19. Jahrhundert*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 35 (2009), S. 368–401, und Frithjof Benjamin Schenk: *Attacking the Empire's Achilles Heels: Railroads and Terrorism in Tsarist Russia*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 58 (2010), S. 232–253.

25 Zum „Wunder von Borki“ vgl. ausführlich: Schenk, *Russlands Fahrt in die Moderne*, S. 311–326.

Distanz zwischen den Herrschern und ihren Untertanen in diesen Jahren eher zu- als abnahm.

Jenseits der sozialen Räume, in denen sich die Mitglieder der regierenden Dynastie bewegten, bewirkte der Bau der Eisenbahn eine sukzessive Demokratisierung der Reisekultur im Zarenreich. War die schnelle Überwindung geografischer Distanz im Zeitalter der Postkutsche noch ein Privileg von Adel, Beamten und reichen Kaufleuten gewesen, so erschloss das dampfgetriebene Verkehrsmittel nun auch breiteren sozialen Schichten neue geografische Horizonte. Wenngleich die wenigsten Zugpassagiere im Zarenreich als „Touristen“ unterwegs waren, machten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr Menschen aus freien Stücken auf die Reise, um Russland in seiner geografischen und kulturellen Vielfalt zu erkunden. Während russische Autoren in früherer Zeit vor allem über ihre Reiseerlebnisse im Ausland berichtet hatten, wuchs im Zeitalter der Dampfmaschine auch die Nachfrage nach Schilderungen von Reisen in die verschiedenen Regionen des *eigenen* Landes. Die infrastrukturelle Erschließung Russlands eröffnete dabei einerseits die Möglichkeit, das große Kontinentalreich als einen integrierten politischen und ökonomischen Raum zu erfahren. Entsprechende Wahrnehmungsmuster vermittelten sich Passagieren sowohl durch das einheitliche Erscheinungsbild des Großen Technischen Systems der Eisenbahn als auch durch entsprechende Raumbilder in Kursbüchern, Reiseführern und Streckennetzkarten. Andererseits führte die zunehmende geografische Mobilität jedoch auch dazu, dass immer mehr Menschen persönlich in Kontakt mit der kulturellen Vielfalt des Zarenreiches kamen. Sensibilisiert durch die politischen Diskussionen über die diversen „nationalen Fragen“ des Landes, gaben sich die einen Reisenden fasziniert, die anderen irritiert angesichts der Vielzahl kultureller und ethnografischer Grenzen, die das Vielvölkerreich durchzogen.<sup>26</sup> Während die einen Passagiere von der Integration des polyethnischen Reiches

26 Zur Ambivalenz der Raumwahrnehmung russischer Zugreisender: Frithjof Benjamin Schenk, Hier eröffnete sich vor unseren Augen ein neues, schillerndes, von uns noch nirgendwo gesehenes Bild [...] Die gedankliche Neuvermessung des Zarenreiches im Eisenbahnzeitalter, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 63 (2014), S. 4–23; ders., Asien gibt sich langsam, aber immer deutlicher zu erkennen. Reisen auf der Transsib als Grenz-Erfahrung im späten Zarenreich, in: Thomas Grob/Boris Previšić/Andrea Zink (Hg.), Erzählte Mobilität im östlichen Europa. (Post-)Imperiale Räume zwischen Erfahrung und Imagination, Tübingen 2013, S. 179–195.

durch imperiale Infrastrukturnetze und der „Zivilisierung“ der rückständigen Elemente der eigenen Bevölkerung durch die Eisenbahn träumten, fühlten sich andere beim Anblick der ethnografischen Vielfalt an russischen Bahnhöfen an den „Turmbau zu Babel“ beziehungsweise die „Völkerwanderung“ des frühen Mittelalters erinnert. Bilder dieser Art verweisen eher auf die Fragilität als auf die Stabilität sozialräumlicher Strukturen innerhalb des Imperiums.

Nicht nur auf der Ebene der Raumwahrnehmung reisender Menschen gestaltete sich die sozialräumliche Integration des Russländischen Reiches im Eisenbahnzeitalter komplizierter, als von manchen Verkehrsplanern prophezeit. Zwar erwies sich das moderne Verkehrssystem schon in den 1860er- und 1870er-Jahren als ein äußerst wirksames Herrschaftsinstrument in den Händen der autokratischen Macht. Die Erfahrungen des polnischen Januaraufstandes im Jahr 1863 (als polnische Rebellen Eisenbahnbrücken und Telegrafleitungen zerstört hatten) und der terroristischen Anschläge auf den kaiserlichen Zug Alexanders II. hatten der Regierung jedoch zugleich die eigene Verletzbarkeit an dieser modernen „Achillesferse“ des Regimes offenbart.<sup>27</sup> Während des Russisch-Japanischen Krieges, der sich nicht zuletzt an der Konkurrenz der beiden Mächte auf dem Gebiet des Eisenbahnimperialismus im Fernen Osten entzündet hatte, erfuhr die Reichsregierung einmal mehr die eigene Abhängigkeit von der Funktionstüchtigkeit des imperialen Verkehrssystems. Dies wurde auch während des Generalstreiks im Oktober 1905 deutlich, als es Druckern und Eisenbahnern gelang, die modernen Kommunikations- und Verkehrswege des Reiches vorübergehend lahmzulegen und dem autokratischen Regime grundlegende politische Reformen (u. a. eine Verfassung und die Wahl einer Volksvertretung) abzurufen.<sup>28</sup>

Russland, darauf deuteten nicht zuletzt die Ereignisse der Revolution von 1905/07 hin, war Anfang des 20. Jahrhunderts in der Moderne angekommen, und zu dieser Entwicklung hatte der Bau des imperialen Schienennetzes maßgeblich beigetragen. Allerdings unterschied sich diese Moderne deutlich von jenen

27 Vgl. dazu ausführlich: Frithjof Benjamin Schenk, *Mastering Imperial Space? The Ambivalent Impact of Railway Building in Tsarist Russia*, in: Jörn Leonard/Ulrike von Hirschhausen (Hg.), *Comparing Empires. Encounters and Transfers in the Long Nineteenth Century*, Göttingen 2011, S. 60–77.

28 Frithjof Benjamin Schenk, *Kommunikation und Raum im Jahr 1905. Die Eisenbahn in Krieg und Revolution*, in: Martin Aust/Ludwig Steindorff (Hg.), *Russland 1905 – Perspektiven auf die erste Revolution im Zarenreich*, Frankfurt/M. 2007, S. 47–67.

Zukunftsbildern, die technikgläubige Verkehrsplaner und Ingenieure in den Anfangsjahren des Maschinenzeitalters voller Fortschrittsoptimismus entworfen hatten. Russlands Ankunft in der Moderne zeigte sich nicht nur an der voranschreitenden Erschließung und Integration des Reichsterritoriums durch moderne Infrastrukturnetze, an steigenden Passagierzahlen und dem Glauben des autokratischen Regimes, mit der Eisenbahn über ein besonders effektives und schlagkräftiges Herrschaftsinstrument zu verfügen. Auch die hoffnungslos überfüllten Wartesäle der hauptstädtischen Passagierbahnhöfe zu Beginn des 20. Jahrhunderts, terroristische Attentate auf Herrscherzüge, die Ausbreitung antijüdischer Pogrome entlang des imperialen Schienennetzes und Eisenbahnerstreiks, die das Zarenregime in Bedrängnis bringen konnten, kündeten in Russland vom Anbruch einer neuen Zeit. Dass nur ein Teil der Bevölkerung von der ökonomischen Dynamik profitierte, die aus dem Bau des Eisenbahnnetzes in Russland resultierte, kennzeichnet den Weg des Landes in die Moderne ebenso wie die Tatsache, dass für viele Regionen die ausbleibende Netzanbindung einer Verbannung in die „ewige Provinz“ gleichkam.<sup>29</sup> Die Erfahrung der schnellen Fahrt über ein gerades und ebenes Schienenband prägte die Muster moderner Raumwahrnehmung in Russland ebenso wie der Kontakt mit Menschen aus einer anderen sozialen Schicht im Eisenbahnwaggon oder die Angst und Schutzlosigkeit allein reisender Frauen in Coupés erster Klasse. Auf den kognitiven Karten der Zeitgenossen wuchs das Vielvölkerreich im Eisenbahnzeitalter zweifelsohne als „großes und unteilbares Ganzes“ zusammen. Die neuen Möglichkeiten, das Land in seiner Größe und kulturellen beziehungsweise sozialen Vielfalt persönlich zu erfahren, schürten andererseits bei vielen Menschen Ängste vor dem „Fremden“ im eigenen Land.

Die Autoren der eingangs zitierten Schilderungen der Zustände auf den hauptstädtischen Bahnhöfen des Zarenreiches zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten den Glauben an die Versprechungen der technischen Moderne noch nicht aufgegeben. Für sie war das alltägliche Chaos auf den großen Passagierstationen ein Zeichen der noch unvollständigen Zivilisierung und Modernisierung des

---

29 Walter Sperling, Die „Schicksalsfrage“ der Kleinstadt: Eisenbahn, Raum und Industrialisierung in der russischen Provinz, 1850–1914, in: ders. (Hg.), *Jenseits der Zarenmacht. Dimensionen des Politischen im Russischen Reich, 1800–1917*, Frankfurt/M. 2008, S. 127–161; ders., *Der Aufbruch in die Provinz. Die Eisenbahn und die Neuordnung der Räume im Zarenreich*, Frankfurt/M. 2011.

Zarenreiches. Im Ruf der konservativen Journalisten nach mehr „Ordnung“ auf dem russländischen Schienensystem kam die Furcht vor der Erosion sozialräumlicher Grenzen und vor der Erfahrung sozialer wie kultureller Differenz an diesen „Orten der Moderne“ zum Ausdruck. Gleichzeitig gaben sich diese Beobachter überzeugt, dass sich das Stimmengewirr des modernen „Turmbaus zu Babel“ mithilfe des technischen Fortschritts entwirren lasse und dass das Projekt der Moderne auf lange Sicht in einen Zustand wohlgeordneter sozialräumlicher Verhältnisse münden werde. Diesen Chronisten war nicht an der Beschreibung, sondern der Auflösung der Ambivalenzen des modernen Zeitalters gelegen. Der Glaube der verwestlichten Elite, dass sich dieses Ziel durch eine noch schnellere Fahrt auf dem Pfad des „Fortschritts“ erreichen ließe, trug letztlich zur Perpetuierung des Projektes der Moderne in Russland bei, weit über die Epochen-schwelle von 1917 hinaus.

Fazit: *Multiple Modernities* oder Ambivalenz der Moderne?

Wie lassen sich die hier geschilderten Beobachtungen meiner Fallstudie mit den eingangs skizzierten theoretischen Überlegungen über historiografische *master narratives* zur Geschichte Russlands im 19. Jahrhundert in Beziehung setzen? Wie vermutlich deutlich wurde, stehe ich der von Manfred Hildermeier geforderten Rehabilitierung des Theorems der „Rückständigkeit“ sowie der Nützlichkeit der „klassischen“ Modernisierungstheorie als *master narrative* für die Beschreibung historischen Wandels in Russland eher skeptisch gegenüber. Neben den oben ausgeführten Kritikpunkten ist ergänzend zu betonen, dass die Annahme der Modernisierungstheorie von einem sich wechselseitig verstärkenden Einfluss „moderner“ sozioökonomischer Parameter (*pattern variables*) – wie, um nur ein Beispiel zu nennen: Industrialisierung und Ausbreitung säkularer Normen – einer empirischen Überprüfung kaum standhält. Dass aus Prozessen der Urbanisierung, Industrialisierung und der Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus der Bevölkerung zwangsläufig die Herausbildung von Zivilgesellschaft und demokratischer Ordnungen resultiert, wird heute kaum jemand noch uneingeschränkt behaupten wollen. Dies trifft allem Anschein nach nicht nur für „nicht-westliche“ Gesellschaften zu. Schließlich hat der französische Philosoph Bruno Latour im Jahr 1993 auch mit Blick auf westliche Gesellschaften die provokative, aber durchaus überzeugende These aufgestellt, dass auch „wir“ – das heißt der Westen – niemals „modern“ gewesen sind („Nous n'avons jamais été

modernes“).<sup>30</sup> Zudem lässt sich auch der vonseiten der *postcolonial studies* formulierte (und oben kurz referierte) Einwand, bei der Modernisierungstheorie handele es sich um ein hegemoniales westliches Deutungsmodell, das historische Entwicklungswege, die nicht dem Pfad eines idealtypischen „Westens“ entsprechen, als „Abweichung“ von der „Norm“ klassifiziere, nicht so einfach aus der Welt schaffen.

Als Alternative zu diesem Denkmodell einer universalen (westlichen) Moderne haben Theoretiker wie Shmuel Eisenstadt (1923–2010) und andere das Konzept der *multiple modernities* (bzw. *alternative modernities*) entwickelt.<sup>31</sup> Diesem Ansatz zufolge hat das Projekt der sozioökonomischen Modernisierung seit dem 18. Jahrhundert in unterschiedlichen Teilen der Welt zu unterschiedlichen Spielarten der „Moderne“ geführt. In dieser Vielfalt der Modernen (im Plural) wäre das *westeuropäische* Modell – ganz im Sinne von Chakrabartys *Provincializing Europe* – nur eine von vielen Spielarten „moderner“ historischer Entwicklung auf dem Globus. Dieser Ansatz hat auch in der Russlandhistoriografie in den letzten Jahren einen gewissen Nachhall gefunden. So haben sich bereits einige Kolleginnen und Kollegen auf die Suche nach einer spezifischen „russischen“ beziehungsweise „sowjetischen“ Moderne gemacht und dabei insbesondere mit Blick auf das 20. Jahrhundert überzeugende Argumente für Spezifika des Projekts der Moderne in der Zeit der Sowjetherrschaft entwickelt.<sup>32</sup>

Ob mit dem Konzept der *multiple modernities* jedoch wirklich der „Stein der Weisen“ gefunden worden ist, ist für mich eine offene Frage. So hat der US-amerikanische Historiker und Afrikaspezialist Frederick Cooper überzeugend

30 Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt/M. 2013 (urspr. „Nous n'avons jamais été modernes“ [1993]).

31 Shmuel N. Eisenstadt, *Multiple Modernities*, in: *Daedalus* 129 (2000), S. 1–29; ders., *Multiple modernities: Analyserahmen und Problemstellung*, in: Thorsten Bonacker/Andreas Reckwitz (Hg.), *Kulturen der Moderne. Soziologische Perspektiven der Gegenwart*, Frankfurt/M. 2007, S. 19–45.

32 David L. Hoffmann/Yanni Kotsonis (Hg.), *Russian Modernity. Politics, Knowledge, Practices*, New York 2000; Steven Marks, *How Russia Shaped the Modern World*, Princeton 2003; Michael-David Fox, *Multiple Modernities vs. Neo-Traditionalism: On Recent Debates in Russian and Soviet History*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 54 (2006), S. 535–555; Stefan Plaggenborg, *Experiment Moderne: Der sowjetische Weg*, Frankfurt/M. 2006; Jörg Baberowski (Hg.), *Moderne Zeiten? Krieg, Revolution und Gewalt im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006.

eingewandt, dass die Begriffe „modern“ beziehungsweise „Moderne“ ihre Qualität als Unterscheidungsindikatoren verlieren, wenn sie auf alles anwendbar sind, was sich an beliebigen Orten der Welt in den letzten dreihundert Jahren an historischer Veränderung nachweisen lässt: „Wenn jegliche Form der Innovation“, so Cooper, „Moderne produziert, hat der Terminus [nur noch] wenig analytisches Gewicht. [...] Mit der Vervielfachung der Moderne verringert sich die Fähigkeit, die Moderne von irgend etwas anderem zu unterscheiden.“<sup>33</sup>

Für die hier vorgestellte Fallstudie erscheint mir das Konzept der *multiple modernities* beziehungsweise einer dezidiert *russischen* Spielart der Moderne daher auch nicht sehr überzeugend und hilfreich zu sein. Schließlich sind viele der beschriebenen Faktoren von Russlands Aufbruch ins Eisenbahnzeitalter vermutlich alles andere als spezifisch für den russischen Fall und lassen sich in der einen oder anderen Form auch für andere Länder im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert nachweisen. Dies müsste man jedoch erst noch mit entsprechenden vergleichenden Untersuchungen verifizieren oder falsifizieren. Zudem sollte man sich dessen bewusst sein, dass die These von der Vielfalt der Modernen letztendlich auch Kritikern des „westlichen Weges“ – wie im russischen Fall Vladimir Jakunin und anderen – unbeabsichtigt das Wort redet. Der gedankliche Gleichklang von postkolonialem Diskurs im Westen auf der einen und antiwestlichem Nationalismus in vielen Weltregionen auf der anderen Seite stellt Kritiker von Eurozentrismus und Modernisierungstheorie vor ein schwer zu lösendes Dilemma. Folgt aus der Kritik der Modernisierungstheorie wirklich zwangsläufig ein *anything goes*, wie es das Konzept der *multiple modernities* nahelegt?

Bleibt als zweite Alternative zum normativen Konzept der „Moderne“ als Telos der (universalen) Geschichte noch das Modell von „Moderne und Ambivalenz“, wie es unter anderem der Soziologe Zygmund Bauman mit seinem gleichnamigen Buch aus dem Jahr 1991 geprägt hat.<sup>34</sup> Auch wenn Baumans Augenmerk vor allem der Genese politischer Gewalt im 20. Jahrhundert und dabei insbesondere der Vorgeschichte der Shoah gilt, haben seine Überlegungen unser Bild von „der Moderne“ in einem viel umfassenderen Sinn verändert. Es ist Baumans besonderes Verdienst, gerade auf die „dunklen Seiten“ und die Ambivalenzen hingewiesen zu haben, die das Projekt der Moderne mit seiner

33 Cooper, *Moderne*, S. 195, 222.

34 Zygmund Bauman, *Moderne und Ambivalenz*. Das Ende der Eindeutigkeit, Hamburg 2005 (urspr. *Modernity and Ambivalence*, Ithaca 1991).

Fortschrittsfixierung und seinen gesellschaftspolitischen Ordnungsbestrebungen ebenso kennzeichnen wie zivilisatorische Errungenschaften auf den Gebieten der Forschung, Medizin und Technik.

Wenn ich hier versucht habe, Russlands „Aufbruch in die Moderne“ am Beispiel der Folgen der verkehrstechnischen Erschließung des Landes, der zunehmenden geografischen Mobilität und der Neuordnung sozialer Räume im 19. Jahrhundert nachzuzeichnen, dann mit dem Ziel, den Begriff und das Konzept der Moderne nicht als etwas Gesetztes und Geschlossenes zu postulieren. Das Konzept der Moderne scheint mir für die geschichtswissenschaftliche Arbeit immer noch sehr wichtig zu sein, insbesondere deshalb, weil es auf der einen Seite nach wie vor Menschen mobilisiert, die sich vom Projekt der „Moderne“ eine Verbesserung konkreter Lebensbedingungen versprechen. Gleichzeitig ist die Aufarbeitung der konkreten Folgen des menschheitsgeschichtlichen Aufbruchs in die technische Moderne noch lange nicht abgeschlossen. Historische Arbeiten, die sich aus diesem Blickwinkel für die Geschichte der Moderne und der Modernisierung interessieren, sollten daher aus meiner Sicht zwei Fragen ins Zentrum stellen und einerseits nach Visionen und Hoffnungen jener Menschen fragen, die sich auf den Fortschritt und den Sprung eines Landes in die (technische) Moderne richteten, und andererseits die Augen offen zu halten für jene ambivalenten Folgen, die mit dem Aufbruch in die Moderne – nicht nur in Russland – verbunden waren und sind. Wie nützlich für eine solche Fragestellung ein raumhistorischer Ansatz sein kann, habe ich versucht, im Kontext meiner Forschungen zu Russlands Fahrt in die Moderne zu zeigen.

Eine Geschichte der Moderne – ob in Russland oder in anderen Ländern – sollte also doppelt ansetzen: Zum einen geht es um das Auffinden und die Analyse zeitgenössischer „Diskurse über die Moderne“ (inklusive entsprechender Hoffnungen, Visionen und Ängste), zum anderen um die empirische Analyse dessen, welche konkreten ambivalenten sozioökonomischen und kulturellen Folgen mit dem Projekt des Aufbruchs in die Moderne verbunden waren (und sind). Die Anerkennung dessen, dass die Ergebnisse einer solchen historischen Analyse je nach Kontext und Land unterschiedlich ausfallen können, bedeutet dann weder zwangsläufig, der Beliebigkeit einer „Vielfalt der Modernen“ das Wort zu reden, noch, die Hoffnung auf die Erreichbarkeit universal gültiger Ziele der historischen Entwicklung auf unserem Globus aufzugeben.



## Im Osten nichts Neues

### Deutsche Historiker und ihr Russlandbild in den 1920er-Jahren

Ist Russland eigentlich noch Europa oder schon Asien? Seit jeher haben Europäer Schwierigkeiten, diese Frage zu beantworten. Russland scheint weder das eine noch das andere so richtig zu sein. Als Peripherie ist es ein Sonderfall, da es im allgemeinen geografischen Verständnis sowohl auf dem europäischen als auch auf dem asiatischen Kontinent liegt und damit Randgebiet nicht nur eines, sondern von zwei „Kulturkreisen“ ist. Ob die geografische sich mit der kulturellen Grenze deckt, war stets Verhandlungsgegenstand der Diskussion „Europas“ mit sich selbst und mit Russland.

Mit der Frage, ob Russland zu Europa oder zu Asien gehört, haben sich immer auch Historiker beschäftigt. Beispielhaft soll auf den folgenden Seiten das Russlandbild deutscher Historiker in den 1920er-Jahren näher beleuchtet werden.<sup>1</sup> Betrachteten die Historiker Russland entsprechend dem eingangs beschriebenen Bild also als Land zwischen Europa und Asien? Oder verorteten sie Russland – vielleicht sogar ganz selbstverständlich – vollständig in entweder dem einen oder dem anderen Kontinent? Im 19. Jahrhundert hatte Leopold von Ranke zum Ausdruck gebracht, dass er Russland aufgrund der Leistungen des Landes bei der Abwehr der Mongolen als Teil des Abendlandes begriff. Nahe läge, dass die deutschen Historiker, die in den 1920er-Jahren in der großen Mehrzahl historistisch arbeiteten und in Ranke dementsprechend ihr methodisches wie auch lebensweltliches Vorbild sahen, diese Meinung teilten. Demgegenüber jedoch hatte Russland in den Vorstellungen der Westeuropäer schon immer als

---

1 Der vorliegende Text basiert auf dem Buch von Susan Rößner, *Die Geschichte Europas schreiben. Europäische Historiker und ihr Europabild im 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 2009, sowie auf dem Text von Susan Rößner, *Europa und sein östliches Anderes bei deutschen und englischen Historikern in den 1920er und 1950er Jahren: Religion als Ausgrenzungsstrategie*, in: Jörg Baberowski/David Feest/Maike Lehmann (Hg.), *Dem Anderen begegnen – Eigene und fremde Repräsentationen in sozialen Gemeinschaften*, Frankfurt/M. 2008, S. 269–285.

Mischwesen gegolten, das einerseits asiatisch fremd, andererseits vertraut europäisch wirkte. Es wurde als Bollwerk gegen Asien wahrgenommen, nicht ohne selbst auch als zumindest ein wenig asiatisch zu gelten.<sup>2</sup>

Wie also standen deutsche Historiker der 1920er-Jahre Russland gegenüber? Als Teil Europas betrachteten sie es, das soll im Folgenden gezeigt werden, nicht. Allenfalls verstanden sie Russland als europäisch-asiatisches Mischwesen. Häufiger noch aber wird Russland mehr oder weniger explizit aus dem europäischen Kulturkreis herausargumentiert und als kulturelles und religiöses „anderes“ beschrieben.

Die Strategien, mit denen die Historiker Russland aus Europa ausschlossen, waren vielfältig: Sie spielten mit dem Unterschied zwischen dem geografischen „Europa“ und dem kulturellen „Abendland“, beschrieben Russland als „Volk ohne Geschichte“, verwiesen auf seine andersartige Religion oder orientalisieren es. Darüber hinaus war Russland Gegenstand von Expansionsfantasien. All diese Strategien sorgten durch Exotisierung oder Diskreditierung dafür, dass der Leser in Russland ein nicht-europäisches Gegenüber erkannte. Im Folgenden sollen diese Strategien kurz beschrieben werden. Als Quellengrundlage dienen sowohl historiografische Zeitschriftenartikel als auch sogenannte Europa- und Weltgeschichten.

### Abendland oder Europa?

Die unter deutschen Historikern der ersten Nachkriegszeit übliche Verwendung des Begriffes „Abendland“ ermöglichte einen bequemen Ausschluss der Länder im östlichen Europa. Bewusst verzichteten die meisten Historiker auf die Verwendung des Begriffes „Europa“, der schon aus geografischen Gründen die Einbeziehung der Länder im Osten bedeutet hätte. Stattdessen operierte man

2 Die russische Perspektive wird in diesem Text nicht behandelt. Zu russischen Selbst- und Fremdbildern seit der Aufklärung sei verwiesen auf Jutta Scherrer, *Russland im Spannungsfeld zwischen Ost und West. Selbst- und Fremdbilder*, in: Dieter Holtmann/Peter Riemer (Hg.), *Europa, Einheit und Vielfalt: Eine interdisziplinäre Betrachtung*, Münster 2001, S. 213–236; zu den Ursprüngen der Wahrnehmung Russlands als „asiatisch“ siehe Ekkehard Krug, *Das „asiatische“ Russland: Über die Entstehung eines europäischen Vorurteils*, in: *Historische Zeitschrift* 245 (1987), S. 265–289; außerdem Gerd Voigt, *Russland in der deutschen Geschichtsschreibung. 1843–1945*, Berlin 1994. In Anlehnung an die untersuchten Quellen spricht der Beitrag auch für die Zeit nach Gründung der Sowjetunion von Russland.

mit dem Europa stark verkleinernden Begriff „Abendland“. „Das Wort Europa sollte aus der Geschichte gestrichen werden“, befand etwa Oswald Spengler. „Es gibt keinen ‚Europäer‘ als historischen Typus. [...] Es war allein das Wort Europa mit dem unter seinem Einfluss entstandenen Gedankenkomplex, das Russland mit dem Abendlande in unserm historischen Bewusstsein zu einer durch nichts zu gerechtfertigten Einheit verband.“<sup>3</sup>

Spenglers Aussagen, so mag hier argumentiert werden, sind in ihrer wie üblich uncharmanten Direktheit ein extremes Einzelbeispiel. Doch er war mit seiner Meinung nicht allein: Wie von ihm selbst angedeutet, ging die Verwendung der Begriffe Europa und Abendland mit ganz unterschiedlichen Ideenkomplexen einher, von denen der des Abendlandes der Gedankenwelt der zumeist konservativen Historiker der 1920er-Jahre am ehesten entgegentkam. Neben einer Vielzahl von politischen, historischen, religiösen, geografischen und lebensweltlichen Aspekten, die mitunter diffus blieben und daher anschlussfähig für viele waren, beinhaltete das Abendlandkonzept eben auch eine dezidiert antirussische Stoßrichtung.<sup>4</sup> Meist als germanisch-romanischer Kulturraum gedacht, schloss es alle Länder östlich der deutschen Grenze – und damit natürlich auch Russland – aus diesem Verbund aus.

Ganz anders der Europabegriff: Aufgrund seiner geografischen Herkunft machte er gewöhnlich alle Länder westlich des Urals zu einem Kontinent und damit im allgemeinen Verständnis auch zu einem Kulturraum. Er wurde – vor allem in der zweiten Nachkriegszeit, als das Abendlandkonzept vom Konzept des „Westens“ teilweise abgelöst wurde – hauptsächlich dann verwendet, wenn Russland ausdrücklich in den europäischen Kulturraum einbezogen werden sollte.

Nicht ganz so eindeutig sind jedoch die diesbezüglichen Aussagen des Osteuropahistorikers Karl Stählin (1865–1939): „Russland, breit über die geographisch so schwache Grenzscheide zwischen Asien und Europa hingelagert, liegt auf der Schattenseite Europas“, schrieb er 1925.<sup>5</sup> Obwohl er den Europabegriff verwendet, vermittelt er den Eindruck, als verorte er Russland zwischen Europa

3 Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte* 1, 2 Bde., München 1920–1922, S. 21 f.

4 Vanessa Conze, *Das Europa der Deutschen. Ideen von Europa in Deutschland zwischen Reichstradition und Westorientierung (1920–1970)*, München 2005, S. 11, 33.

5 Karl Stählin, *Russland und Europa*, in: *Historische Zeitschrift* 132 (1925), S. 197–246, hier S. 197.

und Asien – schließlich verlaufe es „breit über“ die Grenze zwischen beiden, also den Ural, und scheint somit weite Teile von beiden Seiten einzunehmen. Doch die Bemerkung, Russland befinde sich auf der „Schattenseite Europas“, wirft Fragen auf. Liegt Russland im Schatten Europas oder lediglich in dessen „schattigem“ Teil – also in Europa? Auch der Titel von Stählins Aufsatz, aus dem die Textauszüge stammen – „Russland und Europa“ – scheint keinen Aufschluss zu geben, sondern lässt als Deutung die Gegenüberstellung von Russland und Europa ebenso zu wie die Verortung Russlands in Europa.

#### Ein Volk ohne Geschichte?

In welchem Kulturkreis Stählin Russland verortet, darüber geben andere Aussagen seines Textes nähere Auskunft. Denn wie viele seiner Kollegen versah der in Heidelberg, Straßburg und Berlin Lehrende Russland mit Attributen eines „Volkes ohne Geschichte“. „Geschichtlichkeit“ galt als eine der wesentlichen Eigenschaften Europas, „Ungeschichtlichkeit“ dagegen als Kennzeichen außer-europäischer Regionen. Zwar verwendeten die untersuchten Historiker den Begriff der „Ungeschichtlichkeit“ oder „Geschichtslosigkeit“ nicht direkt, folgt man aber einem Modell des Literaturwissenschaftlers Gerhard Bauer und untersucht die Publikationen auf die sieben Elemente, die nach Bauer das Konstrukt von Geschichtlichkeit beinhaltet, wird man in zentralen Punkten fündig. Bauer zufolge wurden geschichtlichen Völkern folgende Eigenschaften zugeschrieben: Bedingtheit, Wirklichkeit, Gemeinschaft, Entwicklung/Bewegung/Tätigkeit, Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit, Repräsentation der Vergangenheit in der Gegenwart sowie Freiheit und Souveränität.<sup>6</sup> Vor allem drei dieser Merkmale legen die Historiker der 1920er-Jahre als Maßstab an andere Kulturen an: das der Entwicklung, Bewegung und Tätigkeit, das der Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit sowie das der Freiheit und Souveränität.

Nach den gängigen Vorstellungen der Zwischenkriegszeit war Europa im Vergleich zu anderen Kulturen und Zivilisationen stets „aktiv“: Die europäische Kultur steigt auf und fällt, strebt empor, schöpft, entdeckt, missioniert und kämpft. Europa ist rastlos und ein Kontinent von Abenteurern – die „anderen“ dagegen verharren, sind träge, flach, übernehmen nur, aber schaffen nicht selbst etwas,

<sup>6</sup> Gerhard Bauer, „Geschichtlichkeit“. Wege und Irrwege eines Begriffs, Berlin 1963.

mit einem Wort: Sie bewegen sich nicht und sind passiv. Im Sinne dieser Passivität galten „Völker ohne Geschichte“ in europäischen Augen stets als Kopisten. Auch in Bezug auf Russland fand dieses Bild Verwendung. Karl Stählin zufolge war es beispielsweise nur „ein schwacher Abglanz der westlichen Sonne“, als mit Zarin Sofia „italienische Baumeister einzogen und den Kreml mit neuen Kirchen und Palästen schmückten“.<sup>7</sup> Stählin warf dem Zarenhaus vor, mit den italienischen Baumeistern Dienstleister eingekauft und die westliche Bauart kopiert, anstatt „russisch“ gebaut zu haben. Dass sich Russland an den Westen anzunähern versuchte, verbuchte Stählin unter Einfallslosigkeit. Mehr noch, die ersten Gesandten aus dem Westen nannte der Autor „Neuentdecker Russlands“. Nicht nur vollbrachte Russland in Stählins Augen keine eigenen Entdeckungen, es wurde auch vom Westen entdeckt. So verloren für Stählin die ohnehin schon diskriminierten Bemühungen Russlands, sich die westliche Lebensart anzueignen, jeglichen Wert.

Mit einer ähnlichen Sichtweise beurteilte Hugo Rachel (1872–1945), Mitarbeiter der *Acta Borussica* in Berlin, die Bestrebungen Peters des Großen, die „abendländische Zivilisation in Russland einzuführen“: „[...] alles war nur eine Herübernahme äußerer und technischer Elemente, vom Geiste abendländischer Kultur blieben der Reformzar und sein Reich unberührt.“<sup>8</sup> Außerdem hätten die Slawen sich schon „als ackerbauende Völker [...] im allgemeinen damit begnügt, schwach bevölkerte Gebiete zu besiedeln, ohne weiteren Eroberungsdrang“.<sup>9</sup> Eine eigene kulturelle Leistung wird den Russen also abgesprochen; die Expansionsbestrebungen Russlands gelten als minderwertig – ein signifikanter Makel in der militarisierten Stimmung der ersten Nachkriegszeit und ein deutliches Votum dafür, Russland nicht als Teil Europas zu betrachten.

Zwischentöne fand lediglich der Globalhistoriker und Frankreichspezialist Alexander Cartellieri (1867–1955), der im Zusammenhang mit Russland vom „genialen Barbaren“ sprach und so das herkömmliche Bild des europäisch-asiatischen Zwitters bediente.<sup>10</sup> Aus der Formel spricht einerseits die Ehrfurcht

7 Stählin, *Russland*, S. 198.

8 Hugo Rachel, *Geschichte der Völker und Kulturen von Urbeginn bis heute*, Berlin 1920, S. 252. Rachel arbeitete hauptsächlich zur Wirtschaftsgeschichte Preußens und Brandenburgs.

9 Ebd., S. 110.

10 Alexander Cartellieri, *Grundzüge der Weltgeschichte*, 2. Aufl., Leipzig 1922, S. 179. Cartellieri (1867–1955) war Mediävist und lehrte in Heidelberg und Jena.

vor den kulturellen und militärischen Leistungen Russlands. Doch andererseits ist die Rede vom „Barbaren“ ein Signalwort für die Einordnung Russlands als „anderes“ – und zwar als unterlegenes anderes.<sup>11</sup> Obwohl Cartellieri im Gegensatz zu Rachel und Stählin Russland eigenständige Leistungen, ja sogar „Genialität“ attestiert, spricht er durch dessen Verknüpfung mit dem Wort „Barbar“ ein „Ja, aber“ aus, das Russland die Zugehörigkeit zu Europa beziehungsweise zum Abendland letztendlich doch verwehrt. Der „Barbar“ ist durch Assoziationen wie Gewalt, Blutrünstigkeit und Kulturlosigkeit im Endeffekt nicht mehr als eine Spielart jener Bedrohungsszenarien, mit denen Russland ohnehin schon in Verbindung gebracht wurde. Metaphern aus dem Bereich der Landesverteidigung errichteten eine unüberwindbare Grenze zwischen Europa und dem östlichen anderen. So sprachen die Historiker von „Bollwerken“, „Toren“ und „Bastionen“ zur Abwehr von Attacken aus dem „Osten“. In den Texten wurde suggeriert, dass auf der anderen Seite der Leib und Leben bedrohende Feind stehe, vor dem Europa zu beschützen sei. Was sich jenseits der Grenze befand, wurde als unbezwingbare Masse, als das Unbeherrschbare und das große Unbekannte dargestellt – und von Cartellieri selbst als drohende „Überflutung“.<sup>12</sup>

Auch der Verweis auf die Vielfalt der europäischen Länder war ein gängiges Grundmotiv der geschichtswissenschaftlichen Beschreibung Europas im 20. Jahrhundert. Auch wenn der heutzutage sprichwörtliche Begriff „Einheit in Vielfalt“ eine Schöpfung der letzten Jahrzehnte ist, kam bereits in Umschreibungen aus der ersten Nachkriegszeit die Vorstellung zum Ausdruck, Europa bilde trotz seiner mannigfachen Zergliederung eine Einheit. So sprachen die Historiker von der „bunten Fülle“<sup>13</sup> oder dem „Mischcharakter der europäischen Kultur“.<sup>14</sup> Die Vielfalt Europas fand nach Ansicht der Historiker nicht nur in den Völkern und Kulturen ihren Ausdruck, sondern auch in den vielfältigen Landschaften und in der Art der Bodennutzung, in Bezug auf den Städtebau sowie die Milieus und Mentalitäten. Russland dagegen wurde als monotone, gesichtslose Landschaft

11 Edward W. Said, *Orientalism*, New York 1978.

12 Cartellieri, *Grundzüge der Weltgeschichte*, S. 77.

13 Rachel, *Geschichte der Völker*, S. 312.

14 F. E. A. Krause, *Kulturform und Staatsgedanke in Ostasien und Europa*, in: *Historische Zeitschrift* 131 (1925), S. 197–239, hier S. 202; ähnliche Aussagen außerdem bei Hans Delbrück, *Weltgeschichte*, 5 Bde., Berlin 1923–1928, hier Bd. 1, S. 399, Bd. 2, S. 436.

und sein Volk als „Massenvolk“ dargestellt.<sup>15</sup> Der in Berlin unterrichtende Euro-pahistoriker Walther Vogel (1880–1938) beschrieb Russland als „flaches“ und „eingeebnetes“ Land.<sup>16</sup> Und auch Stählin bediente dieses Bild, indem er Russland als „breit hingelagert“ beschrieb – eine Wortwahl, die den Leser Trägheit und Immobilität förmlich spüren lässt. Eng mit dem Motiv der Einförmigkeit und fehlenden Vielfalt verbunden, galt Russland zudem als despotisch regiertes Land, „die kirchliche und staatliche Herrschaft theoretisch verschmolzen und der Großfürst-Zar der unumschränkte Gebieter über ein vom ersten Bojaren bis zum armseligen Bauern zu Dienst und Steuer verknechtetes Volk ohne bürgerliche Zwischenstufen“<sup>17</sup>.

#### Russland als Expansionsobjekt

Dass Russland nicht als ebenbürtiges Gegenüber wahrgenommen wurde, zeigen auch die Expansionsfantasien von Hugo Rachel und Walter Goetz (1867–1958), einem Renaissancespezialisten und Lamprechtschüler. Ersterer stellte in seiner „Geschichte der Völker und Kulturen“ aus dem Jahr 1920 einen Plan vor, der einen wirtschaftlichen Zusammenschluss „der nicht zu Weltmächten berufenen europäischen Staaten“ in einer in Blöcke aufgeteilten Welt vorsah. Russland bleibe, so Rachels Überlegung – sofern es den „bolschewistischen Taumel“ überwinde und wenn es nicht dem „englischen Imperialismus verfallen“ wolle – nichts anderes übrig, als sich an Deutschland anzuschließen, „desgleichen die anderen Binnenstaaten des Ostens“. Alle dazwischenliegenden Mittelstaaten hätten sich diesem Bund „naturgemäß“ anzugliedern.<sup>18</sup>

Eine ähnliche Vorstellung von der zukünftigen europäischen Ordnung hatte auch der in München, Tübingen, Straßburg und Leipzig lehrende Walter Goetz. Obgleich seine Ideen von 1918 stammen und daher bald nach ihrem Erscheinen in dem Buch „Deutschland und der Friede“ zumindest teilweise zu einem Anachronismus werden sollten, beinhaltet Goetz' Vision weitverbreitete Elemente von deutschen räumlichen Europavorstellungen in den 1920er-Jahren.

15 Walther Vogel, *Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen*, 2. Aufl., Bonn/Leipzig 1923, S. 82; Stählin, *Russland*, S. 197.

16 Vogel, *Das neue Europa*, S. 82.

17 Stählin, *Russland*, S. 197f., wenn auch in einer Passage über das Russland des 17. Jahrhunderts.

18 Rachel, *Geschichte der Völker*.

Er strebte einen „mitteleuropäischen Wirtschaftsbund“ mit Österreich-Ungarn an, dessen weiterer Ausbau in „Südostrichtung“ nicht ausgeschlossen war und der über kurz oder lang einmal die „gesamte Mitte Europas“ mit Polen, Rumänien, Bulgarien und Serbien umfassen sollte. Als „natürliche Fortsetzung“ des Wirtschaftsraumes sah Goetz die Ukraine, Russland, die Türkei und das Hinterland des Schwarzen Meeres an, die mit einem „System von Handelsverträgen“ zu erschließen seien. Am Ende stehe, so Goetz' Vorstellung, ein Zusammenschluss aller genannten Länder: Denn seiner Meinung nach erwachsen aus politischen Verbindungen wirtschaftliche und aus wirtschaftlichen politische, „und was wir jetzt beginnen, wird sich Schritt für Schritt zu festerer Gestalt entwickeln lassen“.<sup>19</sup>

Wie die Pläne Rachels und Goetz' für Russland zu deuten sind, mag zu diskutieren sein – immerhin bezogen sie es in ihre Visionen eines zukünftigen Zusammenschlusses auf dem europäischen Kontinent mit ein, und Goetz empfand die Einbeziehung Russlands und weiterer Länder im Osten als „natürlich“. Einen Beigeschmack haben die Pläne dennoch: Auf dem Gedanken der Gleichberechtigung der beteiligten Länder basierten sie nämlich nicht. Die Prämisse, dass keiner „vergewaltigt oder in seiner Selbständigkeit über das nötige Maß hinaus gebunden“ werden dürfe, galt in Goetz' Vision nur für die im Bündnis führenden Staaten Deutschland und Österreich-Ungarn.<sup>20</sup> Für den Balkan und „die dahinter liegenden Gebiete“ dagegen ging man von „kleinen Opfern“ aus, die aber „des dann zu erreichenden größeren Ergebnisses wert“ seien.<sup>21</sup> Rachel und Goetz vollführten damit nichts anderes als die Verlagerung der deutschen hegemonialen und imperialen Bestrebungen von den verlorenen überseeischen Gebieten hin zu einer kontinentalen kolonialen Projektion, die den europäischen Osten und Süden einschloss.<sup>22</sup> „[I]hre Stärke würde sie nicht in überseeischen

19 Walter Goetz, *Mitteleuropa*, in: ders. (Hg.), *Deutschland und der Friede*, Leipzig/Berlin 1918, S. 129–136, hier S. 131–136. Goetz war Abgeordneter der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) im Reichstag und Mitherausgeber der christlich-sozialen Zeitschrift *Die Hilfe*.

20 Ebd., S. 134.

21 Ebd., S. 135.

22 Vgl. Bernd Faulenbach, *Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, München 1980, S. 29, 82. Faulenbach hält ein kontinentales Ausgreifen Deutschlands für den üblicheren Wunsch der Zeit als den nach überseeischen Kolonien. In dieser Hinsicht befinden sich Rachel und Goetz also völlig im gängigen zeitgenössischen Diskurs.

Besitzungen, sondern in der zusammenhängenden kontinentalen Masse haben“, befand denn auch Rachel.<sup>23</sup> Russland dient hier bestenfalls als Glacis gegenüber Asien und als koloniales Betätigungsfeld Deutschlands.

### Ein anderes Christentum

Eine weitere Möglichkeit, die Andersartigkeit Russlands hervorzuheben, bot sich in der Beschreibung der russischen Religion, galt der russisch-orthodoxe Glaube doch als Abweichung von der europäischen Norm. Hugo Rachel beispielsweise attestierte der lateinischen – abendländischen – Kirche „kirchliche Praxis und die Rechtsordnung“, wollte bei der orthodoxen Kirche jedoch nur „wissenschaftliche Spekulation“ erkennen.<sup>24</sup> Der in Berlin lehrende Militärhistoriker Hans Delbrück (1848–1929) bescheinigte den Glaubensrichtungen von „Moskowitzertum und Europäertum“ zwar Gemeinsamkeiten, verneinte jedoch sofort eine natürliche Nähe der beiden und machte den orthodoxen Glauben als Grund für die Spannungen zwischen östlichem und westlichem Denken in der Geschichte aus. Das „Altrussentum“ sei immer auf die Ostkirche gestützt gewesen und stehe dem innerrussischen „Westlertum“ in dauerndem Gegensatz gegenüber.<sup>25</sup>

Karl Stählin ging noch einen Schritt weiter und verabsolutierte die Religiosität der russischen Bevölkerung. Die „slawische Volksseele“ sei von den „asketisch-eschatologischen Zügen der griechischen Orthodoxie“ geprägt<sup>26</sup>; der „russische Geist“ habe einen ausgesprochen religiösen Charakter, und der Glaube sei das „geistig-religiöse Band“ zwischen Zar und Volk. „[E]ine Spannung oder gar eine Trennung zwischen Gott und Mensch ist dem Russen fremd.“ Es gebe einen „eminent religiöse[n] Zug, der den russischen Geist auszeichnet“. Und: „Übrigens ist jede russische Philosophie gleichzeitig Religionsphilosophie.“<sup>27</sup>

23 Rachel, *Geschichte der Völker*, S. 394.

24 Ebd., S. 98.

25 Delbrück, *Weltgeschichte* 3, S. 574. Hans Delbrück war Herausgeber der Preußischen Jahrbücher und arbeitete zudem als Erzieher der Hohenzollernprinzen. 1915 initiierte er die „Gegeneingabe der 141“ gegen die sogenannte „Intellektuellen-Eingabe der 1347 für alldeutsche Kriegsziele plädierenden führenden Akademiker“. 1884–1890 war er Mitglied des Reichstags für die Freikonservativen. Delbrück gilt als Vernunftrepublikaner.

26 Stählin, *Russland*, passim.

27 Ebd., S. 243.

Stählin führte damit die russische Mentalität (die „Volksseele“), das Herrschaftssystem und mit der Philosophie sogar eine wissenschaftliche Disziplin auf die Religion zurück. Eigenschaften jenseits von Glauben und Religion scheint in seinem Werk die russische Bevölkerung nicht zu besitzen – Russland, so die Botschaft, lässt sich nur anhand seiner Religion begreifen. Die Religion wird bei Stählin als unbedingter Maßstab zur Beurteilung des Landes etabliert und anschließend die Differenz zwischen „lateinischem“ und orthodoxem Christentum hergestellt.

#### Russland als orientalisches Land

Die russische Religion machte es aufgrund des byzantinischen Ursprungs der Ostkirche überdies möglich, eine direkte Verbindung zwischen Russland und dem Orient herzustellen. Doch Stählin zufolge hat Russland nicht nur sein Christentum und seine Kultur aus dem „orientalischen Byzanz“ erhalten, auch das „Lebens- und Weltgefühl“ sei „griechisch-orientalischer Abstammung“.<sup>28</sup> Das „Orientalische“ sei den westlichen Besuchern in Russland zuerst aufgefallen, und im Orientalischen liege auch der Unterschied zwischen Russland und dem Westen. Russland besitze ein „seltsames Wesen: unter orientalischer Gepränge orientalische Rohheit und orientalischer Despotismus“.<sup>29</sup> Es gelte die „gebräuchliche Formel“: „Starrheit des Orients gegenüber der rastlosen Ratio des Westens.“<sup>30</sup>

Ganz offen wurde das Reich im Osten von einigen Historikern als „morgenländisch“ beschrieben und so in die Nähe des „Orients“ gerückt. Auf diese Weise wurde Russland auf der mentalen Landkarte des Lesers religiös, kulturell und geografisch in die Welt Asiens oder gar des Nahen Ostens eingeschrieben und somit in die gängigen Muster der Vorstellungswelt vom „Orient“ eingegliedert. Die Historiker gebrauchten, wenn sie über Russen, im Übrigen aber auch über Asiaten und Araber, Osmanen und Moslems, Mongolen, Inder, Chinesen und Griechen sprachen, teilweise nur zwei Begriffe: „Osten“ und „Orient“.<sup>31</sup>

28 Ebd., S. 197 f.

29 Ebd.

30 Ebd., S. 199.

31 Siehe dazu auch Adamovsky und sein Konzept des „Euro-Orientalism“: Ezequiel Adamovsky, *Euro-Orientalism and the Making of the Concept of Eastern Europe* in

Offenbar galt es, Russland über den Weg seiner Orientalisierung von Europa fernzuhalten. Seit Peter dem Großen hatte Russland das „Fenster zum Westen“ aufgestoßen und sich in Wirtschaft und Wissenschaft, Bildung und Kunst an Westeuropa orientiert. Spätestens mit Begründung der Entente war es ausweislich eine europäische Großmacht geworden – also ein Teil Europas. Und nachdem es bis zur Oktoberrevolution noch in einer als mittelalterlich geltenden Gesellschaftsordnung lebte, die den Westeuropäern die Möglichkeit gab, das klassische Bild des rückständigen Barbaren zu pflegen, fegte nun innerhalb kürzester Zeit eine gesellschaftliche Umwälzung über das Land hinweg, die alle Vorstellungen eines trägen, in Unterwerfung verharrenden Volkes Lügen zu strafen schien. Russland, so muss es in den Augen der Historiker der 1920er-Jahre ausgesehen haben, hatte innerhalb weniger Jahre den Anschluss an die „Moderne“ geschafft.

Ob dies der Grund dafür ist, Russland mit dem Mittel der Orientalisierung derart scharf von Europa zu entfremden, darüber mag gestritten werden. Mit Sicherheit befeuerten die Ereignisse in Russland (beziehungsweise der späteren Sowjetunion), dem man mit Staunen bei seiner Neugestaltung zusah, das Bild des „genialen Barbaren“.

Zur Überwindung dieses seit Jahrhunderten überlieferten Russlandklischees war es wahrscheinlich zu fest im westeuropäischen Diskurs verankert. Im Gegenteil: Die alten Vorstellungen und das Bedürfnis, Russland aus Europa hinauszuschreiben, wurden vom Grusel, den der Erfolg des Kommunismus in Russland auslöste, wahrscheinlich noch befördert. Denn zum einen betrachteten die konservativen Historiker jede Revolution mit Misstrauen. Die Französische Revolution etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, wurde allgemein als Übergang von der „Kultur“ zur „Zivilisation“, von der monarchischen zu einer Herrschaft der Massen und als Eintritt in ein Zeitalter der Kriege aufgefasst. Kurzum: Die Französische Revolution bereitete den Weg in die „Moderne“ – und diese stieß bei vielen Historikern, die in den 1920er-Jahren publizierten, nicht gerade auf Zustimmung. In einer Lebenswelt, die von Gegenwarts kritik und – in Form einer Mittelalterfaszination – von Vergangenheitsverklärung geprägt war, mag die Russische Revolution den Historikern die Französische noch einmal schmerzhaft in Erinnerung gebracht haben.

---

France, 1810–1880, in: *The Journal of Modern History* 77 (September 2005), S. 591–628.

Zum anderen mag hinzugekommen sein, dass mit Kommunismus und Sozialismus ausgerechnet eine westeuropäische, ja deutsche Idee in Russland Fuß gefasst hatte. Interessanterweise findet sich bei Herbert George Wells, dem englischen Populärhistoriker, die Überlegung, der Kommunismus sei eine europäische Erfindung – und trete, von den Bolschewisten übernommen, nach der Oktoberrevolution seinen Siegeszug an und sei nun auf dem Weg zurück nach Europa. Mit Blick auf den Zusammenbruch des Russischen Reiches könne dies also auch den Kollaps der westlichen Zivilisation bedeuten, schlussfolgerte Wells.<sup>32</sup>

Nur am Rande sei bemerkt, dass auch hier das Bild des „Übernehmens“, und zwar des Kommunismus durch die Bolschewisten, zum Tragen kommt. Wichtig ist aber, dass den Historikern der Verweis auf die Andersartigkeit Russlands aufgrund seiner kommunistischen Prägung eventuell nicht glaubwürdig und damit nicht effektiv genug war. Denn Europa hatte die kommunistische Ideologie selbst erschaffen und war auf diese Weise eng mit dem Schicksal des Russischen Reiches verbunden. Tatsächlich finden Kommunismus und Sozialismus in den deutschen Quellen der 1920er-Jahre weitaus seltener Erwähnung, als man annehmen könnte. Es mag zwar sein, dass die Historiker der 1920er-Jahre die Umwälzungen in Russland für ein vorübergehendes Phänomen hielten und deshalb nicht weiter darauf eingingen. Allerdings hätte der Verweis auf die neue kommunistische Staatsdoktrin eine einfache Gelegenheit geboten, Russland beziehungsweise die Sowjetunion aus Europa hinauszuschreiben.

Stattdessen scheinen die deutschen Historiker in der Orientalisierung Russlands eine bequeme Exklusionsstrategie gefunden zu haben. Dem kam entgegen, dass der „Orient“ nach westeuropäischem Verständnis geradezu das Sinnbild des „anderen“ und die passende Vorstellungswelt für die Projektionen der Europäer war. Zwar hatten Forschungsreisen und neue wissenschaftliche Erkenntnisse im 19. Jahrhundert die Erkenntnis gebracht, dass die Unterschiede zwischen Orient und Okzident, zwischen Ost und West geringer waren als angenommen. Der Vergleich und die Klassifizierung von Sprachen aus dem „Osten“ und „Westen“ zeigten zudem, dass die scheinbar so unterschiedlichen Sprachen verwandtschaftlich verbunden sind. Auch die Feststellung, dass nicht nur die europäische christliche, sondern auch die islamische Welt in enger Beziehung zum Griechentum

32 Herbert G. Wells, *The Outline of History. Being a Plain History of Life and Mankind*. Written with the advice and editorial help of Ernest Barker, H. H. Johnson, E. Ray Lankester and Gilbert Murray 2, 5. Ausg., London 1930, S. 1117.

gestanden hatte, führte dazu, dass im 19. Jahrhundert die trennenden Faktoren zwischen „Orient“ und „Okzident“ mehr und mehr an Gewicht verloren.<sup>33</sup> Doch obwohl sich die Rolle des „Ostens“ und des „Orients“ – und damit auch Russlands – oberflächlich vom bedrohlichen Feind zum Partner des Westens gewandelt hatte, blieb er als „anderer“ unterlegen.<sup>34</sup>

Zu leicht waren mit den Klischees über den Orient die exotischen Hüllen zu füllen, mit denen die Wissenschaftler an die Untersuchung des „anderen“ herangingen. Wie auch Stählins Aussagen zum „orientalischen Gepränge“ und „orientalischer Rohheit“ zeigen, rief der Orientbegriff Bilder von Prunk, Schwülstigkeit und wahrscheinlich auch naiver Erotik hervor. Der Orient war dem Europäer ein Sehnsuchtsort, der ihn gleichzeitig schaudern ließ. Dazu trug auch die islamische Religion das Ihre bei, die mehr noch als etwa der orthodoxe Glaube der Inbegriff von Fremdheit war. Zu gering waren die Kenntnisse, die die Europäer über sie hatten. Häufig un- oder missverstanden, mit Emotionen beladen und den Bereich des Mystischen berührend, konnte auf die fremde Religion all das projiziert werden, was man an ihren Glaubensanhängern nicht begriff. Und obwohl Islam und Orthodoxie nichts miteinander zu tun hatten, wird die Exotik des einen auch auf das andere abgefärbt haben.

Denn die Orientalisierung Russlands lebte davon, dass Russland und der „Orient“ beide im geografischen – und in der Wahrnehmung von Historikern und Leserschaft gleichermaßen auch kulturellen – „Osten“ lagen. Was „Osten“ war, war gleichzeitig auch „Orient“ – und umgekehrt. Es handelte sich um eine tradierte Assoziationskette, die die Termini „Orient“ – „Byzanz“ – „Russland“ – „Osten“ kausal verknüpfte und unzulässig miteinander in eins setzte. Die Nennung eines dieser Begriffe eröffnete ein Universum, das man in Europa zu kennen glaubte, während man doch lediglich aus dem Reservoir althergebrachter Konnotationen schöpfte.

Auch die Beschreibung Russlands klingt daher häufig wie eine Aneinanderreihung typischer Schlagworte. Bei Stählin lautet das Fazit seiner Ausführungen über Russland etwa so: „Der Zeitgenosse, der Westeuropäer zumal, kann

33 Andererseits hatte die Begründung der Regionalwissenschaften im 19. Jahrhundert dafür gesorgt, dass nicht-europäische Regionen von Europa separiert und aus der Universalgeschichte wieder ausgeschlossen wurden. Vgl. Jürgen Osterhammel, *Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaates. Studien zu Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich*, Göttingen 2001, S. 84.

34 Said, *Orientalism*.

in seiner Überschau nur bis zu der Dämonengestalt hinführen, zu der großen Sphinx im Osten, die immer neue Rätsel aufgibt, während sie selbst das Rätsel nicht nur Russlands, sondern der Menschheitsgeschichte in einer unerhörten Umwälzung zu lösen unternahm.<sup>35</sup>

Geschichtsschreibung mit „Erfahrungsblick“

Sphinx, Dämonen, Rätsel – gerade solche oberflächlichen, aber doch tief sitzenden Metaphern wurden als eine über Generationen fortgesetzte Weise des Redens über den „Osten“ offenbar kaum noch hinterfragt oder einer Überprüfung unterzogen – auch nicht von Fachwissenschaftlern. Die Orientwissenschaftler und Osteuropahistoriker haben ihre Untersuchungsgegenstände mit großer Wahrscheinlichkeit aus eigener Anschauung gekannt. Doch die Autoren der hier untersuchten Europa- und Weltgeschichten sind kaum mit all jenen Teilen der Welt in Berührung gekommen, die sie beschrieben. Reisen und Arbeitsaufenthalte, die für das Verständnis oder auch nur die Kenntnis der anderen Kultur unabdingbar gewesen wären, wurden zwar von einem beachtlichen Teil der Wissenschaftler unternommen, gehörten aber dennoch nicht zwangsläufig zum Repertoire geschichtswissenschaftlichen Arbeitens im beginnenden 20. Jahrhundert. Knapp sechzig Prozent der Berliner Geisteswissenschaftler aus der Kohorte der 1909 bis 1939 Berufenen haben mindestens einen Auslandsaufenthalt absolviert. Bei den 1879 bis 1908 Berufenen waren es jedoch nur etwas über vierzig Prozent gewesen.<sup>36</sup> Wie viele davon die Anstrengung auf sich genommen haben, nach Russland, Asien, Afrika, Südamerika oder in die Südsee zu reisen – nachdem sie ihre Grand Tour durch die Salons und Klubs Europas absolviert hatten –, ist nicht bekannt.

Es ist anzunehmen, dass die Gelehrten ihr Wissen oft aus zweiter Hand hatten: Sie lasen Reiseberichte und gingen ins Museum, in Weltausstellungen oder Völkerschauen. Die Buch- und die Ausstellungsinhalte bildeten so zwei wichtige, aber imaginäre Orte für die Reise mit dem Zeigefinger über die Landkarte – eine Reise, die für alle, die sie unternahmen, gleich war. Wolfgang Kaschuba fragt in

35 Stählin, *Russland*, S. 241 f.

36 Zahlen aus Matthias Middell, *Wissen und Raum. Zur Stilisierung nationaler Wertezentren – Wertezentren und das Spiel mit den Maßstäben*, in: Detlef Altenburg/Lothar Ehrlich/Jürgen John (Hg.), *Im Herzen Europas. Nationale Identitäten und Erinnerungskulturen*, Köln 2008, S. 121–149, hier S. 147.

diesem Zusammenhang, „ob nicht vielmehr gerade das Sehen und Erfahren in der europäischen Moderne so stark vorjustiert wird als ein universeller Wahrnehmungsmodus, dass sich bei allen sozialen Akteuren und in allen historischen Dokumenten zwangsläufig eine präformierte und antizipierte Perspektive wiederfinden muss: eine Art ‚Erfahrungsblick‘“.<sup>37</sup> Viele Beschreibungen fremder Kulturen, so Kaschuba, ähnelten sich auffallend. Sie wurden zwar weitergegeben, aber selten überprüft. Sie bewegten sich in einem mehr oder weniger isolierten Raum, der durch die Historikergemeinschaft, deren wissenschaftliche Maximen und die (vermeintlichen) Erwartungen der Leser ebenso geprägt wurde wie durch Einflüsse aus der Tagespolitik oder die bewusste oder unbewusste Bindung der Historiker an den Nationalstaat.

Vorstellungen vom anderen wurden daher in dem relativ geschlossenen Kosmos der wissenschaftlichen Gemeinschaft und der persönlichen Lebenswelt der Historiker ausgehandelt und waren für Einflüsse von außen weitgehend unempfänglich. Zwar hätten sicher auch die in Europa erhältlichen Abhandlungen und eine kritische Wissenschaft die Chance geboten, den „Osten“ oder „Orient“ differenziert zu betrachten und die schwerlich zu übersehenden regionalen Unterschiede auf dem asiatischen Kontinent zu berücksichtigen. Doch selbst Stählin, der ein anerkannter Osteuropahistoriker war und Russland sehr gut kannte, pflegte die üblichen Stereotype und Vorurteile. Zu bequem war es, die Welt im „Osten“ unter einem Begriff zusammenfassen zu können, mit diesem Begriff dem Leser Welten zu eröffnen und Geschichten zu erzählen, die er zu hören gewohnt war. Der Interaktionsprozess zwischen Autor und Leser beschränkte sich auf das Ingangsetzen eines Mechanismus, mit dem vertraute Vorstellungswelten abgerufen wurden. Der „Osten“ und der „Orient“ – dies waren Begrifflichkeiten, die eine Brücke zwischen Autor und Leser schlugen, Metaphern, mit denen der Leser nur abgeholt zu werden brauchte.

Berichte über das andere sollten lediglich bestätigen, was man schon zu wissen glaubte. Die reine Schreibtischwissenschaft war in wissenschaftsethischer Hinsicht nicht geeignet für Länderstudien, Volkskunde und Regionalwissenschaften, erfüllte aber umso besser den Zweck, traditionelle Deutungen – Dogmen eigentlich – zu stützen.

---

37 Wolfgang Kaschuba, *Die Überwindung der Distanz. Zeit und Raum in der europäischen Moderne*, Frankfurt/M. 2004, S. 25.

Gesellschaftlich geprägte Stereotype und wissenschaftliche Leitlinien waren in der Vergangenheit durchaus eng verschränkt. Um solche festgefahrenen Paradigmen zu überwinden, bedurfte es langer Zeiträume oder eines einschneidenden Ereignisses. Eine einzelne Reise war dafür wohl kaum ausreichend.

Als Fazit bleibt, dass deutsche Historiker der 1920er-Jahre auf sehr deutliche Weise Unterschiede zwischen dem Abendland beziehungsweise Westeuropa und Russland benannten. Vehement wurde dieses mit nicht-europäischen Attributen versehen. Europa, dies zeigt die ablehnende Haltung gegenüber Russland, war in den 1920er-Jahren gleichbedeutend mit *Westeuropa*. Stählin hat diejenige Metapher verwandt, die das historiografische Bild des Verhältnisses zwischen Russland und Europa am treffendsten beschreibt: hell und dunkel, Licht und Schatten. Russland liege auf der „Schattenseite“ Europas, sagt er; dass es damit zu Europa gehört, meinte er aber nicht. Die Schattenseite Europas ist Asien, und dort ist Russland in den Augen Stählins und vieler anderer Historiker zu verorten. Russland sei Europa „wesensfremd“.<sup>38</sup>

Die Beschreibung Russlands als europäisch-asiatisches Mischwesen bei manchen Historikern ist dafür ein schwacher Trost. Um diese Positionierung Russlands zwischen allen Stühlen zu bewerten, wäre zu überlegen, ob es sich bei der Beschreibung des Landes als Janusgesicht um eine besonders abwertende Strategie handelt, Russland als unterlegenes Gegenüber darzustellen. Denn die Sorgfalt, mit der Historiker nicht nur in den 1920er-Jahren, sondern im gesamten 20. Jahrhundert Ländern ihren Platz in den Kulturen zugewiesen haben, und der hier dadurch besonders zutage tretende Unwille, Russland nach Europa oder Asien zu zählen, raubten Russland jeglicher eigenständigen Identität.

---

38 Stählin, *Russland*, S. 199.

Ludger Mees

## Rückständiges Zentrum, moderne Peripherie

Probleme des spanischen Nation Building im 19. und 20. Jahrhundert

### Fußball und Verfassung<sup>1</sup>

Wenn man heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, in verschiedenen europäischen Ländern eine repräsentative Umfrage durchführen würde, um herauszufinden, auf welchen Gebieten Spanien als „modern“ und führend im Vergleich mit den anderen Nationen der EU angesehen wird, wird die Liste der Antworten vermutlich nicht sehr viel mehr als diese eine erhalten: den Fußball. Vor fast genau 200 Jahren, als der Fußball noch nicht erfunden war, wäre in den Umfragen mit ziemlicher Sicherheit ein anderes, wohl auch bedeutenderes Gebiet genannt worden, nämlich das der Verfassungspolitik. Am 19. März 1812 wurde im von den napoleonischen Truppen belagerten Cádiz vom dort versammelten spanischen Parlament eine der ersten liberalen Verfassungen verabschiedet. Sie hatte nur drei Vorläufer, in Europa nur zwei: die der USA (1787), die Frankreichs (1791) und die des Königreichs Polen-Litauen aus dem gleichen Jahr.

Es ist nicht klar, wie lange Spanien noch das Zentrum des modernen europäischen und internationalen Fußballs besetzen wird. Klar ist hingegen, dass der Aufstieg dieses Staates in das Zentrum der liberalen und demokratischen Moderne Europas, der 1812 so glanzvoll, stolz und unter äußerst schwierigen Bedingungen vollzogen wurde, nur von sehr kurzer Dauer war. Tatsächlich war der mutige Gestus von Cádiz nicht viel mehr als eine optische Täuschung. Der Kraftakt von 1812 konnte die schon längerfristige Entwicklung nicht stoppen, die das einstmals so mächtige spanische Königreich an den Rand der europäischen Peripherie drückte. Diese Situation änderte sich allerdings einige Jahrzehnte später, als in bestimmten Gebieten an der Peripherie des Landes

---

1 Dieser Artikel ist ein Teilergebnis eines von der Universität des Baskenlandes geförderten Forschungsprojektes (GIU 14/30). Ich danke den Teilnehmern und Organisatoren der Tagung „Ränder der Moderne: Neue Perspektiven auf die europäische Geschichte (1850–1950)“ (Basel, 19./20. 4. 2012) für alle kritischen Kommentare und Anregungen zu einer ersten Version dieses Textes.

Bewegungen einsetzten, die sich deutlich vom allgemeinen Szenario der spanischen Rückständigkeit absetzten, um am 1812 begonnenen Experiment der Moderne weiterzuarbeiten, wenn auch unter gänzlich anderen Bedingungen und mit anders gelagerten Zielrichtungen. Damit wurde spätestens seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts klar, dass das Narrativ der spanischen Rückständigkeit in seiner analytisch zu unscharfen Allgemeinheit nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte, da seitdem in Katalonien und im Baskenland modernisierende und nach Mitteleuropa blickende, periphere Regionen mit dem rückständigen, aber politisch mächtigen Zentrum konkurrierten. Die spanische Monarchie der Jahrhundertwende war also in gewissem Sinne ein Rand der europäischen Moderne, der selbst an seinen eigenen Ränder modernisierende Enklaven erzeugt hatte.

Dieses Verhältnis zwischen stagnierendem Nationalstaat und modernisierenden Peripherien in Spanien ist das Thema der folgenden Überlegungen. Dabei sollen vor allem zwei Themenkomplexe in den Vordergrund gerückt werden. Auf der einen Seite geht es darum, die klassische Vorstellung von Spanien als einem, ebenso wie Frankreich oder England, früh gegründeten und konsolidierten Nationalstaat zu überprüfen. Dabei wird zu zeigen sein, dass die frühe Gründung nicht gleichzusetzen ist mit Solidität und Kohäsion, denn der spanische Staat wurde mit verschiedenen tief greifenden Krisensituationen konfrontiert, die ihn schwächten und die Ausübung des Gewaltmonopols und die Durchsetzung des Nationalstaatsprojektes in allen Regionen des Herrschaftsgebietes unterminierten. Auf der anderen Seite soll untersucht werden, inwieweit diese strukturelle Krisenanfälligkeit des spanischen Nationalstaates als eine der Entstehungsbedingungen der in Katalonien und dem Baskenland aufkommenden peripheren, modernisierenden Nationalbewegungen zu verstehen ist. Es soll also gefragt werden, ob und unter welchen Bedingungen aus der Krise und Rückständigkeit des Zentrums in diesen Fällen Modernisierungsimpulse für die Peripherie gewonnen werden konnten.

Der bei dieser Diskussion verwendete Begriff der Moderne wird bewusst verstanden als eine offene analytische Denkfigur im Sinne eines Weber'schen Idealtypus, den es in der Realität in Reinform nicht gibt, der aber hilft, diese zu ordnen. Seine Verwendung soll auch aufgrund seines hybriden Charakters flexibel und undogmatisch bleiben: In jeder Gesellschaft kann es neben modernen auch traditionelle oder archaische Elemente geben. Hier können selbstredend nicht alle dieser zahlreichen Definitionselemente, die in der neueren Literatur

zur Globalgeschichte einen wichtigen Platz einnehmen,<sup>2</sup> durchdiskutiert werden. Aus Gründen der Arbeitsökonomie sollen in diesem Aufsatz insbesondere zwei Elemente in den Vordergrund gerückt werden: das Vordringen von Industrialisierung und Kapitalismus und die Ausweitung der politischen Partizipation durch Faktoren wie die Organisation der Interessen in Parteien und Verbänden oder die zunehmende Parlamentarisierung.

Der Niedergang des Imperiums und die Debatte um den spanischen „Sonderweg“.

„Die geographisch abgesonderte Lage Spaniens, aber auch die hohe Militarisierung der Bevölkerung seit der Reconquista – alles das führt dazu, dass wir bereits im Spanien des 16. Jahrhunderts, wenn auch in gänzlich anderen Formen, einen ähnlich hohen staatlichen wie kulturellen Nationalisierungsgrad vorfinden wie bei dem Erbfeind England.“<sup>3</sup>

Diese Sichtweise des spanischen Nation-Building von Hagen Schulze aus seinem schon klassisch zu nennenden Standardwerk über die Entwicklung von Staat und Nation in Europa erscheint zunächst einleuchtend. Mit der Heirat von Isabella und Ferdinand im Jahre 1469 wurde der territoriale Zusammenschluss der beiden mächtigsten Königreiche der Iberischen Halbinsel vorbereitet. Die Vereinigung von Kastilien und Aragonien wurde dann 1516 unter dem ersten Habsburger Karl I. / V. de jure bestätigt. Mit dem Aufbau des Imperiums und der inneren kulturellen Homogenisierung („Reconquista“; Zwangsmaßnahmen gegen Juden und Muslime) ging eine räumliche Arrondierung der Monarchie einher. Das führte nach und nach zu dem, was der Historiker José María Jover eine „peninsularización“ genannt hat, eine Konzentration des monarchischen Machtzentrums auf das Gebiet der Iberischen Halbinsel.<sup>4</sup> Verbindliche Grenzen nach außen und Zen-

2 Vgl. dazu z. B. die zusammenfassende Diskussion mit den entsprechenden Literaturhinweisen bei Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2011 [1. Aufl.: 2009], S. 1281–1284, oder John Darwin, *Der Imperiale Traum. Die Globalgeschichte großer Reiche 1400–2000*, Frankfurt/M. 2010, S. 37–39.

3 Hagen Schulze, *Staat und Nation in der europäischen Geschichte*, München 1994, S. 139.

4 José María Jover Zamora, *La civilización española a mediados del siglo XIX*, Madrid 1992, S. 100.

tralisierung nach innen: Das war eine der Direktiven, die die Politik der neuen Bourbonenherrscher unter Philipp V. und seinen Nachfolgern bestimmten. Nach dem Sieg im Erbfolgekrieg bestrafte Philipp seine unterlegenen Gegenspieler mit der Abschaffung der Selbstverwaltungsrechte von Aragonien, Valencia, Katalonien und Mallorca. Diese Gebiete des alten Königreichs von Aragón wurden der Krone Kastiliens unterstellt, dessen Verwaltungssystem von nun an als verbindliches Modell für die neu integrierten Teile des Königreichs galt. Von vielen Historikern ist diese konsequente innenpolitische Zentralisierungs- und Homogenisierungspolitik der Bourbonen als erfolgreicher Abschluss eines schon unter den Habsburgern initiierten State- und Nation-Building im Europa der Frühen Neuzeit gewertet worden. Je nach Sichtweise wurde somit die spanische Monarchie entweder schon im 16. Jahrhundert oder spätestens nach dem Auftreten des „Einigungswirbelwinds“ (Jover Zamora) Philipp V zu Beginn des 18. Jahrhunderts als ein moderner Nationalstaat *avant la lettre* betrachtet.<sup>5</sup> Selbst im 19. Jahrhundert schien der Erfolgskurs der spanischen Monarchie, zumindest in wirtschaftlicher Hinsicht, fortgesetzt zu werden: Die Bevölkerung wuchs zwischen 1800 und 1900 von 10 auf 18 Millionen, und die Entwicklung der Landwirtschaft verhinderte das Aufkommen der bis dahin periodischen Hungersnöte. In einigen Teilen des Landes gab es erste Anzeichen einer industriekapitalistischen Modernisierung.<sup>6</sup>

Diese eher optimistische Sichtweise des spanischen State- und Nation-Building ist seit den 1990er- Jahren einer kritischen Revision unterzogen worden, die vor allem vom katalanischen Historiker Borja de Riquer ausgelöst wurde. Riquer konnte sich dabei allerdings auf Überlegungen beziehen, die der Soziologe Juan Linz schon im Jahre 1973 veröffentlicht hatte. Linz seinerseits hatte ein von nordamerikanischen Sozialwissenschaftlern entworfenes Modell des Nation-Building auf Spanien angewandt.<sup>7</sup> Der bislang wohl aus-

5 Vgl. dazu den Aufsatz (mit weiterführenden Literaturangaben) von Antonio Morales Moya, *Los orígenes de la administración pública contemporánea*, in: Ders./Mariano Esteban de Vega (Hg.), *La historia contemporánea en España*, Salamanca 1996, S. 53–72.

6 José Álvarez Junco, *Mater Dolorosa. La idea de España en el siglo XIX*, Madrid 2003 [1. Aufl.: 2001], S. 500.

7 Borja de Riquer, *Sobre el lugar de los nacionalismos-regionalismos en la historia contemporánea española*, in: *Historia Social*, 7, 1990, S. 105–126; ders.: *La débil nacionalización española del siglo XIX*, in: *Historia Social*, 20, 1994, S. 97–114; Stein Rokkan, *Models and Methods in the Comparative Study of Nation-Building*, in: *Acta Sociologica*, 12, 1969, S. 53–73; weiterführend dazu Charles Tilly (Hg.), *The Formation of National States in*

gefeilteste Versuch, ein neues Paradigma zur spanischen Staats- und Nationsbildung auszuarbeiten, ist das in erster Auflage 2001 erschienene und bereits zitierte Buch von Álvarez Junco, der die von Riquer angerissenen Argumente weiterdenkt, empirisch hinterfragt und am Ende, mit einigen Einschränkungen, im Wesentlichen stützt. Zusammenfassend ließe sich folgendes Argumentationsmuster nachzeichnen:

Hinter der Fassade des früh gegründeten, national kompakten und zum europäischen Machtzentrum gehörenden spanischen Staates verbirgt sich die viel komplexere Realität einer frühen Staatsgründung, der über Jahrhunderte hinweg ein relativ schwacher Nationalisierungsprozess folgte, der das Königreich im Laufe der Zeit aus dem Zentrum der europäischen und internationalen Macht vertrieb und an die Peripherie drängte. Schon im 18. Jahrhundert verfestigte sich in den Berichten ausländischer Beobachter, allen voran Montesquieu, die Vorstellung eines dekadenten Spanien, in dem sich Trägheit, adeliger Stolz, Arbeitsscheu, Klerikalismus und Aberglaube zu einem Cocktail vermischten, der inkompatibel mit jeglicher Neuerung und Modernisierung war. Montesquieu zum Beispiel behauptete, in Spanien werde „derjenige mehr geehrt, der zehn Stunden am Tag sitzt, als der, der es nur auf fünf Stunden bringt“.<sup>8</sup>

Der Unabhängigkeitskrieg gegen die napoleonische Besatzung und das schon angesprochene liberale Intermezzo von Cádiz konnten an dieser Perzeption der spanischen Rückständigkeit kaum etwas ändern. Im Gegenteil: Der Verlust der meisten Kolonien und die Rückkehr des Absolutismus unter Ferdinand VII. verstärkte dieses Bild noch. Das wurde schon auf dem Wiener Kongress sehr deutlich: Spanien spielte dort praktisch keine Rolle, und Pedro Gómez Labrador, dem Gesandten des Monarchen, gelang es trotz der ideologischen Nähe zur Heiligen Allianz, bedingt auch durch seine persönliche Unfähigkeit, nicht, auch nur eine seiner Forderungen durchzusetzen.<sup>9</sup> So begann das 19. Jahrhundert, die Epoche der Nationen, Nationalismen und Imperialismen, für Spanien mit

---

Western Europe, Princeton 1975; Juan Linz, *Early State-Building and Late Peripheral Nationalisms Against the State: the Case of Spain*, in: Shmuel N. Eisenstadt / Stein Rokkan (Hg.), *Building States and Nations II*, Beverly Hills 1973, S. 32–116.

8 Zitat bei Álvarez Junco, *Mater Dolorosa*, S. 108 u. 114.

9 Christiana Brennecke, *¿De ejemplo a ‚mancha‘ de Europa? La Guerra de Independencia española y sus efectos sobre la imagen oficial de España durante el Congreso de Viena (1814–15)*, Madrid 2010; Miguel Artola, *La España de Fernando VII*, Madrid 1999.

einer Art „Sonderweg“:<sup>10</sup> Während in weiten Teilen Europas die nationale Idee zunächst als Instrument gegen die absolutistischen Herrschaftsstrukturen des Ancien Régime massenmobilisierende Potenz erlangte und dann, vor allem nach 1871, von den neuen Herrschaftseliten übernommen und in den Dienst der Imperialismuslegitimation gestellt wurde, sah die Situation in Spanien ganz anders aus. Nach der erfolgreichen Vertreibung Napoleons stürzte das Land in eine lange Periode der Militärputsche und Bürgerkriege, die bis 1936/39 andauerte. Als die anderen Mächte die Welt schon unter sich aufgeteilt hatten, verlor Spanien 1898 auch noch den Rest seiner Kolonien. Damit war das einstmals so mächtige Kolonialreich auf der internationalen Bühne zu einem Statisten degradiert worden. Dieses „Desaster“ versetzte die spanischen Intellektuellen in eine lang andauernde Krise der Melancholie, in der sie nach den Gründen für diesen spektakulären Abstieg ihrer Nation suchten und für eine wie auch immer geartete „Regeneration“ der alten spanischen Tugenden und, im Falle der kritischeren „Regeneracionistas“, für eine Modernisierung der überkommenen politischen und wirtschaftlichen Strukturen der Monarchie plädierten.

Eine der Ursachen dieser Strukturschwäche des spanischen Staates im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist die allgemeine Legitimationskrise der politischen Machteliten. Es ist wohl nicht übertrieben, zu behaupten, dass nach 1812 praktisch bis zum Tod des Generalísimo Francisco Franco im Jahr 1975 keine der sich abwechselnden Regierungsformen (der Absolutismus, die verschiedenen Mischformen der liberalen, konstitutionellen Monarchie, die zwei Republiken und die zwei autoritären und im zweiten Fall anfänglich auch faschistisch geprägten Militärdiktaturen) sich eine genügend breite und demokratische Legitimationsbasis verschaffen konnte, die die lange Phase der politischen und sozialen Instabilität hätte ersetzen können. Während Spanien wie wohl kein anderes europäisches Land durch die periodischen Militärkonflikte im Inneren auseinandergerissen wurde, zog es sich aus den großen internationalen Konflikten zurück. Das Land, das unter den Habsburgern und den ersten Bourbonen noch an vorderster Front an allen europäischen Kriegen teilgenommen hatte, blieb im Ersten und Zweiten Weltkrieg neutral.

---

10 Ludger Mees, Der spanische ‚Sonderweg‘. Staat und Nation(en) im Spanien des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Archiv für Sozialgeschichte 40 (2000), S. 29–66.

Eine weitere Ursache der Strukturkrise des spanischen Staates war die Schwäche des liberalen Nationalismus im 19. Jahrhundert. Aufgrund der weitgehenden wirtschaftlichen Rückständigkeit des Landes blieb das städtische, liberale Bürgertum, das diesen Nationalismus hätte tragen können, unterentwickelt und regional gespalten. Das führte zweitens dazu, dass im 19. Jahrhundert die Impulse zur „Nationalisierung der Massen“<sup>11</sup> und zur Überwindung der regionalen Disparitäten und Partikularismen nur sehr begrenzt zum Tragen kamen, was sich auch bei der nur zögernden, meist umstrittenen Durchsetzung und offiziellen Institutionalisierung der nationalen Symbolik (Fahne, Hymne, Nationalfeiertag) bemerkbar machte.<sup>12</sup> Die chronische Staatsverschuldung, für deren Tilgung jährlich durchschnittlich etwa ein Drittel des gesamten Haushaltes bereitgestellt werden musste,<sup>13</sup> verhinderte den Ausbau öffentlicher Dienstleistungen, wie beispielsweise im Erziehungswesen, das eine Domäne der mächtigen katholischen Kirche blieb.<sup>14</sup> Der Militärdienst hatte bis ins 20. Jahrhundert nie wirklich etwas mit dem Ideal des „Bürgers in Uniform“ zu tun. Durch die Möglichkeit des Freikaufs wurde er zum Straf- und Disziplinierungsinstrument der Unterschichten in der kapitalistischen Klassengesellschaft. Das Fehlen eines ernst zu nehmenden externen Feindes, der auch durch die neokolonialistischen Abenteuer der 1860er-Jahre nicht wirklich massenwirksam kreierte und, wie nach traumatischen Kriegserfahrungen in anderen Ländern, im Kult der auf dem Schlachtfeld gefallenen *Helden der Nation* im öffentlichen Bewusstsein als einheitsstiftende Gefahrenquelle erinnert werden konnte, war ein weiteres Hindernis auf dem Weg zur nationalen Kohäsion.<sup>15</sup> Zu diesen Problemen kamen

- 
- 11 George L. Mosse, Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegung in Deutschland von den Napoleonischen Kriegen bis zum Dritten Reich, Frankfurt/M. 1993 [1. Aufl.:1976].
- 12 Carlos Serrano, El nacimiento de Carmen. Símbolos, mitos y nación, Madrid 1999; für eine vergleichende Perspektive vgl. die Fallstudien in Ludger Mees (Hg.): La celebración de la nación. Símbolos, mitos y lugares de memoria, Granada 2012.
- 13 Vgl. Gabriel Tortella/Clara Eugenia Nuñez, El desarrollo de la España contemporánea. Historia económica de los siglos XIX y XX, Madrid [3. Aufl.] 2011, S. 232.
- 14 Carolyn P. Boyd, Historia Patria. Política, historia e identidad nacional en España: 1875–1975, Barcelona 2000 [englisches Original: 1997], bes. S. 25–71.
- 15 Das alles bedeutete natürlich nicht das Fehlen jeglichen – inneren und äußeren – Feindbildes. Vgl. dazu die Diskussion bei Xosé M. Núñez Seixas/ Francisco Sevillano Calero (Hg.), Los enemigos de España. Imagen del otro, conflictos bélicos y disputas nacionales

andere, wie die unzureichende infrastrukturelle Verbindung der einzelnen Landesteile oder auch die Existenz einer Landeshauptstadt, die zwar das politische Zentrum war, lange Zeit aber keine nennenswerten sozioökonomischen Modernisierungsimpulse ausstrahlte, was den spanischen Philosophen José Ortega y Gasset zu dem bekannten Diktum veranlasste, die Realität Spaniens sei die Provinz und der Einfluss Madrids ende sechs Kilometer hinter der Hauptstadt.

Das war natürlich leicht übertrieben, denn die Politik wurde im Wesentlichen in Madrid gemacht. Als nach der Beendigung des letzten Karlistenkrieges 1876 die Restaurationsmonarchie der praktisch seit dem Befreiungskrieg gegen die napoleonische Besatzung andauernden langen Periode der Bürgerkriege und Militärputsche endlich ein Ende bereitete und eine Phase der relativen politischen Stabilität einleitete, konnte diese Chance für die innere Nationsbildung nicht wirklich genutzt werden. Zwar wurde durch die liberale Regierung Sagasta im Jahr 1890 und damit früher als in vielen anderen europäischen Staaten das allgemeine Männerwahlrecht eingeführt. Die politische Partizipation kam aber aufgrund der spezifischen Struktur des spanischen politischen Systems im Rahmen der konstitutionellen Monarchie nur sehr zögernd voran. Auf der einen Seite garantierte das Prinzip des „turno pacífico“, des „friedlichen Wechsels“, abwechselnd immer einer der beiden monarchistischen Parteien, der liberalen oder der konservativen, die Regierungsbildung. Auf der anderen Seite stand es dem König nach der Verfassung zu, das Parlament aufzulösen und einen neuen Regierungschef zu ernennen. Erst danach wurden Neuwahlen anberaumt und im Innenministerium diejenigen Wahlergebnisse „fabriziert“, die der neuen Regierung eine bequeme Parlamentsmehrheit verschaffen sollten. Diese politischen Direktiven wurden dann an die Provinzgouverneure weitergegeben, die über das größtenteils von ihnen kontrollierte Netz von Regional- und Lokalkaziken und mithilfe von Bestechung und Stimmenkauf Einfluss auf die Wahlbevölkerung nahmen. Ähnliche Mechanismen der Korruption gab es auch in anderen europäischen Ländern, aber, wie der Historiker Antonio Elorza festgestellt hat, das Entscheidende im Spanien der Restaurationsmonarchie war nicht, dass es Korruption im System gab, sondern dass das System die Korruption war. Tortella

---

(siglos XVI–XX), Madrid 2010, bes. S. 13–27. Als Gegenbeispiel könnten hier die Fälle Deutschland und Frankreich angegeben werden. Vgl. Jakob Vogel, *Nationen im Gleichschritt. Der Kult der ‚Nation in Waffen‘ in Deutschland und Frankreich, 1871–1914*, Göttingen 1997.

und Núñez bezeichnen die spanische Restaurationsmonarchie als einen als Liberalismus getarnten aufgeklärten Despotismus.<sup>16</sup> In einem politischen System, in dem parlamentarische Mehrheiten im Innenministerium konstruiert und in dem wichtige Akteure an der Peripherie wie die Sozialisten, die Republikaner, die Anarchosyndikalisten oder die Nationalisten, von vornherein von der Macht ausgeschlossen wurden, konnten selbstredend kaum Fortschritte hin zu einer stärkeren Integration und Kohäsion der Gesellschaft geleistet werden. Klientelistisch verwässerter Parlamentarismus degradierte Politik zu einer ausschließlichen Angelegenheit der lokalen, regionalen und nationalen von der Krone gestützten Herrschaftseliten. Diese strukturelle Partizipations- und Legitimationskrise war zugleich aber auch der Nährboden, auf dem im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts alternative nationale Projekte entstehen konnten.

Aus dieser Liste der Elemente, die im Zusammenhang mit der Strukturkrise des neuzeitlichen spanischen Staates von den Historikern identifiziert worden sind, wäre schließlich und endlich noch der trotz der Abschaffung der Inquisition nach einer Existenz von dreieinhalb Jahrhunderten im *Trienio Liberal* (1820–1823) ungebrochene soziale, kulturelle und politische Einfluss der katholischen Kirche zu nennen. Damit setzte sich auch im 19. Jahrhundert die in die Frühe Neuzeit zurückreichende Tradition fort, die spanische Nation insbesondere über konfessionelle Kriterien zu definieren und dieses Nationskonzept dem aufkommenden liberalen und als unspanischen Import aus Frankreich gezeißelten Begriff der Volkssouveränität entgegenzuhalten. Intellektuelle verschiedener politischer Couleur begannen in diesem Zusammenhang bald, das Diktum von „las dos Españas“, den „zwei Spanien“, zu verbreiten.<sup>17</sup> Die Fusion von reaktionärem Katholizismus und konservativem Nationalismus führte im Laufe des 19. Jahrhunderts zum Aufkommen des *Nationalkatholizismus*<sup>18</sup> als Legitimationsideologie der konservativen Herrschaftseliten, die im Bürgerkrieg

16 Vgl. Tortella / Núñez, *El desarrollo*, S. 558, sowie Antonio Elorza, ¿Régimen de corrupción? in: *El País*, 30. 3. 2012. Der zeitgenössische Klassiker zum spanischen Klientelismus ist die beißende Kritik von Joaquín Costa, *Oligarquía y caciquismo como la actual forma de gobierno en España: urgencia y modo de cambiarla*, Madrid 2011 [Erstauf.: 1901]. Zum neueren Forschungsstand vgl. José Varela Ortega, *El poder de la influencia: geografía del caciquismo en España: 1875–1923*, Madrid 2001.

17 Santos Juliá, *Historias de las dos Españas*, Madrid 2006 [1. Aufl.: 2004].

18 Alfonso Botti, *Cielo y dinero. El nacionalcatolicismo en España (1881–1975)*, Madrid 1992.

und der anschließenden franquistischen Diktatur ihren machtpolitischen Höhepunkt erlebte. José Álvarez Junco hat die Konsequenzen dieses von konservativen Denkern wie Juan Donoso Cortés oder Marcelino Menéndez Pelayo intellektuell gestützten, konfessionell definierten Nationsbegriffs für die innere Nationsbildung in Spanien klar herausgearbeitet: Die starke Anlehnung an die katholische Kirche bedeutete einen Verzicht auf die Ausweitung des staatlichen Einflusses auf Bereiche, die die katholische Kirche als ihre ureigenen betrachtete, womit vor allem das in der Ära der Nationalismen und der Nationalstaaten so wichtige Erziehungswesen gemeint war.<sup>19</sup>

Dieses Bild eines rückständigen spanischen Staates, der sich seit der Zeit der Inquisition der Macht der katholischen Kirche beugte und in dem Despotismus, Gewalt und Obskurantismus stärker waren als Fortschritt, Aufklärung und Wissenschaft, war schon seit der Aufklärung in der Vorstellungswelt der liberalen europäischen Öffentlichkeit verankert. Diesem Bild entsprach ein gegen die Machtpraktiken des Absolutismus gerichteter Diskurs, der die westliche *Zivilisation* vom orientalischen, durch den türkischen Sultan personifizierten *Despotismus* abgrenzte und Spanien nicht selten als südeuropäisches Pendant der osmanischen Gewaltherrschaft darstellte. Diese spanische Variante der traditionsreichen „Türkenmetapher“ – eine Metapher, die 1978 mit der Debatte über Edward Saids „Orientalismusthese“ ein Revival feierte – verurteilte die Unterdrückungsmechanismen des spanischen Absolutismus als rückständiges und nicht mit der westlichen *Zivilisation* zu vereinbarendes Relikt des Mittelalters, das vom reaktionären Klerus der katholischen Kirche aus Eigeninteresse künstlich am Leben erhalten wurde.<sup>20</sup> Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts ging

19 Álvarez Junco, *Mater Dolorosa*, S. 457–464.

20 Vgl. dazu Darina Martykánová / Juan Luis Simal, *El Rey, el Sultán y los pueblos oprimidos. Fernando VII, los constitucionalistas y las metáforas del turco: entre el universalismo y la alteridad radical, 1808–1833* (unveröffentlichtes Paper vom XI. Kongress der Asociación de Historia Contemporánea, Granada, September 2012). Zum europäischen Kontext vgl. Patricia Springborg, *Western Republicanism and the Oriental Prince*, Cambridge 1992; Alain Grosrichard, *Structure du séraïl: la fiction du despotisme asiatique dans l'Occident classique*, Paris 1978; Maria Todorova, *Imagining the Balkans*, Oxford/New York 1997; Edward P. Said, *Orientalismus*, 3. Aufl., Frankfurt/M., 2012, [Original: 1978]. Zur Entstehung des Türkenbildes in Spanien und Portugal im Zusammenhang mit dem aufkommenden Nationalismus vgl. auch Patricia Hertel, *Der erinnerte Halbmond. Islam und Nationalismus auf der Iberischen Halbinsel im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2012.

diese spanische Version der Türkenmetapher in die „Leyenda Negra“ (Schwarze Legende) über und wurde sogar sprichwörtlich.<sup>21</sup> Der Begriff der „Leyenda Negra“ verbreitete sich genau in den Jahren, als die spanischen Politiker und Intellektuellen im Anschluss an die blamable Niederlage Spaniens im kurzen Krieg von 1898 gegen die USA und dem anschließenden schmachvollen Verlust der letzten Kolonien begannen, über die Gründe der Dekadenz Spaniens nachzudenken und diverse Vorschläge für die „Wiedergewinnung“ („regeneración“) der alten nationalen Größe vorzulegen.<sup>22</sup> In zwei Regionen der Peripherie, in Katalonien und im Baskenland, führten diese Überlegungen zur Entstehung von alternativen nationalistischen Bewegungen, die auf diese Überlegungen zur spanischen Rückständigkeit und Dekadenz mit der Betonung der eigenen Traditionen und der mehr oder weniger deutlich formulierten Forderung nach politischer Autonomie oder gar Unabhängigkeit reagierten. Es war kein Zufall, dass beide Regionen – oder zumindest Teile derselben – auch periphere Modernisierunginseln im Spanien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts waren.

#### Periphere Modernisierungsimpulse

In beiden Fällen handelte es sich um Territorien des spanischen Staates, die über eine lange Selbstverwaltungstradition und eine von einer eigenen Sprache geprägte autochthone Kultur verfügten. Katalonien hatte im Spanischen Erbfolgekrieg auf der Seite der Habsburger gegen Philipp V. gekämpft, der dann nach seinem Sieg ab 1714 praktisch alle katalanischen Selbstverwaltungsrechte und -institutionen ausradiert und die Region vollkommen in die Bourbonenmonarchie eingeordnet hatte. Die baskischen Gebiete hatten in diesem Konflikt auf der Seite der Sieger gestanden und daher auch ihre formell zwar der kastilischen Krone untergeordneten, real aber über eine weitreichende Autonomie verfügenden Institutionen und Sonderrechte, die sogenannten „Fueros“, bis zum Ende des letzten Karlistenkrieges im Jahre 1876 bewahren können. Diese Selbstverwaltungserfahrung hatte in beiden Regionen die Herausbildung einer

21 Das ist die These von Jesús Villanueva, *Leyenda negra. Una polémica nacionalista en la España del siglo XX*, Madrid 2011.

22 Der Begriff „Leyenda Negra“ wurde auf Spanisch zum ersten Mal 1899 in einem Vortrag des Literaten Emilio Pardo Bazán verwendet. Im Jahr 1914 erschien dann das erste Buch mit dem Titel „La leyenda negra“. Vgl. Villanueva, *Leyenda*, S. 13 f.

politischen und wirtschaftlichen Elite gefördert, die in Katalonien schon im Laufe des 18. und in den baskischen Küstenprovinzen von Bizkaia und Gipuzkoa seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die wirtschaftliche Entwicklung vorangetrieben hatten. Für Katalonien hat schon Pierre Vilar in seiner klassischen Studie gezeigt, wie sich in dieser Region wirtschaftliches und demografisches Wachstum wechselseitig bedingten und Landwirtschaft und Manufaktur vom Ziel der Selbstversorgung der Bevölkerung zur Kommerzialisierung der Produktion für überregionale und internationale Märkte übergingen.<sup>23</sup> Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich Katalonien zum Beispiel in der Entwicklung der Sterbe- oder auch der Alphabetisierungsrate vom Rest Spaniens abgesetzt und anderen europäischen Ländern wie Frankreich angenähert.<sup>24</sup> Mit der Starthilfe von britischem Kapital und britischer Technologie entwickelte sich seit den 1780er-Jahren der Textilsektor zum dynamischsten Zweig der modernen katalanischen Industrie des 19. Jahrhunderts. 1861 wurden in Katalonien 62 % der gesamten in Spanien verwendeten Dampfkraft produziert.<sup>25</sup> Barcelona wurde zum alles bestimmenden dynamischen Zentrum nicht nur der wirtschaftlichen, sondern auch der politischen und kulturellen Entwicklung Kataloniens, dessen Bezugspunkt zum Ende des 19. Jahrhunderts eher die europäische Kulturhauptstadt Paris war als das als provinziell, bürokratisch und aristokratisch-hinterwäldlerisch geltende offizielle politische Zentrum Madrid. Die katalanische Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts, deren Wirtschaftsmoral laut Francesc Cabana durchaus mit der Weber'schen Kapitalismus-Protestantismus-These zu erklären ist, stand seit der frühen Industrialisierung vor dem Dilemma, das offizielle politische Zentrum Spaniens einerseits als die Inkarnation von Rückständigkeit, Bürokratie und Müßiggang zu verachten, andererseits aber gezwungen zu sein, dort Einfluss auszuüben. Diese Lobbyarbeit zielte vor allem auf die Implementierung der für die Textilindustrie lebensnotwendigen Schutzzollpolitik, was vollständig erst – im Verbund mit der baskischen Schwerindustrie und den kastilischen

23 Pierre Vilar, *La Catalogne dans l'Espagne moderne. Recherches sur les fondements économiques des structures nationales*, 3 tomes, Paris 1962.

24 Nach Balcells lag die Sterberate gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Katalonien bei 26,1 ‰ (Spanien: 29 ‰; Frankreich: 22 ‰); die Analphabetismusrate betrug 40 % der erwachsenen Bevölkerung (Spanien: 63,7 %; Frankreich: 18 %). Vgl. Albert Balcells et alii: *Historia de Catalunya*, Madrid 2006, S. 604.

25 Ebd., S. 605.

Weizenproduzenten – 1891 gelang.<sup>26</sup> Diese ambivalente Beziehung zwischen der wirtschaftlich entwickelteren katalanischen Peripherie und dem politisch dominanten, aber wirtschaftlich eher unbedeutenden Zentrum war in Europa kein Unikat: In Italien gestaltete sich die Beziehung zwischen der entwickelten Peripherie im Norden und der Hauptstadt Rom ähnlich.

Aber selbst in Spanien gab es noch einen zweiten Sonderfall, der das herkömmliche Verständnis von Zentrum und Peripherie auf den Kopf stellte. Bilbao, die Hauptstadt der baskischen Küstenprovinz Bizkaia, war das andere neuralgische Modernisierungszentrum im Spanien des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Obwohl wesentlich kleiner als Barcelona oder Madrid (1900: 80.000 Einwohner; Barcelona: 533.000; Madrid: 540.000), verfügten die Stadt und ihre Umgebung, das sogenannte „Gran Bilbao“, auch dank des Hafens über eine lange Handels tradition vor allem beim Vertrieb von kastilischer Wolle oder Produkten der baskischen traditionellen Eisenhütten.<sup>27</sup> Aber erst die Befriedung der Region nach dem Ende des letzten Karlistenkrieges ermöglichte seit den 1880er-Jahren den industriellen Take-off. Auch hier war es die schon lange gepflegte Wirtschaftsbeziehung mit England, die den entscheidenden Impuls gab. Der Abbau der baskischen Eisenerze und ihr Export nach England ermöglichten den Kohleimport über die Rückfracht, womit die beiden zur Herstellung von Eisen- und Stahl notwendigen Rohstoffe seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in Bilbao und Umgebung zur Verfügung standen. Die Folge war die Gründung der baskischen Schwerindustrie, der ersten großen Werften und eines mächtigen Bankwesens (1856: Banco de Bilbao; 1901: Banco de Vizcaya). Der Push-Effekt des stagnierenden agrarischen Umlandes verband sich mit dem Pull-Effekt der auf billige Lohnarbeit angewiesenen neuen Großbetriebe in der Schwerindustrie und im Bergbau, um die Einwohnerzahl von Bilbao und Umgebung in wenigen Jahren rapide ansteigen und eine der dynamischsten industriellen Wachstumsregionen Europas entstehen zu lassen.

26 Francesc Cabana, *La burguesia catalana. Una aproximació històrica*, Barcelona 1996, S. 38. Die Tatsache, dass 1868 eine viel beachtete katalanische Übersetzung von Benjamin Franklins Werk *The Way to Wealth* [1758] erschien, passt in dieses allgemeine Ambiente der vom unternehmerischen Arbeitsethos geprägten frühen katalanischen Industrialisierung.

27 Vgl. Manuel González Portilla et al. *Los orígenes de una metrópoli industrial: la Ría de Bilbao*, 2 vols., Bilbao 2001.

Die sozioökonomische Modernisierung in Gipuzkoa, der anderen baskischen Küstenprovinz, verlief eher nach katalanischem als nach bilbainischem Muster: Die Industrie war sektoral und regional stärker diversifiziert, mit Schwerpunkten in der Textil-, der Papier- und der Eisen verarbeitenden Industrie; die Unternehmen waren kleiner und die neue Arbeiterklasse rekrutierte sich stärker als in Bilbao und Umgebung aus dem regionalen Umfeld. Wie in Katalonien war auch die neue baskische Finanz- und Industrieoligarchie auf den spanischen Markt und die Schützenhilfe der Zentralregierung, etwa durch die Gewährung von Schutzzöllen gegen billigere ausländische Produkte, angewiesen. Diese Interessenlage führte vor allem in der Provinz Bizkaia zu einer starken Verflechtung von wirtschaftlichen und politischen Interessen durch das Engagement des Industriebürgertums in den monarchistischen Regierungsparteien.

Schnelles Wirtschaftswachstum, Industrialisierung und das Entstehen einer modernen Klassengesellschaft bedeuteten also zunächst noch keine direkte und radikale Infragestellung des spanischen Staates und seiner politischen Grundstrukturen. Im Gegenteil: Die neuen Eliten der sozial und wirtschaftlich entwickelteren Peripherien im Baskenland und in Katalonien arrangierten sich aus eigenem Interesse recht gut mit den traditionellen Eliten der Restaurationsmonarchie.<sup>28</sup> Dennoch sollte sich zeigen, dass diese Spannung zwischen modernisierender Peripherie und stagnierendem politischem Zentrum mittelfristig den Keim eines Konfliktes enthielt. So hatte sich infolge einer katalanischen kulturellen Erneuerungsbewegung, der *Renaixença* (katalanische „Renaissance“, 1840–1880), in breiten Schichten der Bevölkerung ein weitgehend prä-nationalistisches Partikularbewusstsein ausgebreitet, das sich nicht nur in der Entstehung eines breitgefächerten kulturellen Vereinswesens (Wander- und Ausflugsbewegung, Vereine zur Förderung der traditionellen Tänze oder der katalanischen Sprache, Chorwesen) bemerkbar machte, sondern ab den 1880er-Jahren dann auch politisch

28 Für die folgenden Ausführungen zur Entstehungsgeschichte des katalanischen Nationalismus vgl. Albert Balcells, *Història del nacionalisme català. Dels orígens al nostre temps*, Barcelona 1992; Josep Termes, *Història del catalanisme fins al 1923*, Barcelona 2000; Pere Anguera, *Els precedents del catalanisme. Catalanitat i anticentralisme (1808–1868)*, Barcelona 2000; Josep Pich i Mitjana, *Federalisme i catalanisme: Valentí Almirall i Llozer (1842–1904)*. Vic 2004. Für einen guten zusammenfassenden Überblick über die Geschichte der drei spanischen peripheren Nationalismen siehe José Luis de la Granja / Justo Beramendi/ Pere Anguera, *La España de los nacionalismos y las autonomías*, Madrid 2001.

klarere Konturen annahm. Es entstanden die ersten Vereine und Parteien des politischen Katalanismus, der anfänglich an die republikanisch-föderalistische Tradition anknüpfte, dann aber bald auch Anhänger im konservativen Lager gewann und im Jahre 1901 durch die Gründung der Lliga Regionalista de Catalunya auch weite Teile des von den spanischen monarchistischen Parteien desertierten katalanischen Bürgertums mobilisieren konnte. Der erste große Wahlsieg dieser Partei im Gründungsjahr bedeutete für die Metropole Barcelona das definitive Ende der Vorherrschaft der monarchistischen Parteien und für den politischen Katalanismus den Beginn einer praktisch bis zur Zweiten Republik (1931–1939) andauernden Dominanz des konservativen, stark bürgerlich geprägten und nicht auf Unabhängigkeit, sondern auf Regionalautonomie und katalanische Intervention im spanischen Staat bedachten nationalen Projektes. Trotz seiner moderaten Ausrichtung wurde der Katalanismus so zu einem klar politischen Modernisierungsagenten, der als Erster im spanischen Staat das effektive Monopol der staatstragenden monarchistischen Parteien brach und über die zahlreichen bürgernahen Vereine und Parteien wesentlich zur Sozialisierung und Demokratisierung der Politik beitrug.

Die Entwicklung hin zur politischen Modernisierung im Baskenland weist Parallelen, aber auch wichtige Unterschiede zu der Entwicklung in Katalonien auf. Auch im Baskenland gab es im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine stark kulturell, aber von Anfang an zum Teil auch politisch geprägte protonationalistische Partikularbewegung, die den definitiven Verlust der baskischen Selbstverwaltungsrechte 1876 zum Anlass für eine Rückbesinnung auf die eigene Geschichte und Kultur nahm und die Rückgewinnung dieser Rechte, der sogenannten *Fueros*, auf ihre Fahnen schrieb. Dieser liberal, aber zum Teil auch karlistisch-traditionalistisch geprägte Protonationalismus, der noch keinen Bruch mit Spanien propagierte und für den die Überlappung von baskischen und spanischen Identitäten konstitutiv war, ging dann im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in einen radikalen, politischen Nationalismus über, der im Wesentlichen aus der politischen Krise des Kolonialdesasters, der Frustration über die vom Staat einseitig abgeschafften Selbstverwaltungsrechte und den Protest gegen die Folgen der radikalen sozioökonomischen Modernisierung gespeist wurde.<sup>29</sup>

29 Javier Fernández Sebastián, *La génesis del fuerismo. Prensa e ideas políticas en la crisis del Antiguo Régimen (País Vasco, 1750–1840)*, Madrid 1991; María Cruz Mina, *Ideología, Fueros y modernización. La metamorfosis del fuerismo II: Siglos XIX y XX*, in: *Historia*

Die Gründung und frühe Geschichte des Partido Nacionalista Vasco (PNV, 1895) ist ein guter Beleg für die Ambivalenz des Modernisierungsbegriffes. Auf der einen Seite war er vom Programm her anfänglich zwar separatistisch und damit eindeutig eine auf die Überwindung der oligarchisch bestimmten Restaurationsmonarchie bedachte Anti-System-Partei. Auf der anderen Seite hingegen vertrat der frühe PNV eine Reihe von ideologischen Grundüberzeugungen, die ihn in die Nähe spanischer und europäischer Reaktionäre brachten. Dazu gehörten etwa der über das Kriterium der Rasse definierte baskische Nationsbegriff, die kategorische Ablehnung des Liberalismus, das integristische, das heißt . sich der katholischen Kirche unterwerfende Politikverständnis, oder der Anti-sozialismus mit einem gegen die eingewanderten, nicht-baskischen Arbeiter gerichteten, xenophoben Unterton. „Modern“ war also anfänglich nicht die Ideologie, dafür aber die politische Praxis der Partei: Wie im katalanischen Fall gelang es dem baskischen Nationalismus ebenfalls, breite Schichten der Bevölkerung über die Mitgliedschaft in Vereinen oder in der Partei politisch zu mobilisieren. Das nationalistische Pressewesen (1913: Gründung der großen Tageszeitung Euzkadi) trug wesentlich dazu bei. Die Erfolge im Kampf gegen den Wahlkuzakismus der mächtigen monarchistischen politischen und wirtschaftlichen Herrschaftseliten waren Meilensteine auf dem Weg zur Rehabilitierung des Parlamentarismus, der aufgrund von Stimmenkauf und Manipulation einen äußerst schlechten Leumund besaß. Außerdem mäßigte sich der reaktionäre ideologische Extremismus der Anfangsjahre im Laufe der Entwicklung des baskischen Nationalismus von einem im Wesentlichen kleinbürgerlich bestimmten Protestphänomen hin zu einer Klassen und Schichten übergreifenden Massenbewegung. Diese Bewegung wurde durch ihre aktive Mitarbeit in den Institutionen (ab 1918 auch im spanischen Parlament) und ihre typische Verbindung von radikalem Unabhängigkeitsmaximalismus als Fernziel und konsensbereiter, pragmatischer und auf die Einrichtung einer Regionalautonomie hinarbeitenden Realpolitik zu einem eindeutigen Modernisierungsfaktor in der spanischen Politik.<sup>30</sup> Das geschah

---

Contemporánea, 4 (1990), S. 89–106; Coro Rubio Pobes, *Fueros y Constitución: la lucha por el control del poder (País Vasco, 1808–1868)*, Bilbao 1997; dies., *La identidad vasca en el siglo XIX: discurso y agentes sociales*, Madrid 2003.

30 Einen umfassenden Überblick über die Entstehungsgeschichte und historische Entwicklung des baskischen Nationalismus mit zahlreichen weiterführenden Literaturhinweisen bieten Santiago de Pablo/ Ludger Mees/José Antonio Rodríguez Ranz, *El péndulo patriótico*.

übrigens fast zeitgleich mit dem Wirken des anderen politischen Modernisierungsfaktors im Baskenland, in dessen Industrierevieren nach 1880 eine der wichtigsten Hochburgen der spanischen sozialistischen Arbeiterbewegung entstand. Während die baskischen Sozialisten von Beginn an gesamtstaatlich ausgerichtet waren und ein bedeutender Machtfaktor innerhalb des spanischen Sozialismus wurden und es bis heute geblieben sind, blieb der baskische Nationalismus, im Gegensatz zum politischen Katalanismus, eine im Wesentlichen regional und stärker defensiv agierende, an der Modernisierung des spanischen Staates nicht interessierte Bewegung. Aber selbst die konservativen katalanischen Nationalisten mussten erkennen, dass trotz einiger sporadischer Regierungsbeteiligungen ihre Vorstellung einer von Katalonien aus initiierten „Regeneration“ und Modernisierung Spaniens machtpolitisch nicht durchsetzbar war, was einer der Gründe für den Niedergang der Lliga Regionalista und die Gründung einer radikaleren, republikanischen und links-katalanistischen Partei in der Zweiten Republik war (Esquerra Republicana de Catalunya, gegr. 1931). Die peripheren wirtschaftlichen und politischen Modernisierungsimpulse aus Katalonien und dem Baskenland wirkten kaum jenseits ihrer jeweiligen regionalen Grenzen. Der Kontrast zwischen stagnierendem Zentrum und dynamischer Peripherie blieb eines der Grundmerkmale der spanischen Geschichte im 20. Jahrhundert. Der damit zusammenhängende Erfolg alternativer nationaler Projekte, die in Konkurrenz zum spanischen standen und immer noch stehen, ist ein weiterer Hinweis auf die historischen Probleme des spanischen Nation-Building.

Spanien, eine europäische *Mater dolorosa*?

Stärken, Schwächen und Perspektiven einer notwendigen Debatte.

Den Titel der schon mehrfach zitierten, äußerst einflussreichen Monografie von José Álvarez Junco über die „Idee Spaniens im 19. Jahrhundert“ ziert das Bild der *Mater dolorosa*, der angesichts der Kreuzigung ihres Sohnes von tiefem Schmerz gepeinigten Gottesmutter. Dieses Bild war in der zeitgenössischen Debatte in konservativ-klerikalen Kreisen aufgetaucht, wo es auf die spanische Nation und

---

Historia del Partido Nacionalista Vasco, 2 Bde., Barcelona 1999 und 2001 [überarbeitete und gekürzte Edition von De Pablo und Mees, Barcelona 2005].

ihren Leidensweg in die Moderne bezogen wurde.<sup>31</sup> Dem Historiker Álvarez Junco dient es in zweierlei Hinsicht: Erstens symbolisiert es die enge Verflechtung von Religion und Nation im Prozess des spanischen Nation-Building, und zweitens beschreibt es, wenn auch in symbolisch überhöhter und eher ideologischer als historischer Manier, seine zentrale These: die Probleme und Schwächen des spanischen Nationsbildungsprozesses im 19. Jahrhundert. Die Erstauflage des Buches erschien im Jahr 2001 und markierte, auch aufgrund seines enormen kommerziellen Erfolges, einen Meilenstein einer Debatte, die schon Jahre zuvor begonnen hatte. Seitdem zu Beginn der 1990er-Jahre die ersten Publikationen erschienen waren, in denen der Prozess der spanischen Nationsbildung untersucht und als vergleichsweise „schwach“ beschrieben wurde, hatte unter den spanischen Historikern und anderen Sozialwissenschaftlern eine rege Diskussion zu diesem Thema eingesetzt, die bis heute andauert und zahlreiche Veröffentlichungen hervorgebracht hat. Es gibt seitdem fast so etwas wie einen spanischen „Historikerstreit“, der nicht immer nur wissenschaftlich geführt wird, sondern zum Teil auch von den politischen Vorstellungen oder regionalen beziehungsweise nationalen Identitäten der Teilnehmer beeinflusst wird. Im Folgenden sollen einige der bislang vorgebrachten Argumente aufgegriffen, Forschungsdefizite problematisiert und mögliche Perspektiven für zukünftige Analysen angedeutet werden.

1. Ähnlich wie in der deutschen Sonderwegsdebatte hat auch in Spanien die Diskussion über die Entwicklung von Staat und Nation dazu geführt, die ursprünglich sehr kategorisch und apodiktisch formulierte These von der Schwäche des spanischen Nationalismus und dem Scheitern des Nation-Building stark zu relativieren und dagegenzuhalten, dass die spanische Entwicklung derjenigen anderer europäischer Nationen nicht unähnlich gewesen sei. Man müsse sich von der Vorstellung verabschieden, dass es ein europäisches Modell gäbe, an dem die Entwicklung anderer Länder gemessen und als „normal“ oder „anormal“ kategorisiert werden könne. Die Entwicklung von Staat und Nation in

---

31 Es wäre interessant, die Verwendung von ähnlichen Metaphern religiösen Ursprungs in anderen europäischen Nationalbewegungen zu vergleichen. Hier ergibt sich auf den ersten Blick eine interessante Parallele zum Fall der polnischen Nation, deren langen Leidensweg Adam Mickiewicz als „Christus unter den Völkern“ beschrieben hat. Diesen Hinweis verdanke ich Siegfried Weichlein, *Nationalbewegungen und Nationalismus in Europa*, 2. Aufl., Darmstadt 2012, S. 140 f.

Spanien könne daher nicht einfach als rückständiger Sonderfall bezeichnet werden. Es sei an der Zeit, die „Melancholie“ aufzugeben und einzusehen, dass Spanien nichts anderes war als „ein einzelner aus einer Vielzahl europäischer Fälle, der auch seine Besonderheiten besaß, aber in keiner Weise anormal oder außergewöhnlich war“.<sup>32</sup>

2. Zur Untermauerung dieser Kritik wurde von verschiedenen Autoren mit Recht insbesondere eine Schwachstelle, oder besser gesagt: ein analytisches Defizit im Theorem des schwachen spanischen Nationalismus hervorgehoben. Es wurde kritisiert, dass die einseitige methodologische Fokussierung auf die staatlichen Instanzen als aktive (beziehungsweise in diesem Falle eher passive) Nationalisierungsgagenten den viel komplexeren Nationalisierungsprozess nur unzureichend beschreiben kann, denn die Ausbildung nationaler Identitäten ist nicht einfach die Folge eines hierarchischen Top-down Prozesses, der von den staatlichen Instanzen gelenkt und vom Bürger passiv konsumiert wird. Im Gegenteil: Das Individuum ist zwar der Empfänger der nationalistischen Botschaft, muss diese aber decodieren und mit Sinn füllen. Mit anderen Worten: Die Individuen verfügen über eine gewisse Autonomie bei der Ausbildung ihrer nationalen Identität, bei der die staatlich kontrollierten Nationalisierungsinstanzen wie die öffentliche Schulbildung, der Dienst in der Armee oder die Zelebrierung der Nation durch Feier- und Gedenktage, Monumente oder Mythenbildung nur einige der entscheidenden Faktoren sind.<sup>33</sup>

32 Übersetzung eines Zitats von Javier Moreno Luzón, Introducción. El fin de la melancolía, in: ders. (Hg.), *Construir España. Nacionalismo español y procesos de nacionalización*, Madrid 2007, S. 13–24, hier S. 16. Zur Kritik an der These von der Schwäche oder dem Scheitern des spanischen Nation-Building vgl. weiter auch den Beitrag von Salvador Caltayud / Jesús Millán / María Cruz Romeo, *El Estado en la configuración de la España contemporánea. Una revisión de los problemas historiográficos*, in: dies. (Hg.): *Estado y periferias en la España del siglo XIX. Nuevos enfoques*. Valencia 2009, S. 9–130, sowie den Sammelband von Ismael Saz/Ferran Archilés (Hg.), *Estudios sobre nacionalismo y nación en la España contemporánea*, Zaragoza 2011.

33 Alejandro Quiroga, *Les tres esferes. Cap a un model de la nacionalització a Espanya, Segle XX*, in: *Revista catalana d'història*, 4 (2011), S. 145–162. Der wohl neueste Beitrag dazu mit einer ähnlichen argumentativen Stoßrichtung ist Ferrán Archilés / Marta García Carrión, *En la sombra del Estado. Esfera pública nacional y homogeneización cultural en la España de la Restauración*, in: *Historia Contemporánea*, 45 (2012), S. 483–518.

3. Insgesamt lässt sich also feststellen, dass wir eine Menge über die Nationalisierung „von oben“, ihre intellektuellen Grundlagen und die Probleme ihrer öffentlichen Umsetzung wissen, aber nur wenig über das reale Echo dieser Programme an der gesellschaftlichen Basis und über das Funktionieren der beiden anderen genannten Nationalisierungsräume. Die Schwäche und Rückständigkeit der öffentlichen Nationalisierung stellte nicht notwendigerweise ein Scheitern derselben dar, denn – wie Xosé Manoel Núñez konstatiert – Individuen und soziale Gruppen können auch über die Region zur Nation finden:

„Es gab keinen grundsätzlichen Gegensatz zwischen Region und Nation und zwischen nationaler Identität und regionaler und lokaler Identität, sondern im Gegenteil: Regionale und lokale Identitäten konnten ebenfalls dazu dienen, die nationale Identität zu verfestigen.“<sup>34</sup>

Man sollte also abrücken von der Vorstellung, dass ein „starker“ Prozess der nationalen Integration notwendigerweise zur Schwächung – oder zum Auslösen – anderer Identifikationsmuster führen muss. Im Gegenteil: Michael Keating hat darauf hingewiesen, dass im „nie abgeschlossenen Prozess“ der nationalstaatlichen Integration „regionale Politik bei allen Veränderungen über die Zeit stets gegenwärtig geblieben ist“.<sup>35</sup> In diesem Prozess sind im europäischen Rahmen nicht nur die für Spanien so typischen Spannungen zwischen Zentralstaat und Regionen, zwischen Zentrum und Peripherie eher die Regel als eine Ausnahme. Selbst die Bedeutung der Begriffe Zentrum und Peripherie unterliegt dem Wandel: Vormoderne maritime Handelszentren wie etwa die Bretagne können im Verlauf der Entwicklung an den peripheren Rand gedrängt werden, während vormalige Randgebiete wie Glasgow, Liverpool oder Marseille zu modernen, mächtigen Handelszentren werden. Neue, aufstrebende Industrie- und Handelsmetropolen wie Manchester, in der Lombardei oder in Südbelgien hatten sich, ebenso wie die Basken und Katalanen, damit abzufinden, dass das

34 Xosé Manoel Núñez, Überlegungen zum Problem der territorialen Identitäten. Provinz, Region und Nation im Spanien des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Christina Benninghaus et al. (Hg.), *Unterwegs in Europa: Beiträge zu einer vergleichenden Sozial- und Kulturgeschichte*, Frankfurt/M. 2008, S. 115–136, hier S. 118.

35 Michael Keating, Der neue Stellenwert des Territoriums: Regionen und die Geschichte des europäischen Staates, in: Benninghaus, *Unterwegs in Europa*, S. 97–113.

Zentrum der politischen Macht weit außerhalb ihrer Region lag. Der qualitative Unterschied bestand in den beiden hier untersuchten Fällen allerdings im Aufkommen alternativer nationaler (und nicht nur regionaler) Identitäten.<sup>36</sup>

4. Das mit Sicherheit größte Defizit der Debatte um das spanische Nation-Building besteht in der noch sehr unterentwickelten, meist völlig fehlenden komparativen Herangehensweise. Die Frage nach der Bezugsgröße wird nur selten thematisiert, geschweige denn beantwortet. Dabei gibt es durchaus Ansatzpunkte, die zum theoretischen Weiterdenken und empirischen Überprüfen einladen. Dazu gehört etwa der von Puhle vorgelegte und an Weber orientierte Vorschlag, die Entwicklungswege von Großbritannien, Frankreich, Preußen und Spanien idealtypisch über einen Vergleich der für den europäischen Modernisierungsprozess prägenden drei Dimensionen der Bürokratisierung, der Industrialisierung und der Demokratisierung zu erfassen. Nach diesem Schema entwickelte sich Spanien ähnlich wie Frankreich, allerdings mit einem wichtigen Unterschied: Die Nachwirkungen der Revolution waren in Spanien wesentlich schwächer als im Nachbarland, weshalb „die bürokratischen Eliten des Zentrums [...] nicht nur mit den kapitalistischen Bourgeoisien der spanischen Peripherie Bündnisse eingehen, sondern auch mit den starken Gruppen der zurückgebliebenen Agraroligarchien des Zentrums, was oft genug zu Kompromissen zwischen politischer ‚Überentwicklung‘ und sozioökonomischer ‚Unterentwicklung‘ gezwungen hat“. Unter anderen Vorzeichen und im europäischen Zusammenhang zeigt sich hier, ähnlich übrigens auch bei Weichlein,<sup>37</sup> erneut die These der relativen Schwäche des politischen (und nationalen) Zentrums und der herausfordernden Stärke der (baskischen und katalanischen) Peripherie.<sup>38</sup>

36 Vgl. für das 19. Jahrhundert z. B. Josep María Fradera, *Cultura nacional en una sociedad dividida. Patriotismo y cultura en Cataluña, 1833–1868*, Madrid 2003 und Rubio Pobes, *La identidad vasca; allgemein zum Verhältnis von Region und Nation* Xosé Manoel Núñez Seixas, *The Region as Essence of the Fatherland: Regionalist Variants of Spanish Nationalism (1840–1936)*, in: *European History Quarterly*, 31 (2001) 4, 2001, S. 483–518.

37 „In Spanien waren die regionalen Nationalbewegungen der Träger des Modernitätsgedankens, weniger das monarchistische Zentrum in Madrid, das durch häufige Bürgerkriege in seiner Handlungsfreiheit gelähmt war.“ (Weichlein, *Nationalbewegungen*, S. 117.)

38 Hans-Jürgen Puhle, *Staaten, Nationen und Regionen in Europa*, Wien 1995, S. 21.

Ein zweites Beispiel für vergleichende Ansätze bei der Analyse der Entwicklung Spaniens zu einem modernen Staat kommt aus der Wirtschaftsgeschichte. Schon vor knapp zwei Jahrzehnten hat Gabriel Tortella die Frage, ob es bestimmte Gemeinsamkeiten in der sozioökonomischen Entwicklung der Staaten Südwesteuropas gebe, die es erlauben, von einem „specific Latin or south-west European pattern of economic modernization“ zu sprechen, positiv beantwortet.<sup>39</sup> Tortella lehnte dadurch implizit die These einer spanischen Sonderentwicklung ab, da das Land im 19. und im 20. Jahrhundert ähnliche Entwicklungsmerkmale (Entwicklung des Pro-Kopf-Einkommens, geographische und geologische Bedingungen, aktive Bevölkerung, Analphabetismus, Schulbesuch, u. a.) und Konjunkturzyklen (Stagnation oder Rückgang im 19. Jahrhundert, starkes Wachstum seit der Mitte des 20. Jahrhunderts) aufwies wie Italien oder Portugal. Für Tortella gab es also keinen „Sonderfall Spanien“, sondern nur einen „Sonderfall Südwesteuropa“, dessen sozioökonomische Entwicklung von derjenigen der meisten nord- und westeuropäischen Staaten abwich. Doch auch hier bleibt ein Problem: Gesamtstaatliche Berechnungen in Ländern mit so großen regionalen Entwicklungsdisparitäten wie Spanien oder auch Italien verdecken eine sehr viel heterogenere und nicht selten widersprüchliche Realität.<sup>40</sup>

5. Wenn Vergleiche angestellt werden, um die relative Schwäche des spanischen Nationalismus im 19. Jahrhundert herauszuarbeiten, wird jedoch in der Regel nicht auf Italien oder Portugal, sondern auf das Beispiel Frankreichs als eines klassischen europäischen Nationalstaats zurückgegriffen, dessen Regierung vor allem in der Dritten Republik ganz massiv und erfolgreich eine Politik der Nationalisierung „von oben“ betrieben habe. Eugen Weber hat das Ziel dieser Politik in seiner viel zitierten Studie mit dem Titel „Peasants into Frenchmen“ beschrieben.<sup>41</sup> Auch die Übernahme des (Eugen) Weber'schen Paradigmas und seine Anwendung auf die spanische Geschichte ist von den Kritikern in der spanischen Debatte mit den

39 Gabriel Tortella, Patterns of economic retardation and recovery in south-western Europe in the nineteenth and twentieth centuries, in: *Economic History Review*, XLVII, (1994) 1, S. 1–21, hier S. 1.

40 Das war schon 1981 die These von Sydney Pollard, *Peaceful Conquest: the industrialization of Europe, 1760–1970*, Oxford 1981.

41 Eugen Weber, *Peasants into Frenchmen. The Modernization of Rural France 1870–1914*, Stanford 1976.

schon genannten Argumenten (Bauern als passive Konsumenten der staatlichen nationalen Botschaft, Bildung nationaler Identitäten auch über regionale und lokale Instanzen, Koexistenz von nationalen, regionalen und lokalen Identitäten, regionalistische Kultur des französischen Republikanismus als Ausdrucksform einer nationalen Identität „von unten“) als methodologisch unzureichend und reduktionistisch abgelehnt worden.<sup>42</sup> Wenn die Thesen Eugen Webers für den Vergleich, den auch die Kritiker für notwendig halten, also offenbar nur geringen Nutzen bringen, sollten Alternativen angeboten werden um ein deutlicheres Bild davon zu bekommen, welche Länder (oder Regionen) für einen Vergleich mit Spanien taugen und welche Variablen im Einzelnen verglichen werden sollen. Dazu gibt es bislang kaum Vorschläge. Methodologisch interessant könnte hier etwa Weichleins Analyse der nationalen Integrationsprozesse im von Spanien geografisch und kulturell so weit entfernten Deutschen Kaiserreich sein, in dem es nach der äußeren Reichsgründung „zwar einen Nationalstaat, aber noch kein nationales Gemeinschaftsbewusstsein und keine Reichsloyalität bei der Reichsbevölkerung“ gab.<sup>43</sup> Warum gelang in Spanien die für Deutschland typische Verschmelzung von regional-partikularistischen Identitäten mit der zentral-nationalen Identität nicht? Eine mögliche Antwort findet sich in Weichleins zitierter Studie. Jeder Nationalstaat braucht zur Sicherung der Loyalität seiner Bürger immanenten Erfolg. Weichlein weist in diesem Zusammenhang insbesondere auf die Bedeutung von Post und Eisenbahn, aber auch des Schulwesens hin. Die Fortschritte auf diesen Gebieten wurden von den Bürgern mit Loyalitätsbekundungen prämiert. Auch ohne die notwendige empirische Absicherung kann vermutet werden, dass ein chronisch verschuldeter und 1898 auch noch vor der Weltöffentlichkeit durch den Verlust der letzten Kolonien stark gedemütigter Staat wie der spanische seinen Bürgern gegenüber nicht allzu viele Erfolge aufweisen konnte, um diese gegen Loyalität einzutauschen. Und das musste in Regionen, die wirtschaftlich erfolgreich waren, über eine eigene ethnische Partikularkultur verfügten und daher in der Lage waren, eine alternative Nationalidentität zu konstruieren, Folgen haben.

42 Vgl. dazu den Artikel von Fernando Molina Aparicio: ¿Realmente la nación vino a los campesinos? Peasants into Frenchmen y el ‚debate Weber‘ en Francia y España, in: *Historia Social*, 62 (2008), S. 79–102.

43 Siegfried Weichlein, *Nation und Region. Integrationsprozesse im Bismarckreich*, Düsseldorf 2004, hier S. 13.

6. Trotz aller Forschungsdefizite und offenen Fragen ergibt sich nach gut zwei Jahrzehnten Diskussion um die Spezifika des spanischen Nation-Building doch insgesamt der Eindruck, dass die ursprüngliche These von der schwachen Nationalisierung und den zum Teil dadurch bedingten Problemen bei der Durchsetzung eines modernen, liberalen und industriekapitalistischen Nationalstaates als Ersatz für das verlorene Imperium stark relativiert und durch zusätzliche, weniger staats- als gesellschaftsorientierte Analysen ergänzt, aber nicht gänzlich verworfen werden muss. Jenseits aller oft berechtigten Kritik und Einwände bleibt festzuhalten, dass der spanische Liberalismus als Träger des Nationalprojektes im 19. Jahrhundert sozial und politisch schwach blieb und praktisch bis zum Bürgerkrieg von 1936 ständig, auch militärisch, von den reaktionären absolutistischen und später dann faschistoiden Kräften herausgefordert wurde. Und trotz aller relativierenden Einschränkungen, mit denen man der Nationalisierungspolitik „von oben“ begegnen sollte, wird – wie schon angedeutet – kaum zu bestreiten sein, dass aufgrund der durch die extrem hohe Staatsverschuldung bedingten strukturellen Krise der öffentlichen Haushalte in Spanien gar nicht an staatliche Modernisierungsprogramme irgendeiner Art zu denken war. Auch die selbst nach der Abschaffung der Inquisition ungebrochen große Macht der katholischen Kirche als Alliierte zunächst des Absolutismus, des konservativen, monarchistischen Liberalismus und dann des antirepublikanischen Faschismus dürfte in dieser Form in anderen europäischen Ländern kaum irgendwo vorzufinden sein. Auf den ersten Blick vergleichbare Fälle wie zum Beispiel Polen oder Irland sind anders gelagert. Hier wurde die nationale Spaltung durch die konfessionelle verstärkt: katholische Iren versus anglikanische Engländer, katholische Polen versus orthodoxe Russen beziehungsweise protestantische Preußen. In Spanien fehlte seit der Vertreibung der Muslime und Juden sowohl nach innen als auch nach außen – die Nachbarländer Frankreich und Portugal waren auch katholisch – diese national-konfessionelle Trennlinie. Damit wurde der Katholizismus in Spanien als militanter Legitimationsbeschaffer eines bestimmten (konservativen) Nationsprojektes nicht zur nationalen Integrationsklammer, sondern eher zum alle anderen (liberal-demokratischen und laizistischen) Nationsprojekte marginalisierenden Spaltpilz. Schließlich und endlich bleibt auch die Tatsache festzuhalten, dass die wichtigsten politischen und sozioökonomischen Modernisierungsinitiativen im Spanien des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts genau in denjenigen peripheren Regionen

stattfanden, in denen sich alternative Nationsprojekte als soziopolitische Massenbewegungen erfolgreich artikulieren konnten.

7. Trotz aller Kritik an der These der schwachen Nationalisierung Spaniens dürfte aber die klassische Sichtweise des Landes als Beispiel eines sehr früh geeinten europäischen Nationalstaats mit einem hohen Nationalisierungsgrad inzwischen als überholt gelten. Daran kann auch der unlängst gewagte Versuch rechtsgerichteter Autoren, auf fast 700 Seiten eine „patriotische Geschichte Spaniens“ auszuarbeiten, kaum etwas ändern.<sup>44</sup> Nicht der hohe Nationalisierungsgrad ist das Grundmerkmal der neueren spanischen Geschichte, sondern die Überlappung von und zum Teil auch die Konflikte zwischen unterschiedlichen lokalen, regionalen und nationalen Identitäten und Kulturen. Oder, um auf das zu Anfang genannte aktuelle Beispiel zurückzukommen und es etwas überspitzt auszudrücken: Typisch ist nicht die moderne und überlegene Spielweise der spanischen Fußballnationalmannschaft, sondern die Tatsache, dass die wichtigsten Spielgestalter der Nationalelf vom FC Barcelona kommen, diesem einzigartigen sportlichen Symbol des Katalanismus. Aus diesem Grund müssen analytische Vergleiche mit anderen europäischen Ländern notwendigerweise die nationalstaatliche Perspektive durch regionalspezifische Herangehensweisen vervollständigen, um so auch besser die spezifisch spanische Dialektik zwischen stagnierendem Zentrum und modernisierender Peripherie greifen zu können.

---

44 José María Marco, *Una historia patriótica de España. Una visión completamente diferente de nuestro pasado*, Barcelona 2011.

## Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Christof Dejung, Privatdozent, Fachbereich Geschichte und Soziologie, Neuere und Neuste Geschichte, Universität Konstanz

Angelika Epple, Professorin für Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie, Universität Bielefeld

Johannes Feichtinger, PD Mag. Dr., Österreichische Akademie der Wissenschaften

Patrick Kupper, Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck

Martin Lengwiler, Professor für Neuere Allgemeine Geschichte, Departement Geschichte, Universität Basel

Ludger Mees, Professor am Department of Contemporary History, University of the Basque Country, Bilbao

Susan Rößner, Konstanz

Bernhard C. Schär, Dr. phil., Dozent an der Professur für Geschichte der modernen Welt, Institut für Geschichte, ETH Zürich

Martin Schaller, Doktorand, School of History, University of St. Andrews

Frithjof Benjamin Schenk, Professor für Osteuropäische Geschichte und Neuere Allgemeine Geschichte, Departement Geschichte, Universität Basel

Bernhard Struck, Reader in Modern History, School of History, University of St. Andrews

Siegfried Weichlein, Professor für Zeitgeschichte, Departement für Historische Wissenschaften, Universität Fribourg





KLEMENS KAPS

**UNGLEICHE ENTWICKLUNG IN  
ZENTRALEUROPA**GALIZIEN ZWISCHEN ÜBERREGIONALER  
VERFLECHTUNG UND IMPERIALER  
POLITIK (1772–1914)(SOZIAL- UND WIRTSCHAFTSHISTORISCHE  
STUDIEN, BAND 37)

Galizien war eine der ärmsten Regionen der Habsburgermonarchie und konnte im späten 19. Jahrhundert nur rudimentär an Industrialisierung und Wohlstandsteigerung anschließen. Die Ursachen für die gescheiterten Modernisierungsprojekte der imperialen Beamten und regionalen Eliten reichen bis in die Frühe Neuzeit zurück, als das spätere Galizien unter polnisch-litauischer Herrschaft zum Rohstofflieferanten Westeuropas abstieg. Die periphere Verflechtung mit überregionalen Märkten akzentuierte sich unter habsburgischer Ägide ab 1772 weiter: Die Wirtschaftspolitik des Wiener Hofes bevorzugte die böhmischen und österreichischen Zentren, geopolitische Umstände und regionale Interessenskonstellationen bremsten Entwicklungsimpulse. Klemens Kaps zeigt, wie die ungleichen überregionalen Verflechtungen im Zusammenspiel mit der imperialen Wirtschaftspolitik Galiziens Entwicklung zwischen 1772 und 1914 behinderten.

2015. 535 S. 62 S/W-ABB. BR. 155 X 235 MM. | ISBN 978-3-205-79638-1

**p** 01

## **peripherien**

BEITRÄGE ZUR  
EUROPÄISCHEN  
GESCHICHTE

Die Disziplin der Europäischen Geschichte steht wohl vor der größten Herausforderung ihrer noch jungen Geschichte: Die globalhistorische Wende hat viele Grundannahmen der Europäischen Moderne in Frage gestellt und neue Anforderungen formuliert. Die Geschichte Europas soll polyzentrische Perspektiven aufzeigen, die sich als Teil einer globalen Geschichte verstehen. Die Beiträge dieses Buches nutzen transnationale, postkoloniale und globalhistorische Zugänge, um einen neuen Blick auf die Europäische Geschichte zu werfen. Zudem führt die Auseinandersetzung mit den geografischen und analytischen Rändern zu einem neuen Verständnis der Geschichte Europas. »Europa« wird so zu einer spezifischen sozialen und kulturellen Konstellation, die sich über innere Gemeinsamkeiten und Konflikte sowie über Interaktionen mit anderen Weltteilen konstituierte.

